

Ulrike Vogel (Hrsg.)

Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung

Autobiographische Notizen
der ersten Generation
von Professorinnen
an der Universität

ARBEIT GRENZEN POLITIK HANDLUNG METHODEN GEWALT SPRACHE WISSEN
SCHAFT DISKURS SCHICHT MOBILITÄT SYSTEM INDIVIDUUM KONTROLLE
ZEIT ELITE KOMMUNIKATION WIRTSCHAFT GERECHTIGKEIT STADT WERTE
RISIKO ERZIEHUNG GESELLSCHAFT RELIGION UMWELT BAZTALISATION
RATIONALITÄT VERANTWORTUNG MÄCHT PROZESS LEBENSTIL DELIN



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Ulrike Vogel (Hrsg.)

Wege in die Soziologie und die Frauen-
und Geschlechterforschung

Ulrike Vogel (Hrsg.)

Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung

Autobiographische Notizen
der ersten Generation
von Professorinnen
an der Universität



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Gedruckt mit freundlicher Förderung der Bernhard und Ursula Plettner-Stiftung
im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft

1. Auflage Mai 2006

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2006

Lektorat: Frank Engelhardt

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Satz: Sandra Glasenapp, Katharina Maertsch

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips bv, Meppel

Gedruckt auf säurefrei und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN-10 3-531-14966-0

ISBN-13 978-3-531-14966-0

Inhalt

Vorwort

Ulrike Vogel

Zur Konzeption der Veröffentlichung 9

Autobiographische Notizen

Rosemarie Nave-Herz

Biographische Notizen 17

Ingrid N. Sommerkorn

Mein Werdegang als Soziologin in der Wissenschaft 23

Regina Becker-Schmidt

Anstiftungen zum Feminismus 33

Ute Gerhard

Wie ich Soziologin wurde – eine Rekonstruktion 50

Helga Kräger

Endlos Studieren. Zum Spannungsverhältnis von Widerstand
und Verstummen, Engagement und Leistung 61

Sigrid Metz-Göckel

Wissenschaftsbiographischer Selbstversuch: Versuch, mir die Welt
soziologisch zu erklären 73

Ulrike Vogel

Mein Weg in die Soziologie und zur Geschlechterforschung 90

Ilse Dröge-Modelmog

Wissenschaftliche Biographie 100

Irene Dölling

Arbeiten ‚zwischen den Disziplinen’ 116

<i>Carol Hagemann-White</i> „Wege und Brücken“	125
<i>Marianne Rodenstein</i> Tanz auf verschiedenen Hochzeiten! Stadtsoziologie, Gesundheitsforschung und die Geschlechterfrage	138
<i>Eva Senghaas-Knobloch</i> Soziologisch informiert die Vorstellungskraft für eine weniger gewaltträchtige (Welt-)Gesellschaft entfalten	152
<i>Karin Flaake</i> Frauen- und Geschlechterforschung als Prozess der Selbstveränderung – berufliche Entwicklungen im Schnittpunkt von Soziologie, Psychoanalyse und Frauen- und Geschlechterforschung	166
<i>Gudrun-Axeli Knapp</i> Geradlinige Umwege	178
<i>Tilla Siegel</i> Curriculum Vitae – mit Blick hinter die Kulissen	190
<i>Sabine Gensior</i> Vom Fremdsein zum Engagement in der Profession	202
<i>Elisabeth Beck-Gernsheim</i> Wie ich zur Soziologie kam und wie ich Professorin wurde	214
<i>Doris Janshen</i> Tempus fugit, Gender bleibt. Zur un-disziplinierten Faszination an den Geschlechterverhältnissen	222
<i>Helgard Kramer</i> Eine Biographie der 1968er Generation	231
<i>Ilona Ostner</i> Dabei und doch nicht mittendrin – mein Weg in die Wissenschaft	243
<i>Ilse Lenz</i> Geschlechtergrenzen in Bewegung. Ein halbes Leben in der internationalen Genderforschung	250

Hildegard Maria Nickel
Biographische Notiz 261

Ursula Müller
Leben lernen, forschen gehen. Eine autobiographische Beschreibung 274

Nachwort

Ulrike Vogel
Frauen- und Geschlechterforschung und die Soziologie 289

Zu den Autorinnen 309

Vorwort

Zur Konzeption der Veröffentlichung

Ulrike Vogel

Es war neu für die Soziologie in der Bundesrepublik, dass ab Mitte der 1970er Jahre die erste Generation von Frauen als Soziologinnen auf Professuren an Universitäten gelangte. Noch einschneidender war, dass darüber hinaus ein Teil von ihnen die Frauen- und Geschlechterforschung in der Bundesrepublik begründete. Ihre Lebenswerke sind also ein wichtiger Bestandteil der Geschichte der Disziplin – ähnlich wie vorher die grundlegenden Beiträge der ersten Generation der Nachkriegssoziologen, die die Disziplin in der Bundesrepublik prägten. Die autobiographischen Notizen dieser Hochschulprofessoren (vgl. Fleck 1996; vgl. Bolte/Neidhardt 1998) geben wichtige Aufschlüsse über die ersten Jahrzehnte der Soziologie in der Bundesrepublik, als es noch kaum Frauen auf Professuren gab. Autobiographische Notizen der ersten wahrnehmbaren Minderheit von Frauen unter den Soziologie-Professoren werfen ein ebenso wichtiges Licht auf die Entwicklung der Disziplin. Denn diese Frauen sind zugleich Nachfolgerinnen und Antithese zur Nachkriegsgeneration der deutschen Soziologen: Stellten diese Männer im wesentlichen „die Kohorte der Disziplinmacher“ (Bude/Neidhardt 1998: 405) dar, so haben diese Frauen nicht nur als erste Generation neben der Mehrzahl der Männer Spitzenpositionen in der Disziplin erreicht, sondern auch – in Kritik am herkömmlichen Wissenschaftsbetrieb – einen neuen Wissenschaftsbereich, die Frauen- und Geschlechterforschung, an Hochschulen eingeführt.

Nach Mannheim ist für eine Generation – und damit auch für diese Frauen – weniger die exakte zeitliche Eingrenzung kennzeichnend als „ein gemeinsamer historisch-sozialer Lebensraum“, nur er „ermöglicht, dass die geburtsmäßige Lage in der chronologischen Zeit zu einer soziologisch relevanten werde“ (Mannheim 1965: 40).

Diese Generation von Frauen steht jetzt, wie zur Zeit der Herausgabe der beiden Bände zur Nachkriegssoziologie die Soziologen der ersten Generation nach dem Kriege, auf der Höhe ihres Schaffens oder ist im Übergang in den Ruhestand. Wie damals in Bezug auf die Begründer der bundesdeutschen Soziologie soll hier das Wirken dieser Frauen in Forschung, Lehre und allgemeiner gesellschaftlicher Aufklärung durch Selbstzeugnisse authentisch deutlich werden: einerseits als kritischer Beitrag zum professionellen Auftrag der Soziologie, andererseits in der inter-

disziplinären Eigenständigkeit der Frauen- und Geschlechterforschung (vgl. Metz-Göckel 2004: 597-604).

Fügt sich schon die Frauen- und Geschlechterforschung in ihrer kritischen Absicht nicht unbedingt einer Zuordnung zu einer der etablierten Universitätsdisziplinen, z.B. der Soziologie, so gilt dies auch insofern für die Professorinnen, als sie immer Sozialwissenschaftlerinnen sind, sich aber aufgrund von Qualifikationen auch in weiteren Disziplinen, wie z.B. der Sozialpsychologie, Psychologie, Philosophie oder Pädagogik, und ihres interdisziplinären Ansatzes nicht immer als Soziologinnen im engeren Sinne sehen.

Für die Auswahl der Mitwirkenden galt als wesentliches Kriterium, dass sie Teilnehmerinnen sind an den Diskursen zur Frauen- und Geschlechterforschung, die in der Soziologie, bzw. in Bezug auf die Soziologie, stattfinden. Es geht um die Frauen, die zwischen 1935 und 1945 geboren sind, sowie auch um Frauen, die 1946 bis 1949 geboren sind, aber schon seit Jahren mit der ersten Gruppe in wissenschaftlichem Austausch stehen.

Es wurden also Professorinnen der Soziologie bzw. der Sozialwissenschaften angefragt, die zwischen 1935 und 1949 geboren sind und Soziologie studiert haben oder in Soziologie promoviert oder habilitiert sind, oder ihre Professur sollte auch für Soziologie ausgewiesen sein. Sie sollten zu Fragen der Frauen- bzw. Geschlechterforschung publiziert haben. Alle diese Qualifikationen konnten den Hintergrund zu ihrer Teilnahme an Diskursen zur Frauen- und Geschlechterforschung in der Beziehung zur Soziologie bilden. Insgesamt 23 Professorinnen lieferten Beiträge zu diesem Band. Neun weitere sagten ab, davon fünf aus Zeitmangel und je zwei aus Altersgründen oder weil sie sich nicht als Repräsentantinnen der Frauen- und Geschlechterforschung sahen.

Als Rahmenbedingung der Beiträge dieses Bandes soll zunächst auf den Stellenwert dieser Generation von Frauen in der Entwicklung der Disziplin Soziologie eingegangen werden:

Welche Berücksichtigung also hat diese erste Generation von Frauen auf Professuren der Soziologie bzw. der Sozialwissenschaften, die sich der Frauen- und Geschlechterforschung zugewandt hat, bisher in Publikationen zur Geschichte der Soziologie gefunden? Die Überblicksbände zur Einführung in die Geschichte der Soziologie sind meist zwischen 1969 und Anfang der 1980er Jahre erschienen, konnten also die Leistungen dieser Frauen noch nicht berücksichtigen (vgl. Heckmann/Kröll 1984; vgl. Klages 1969; vgl. Lepenies 1981). In zwei weiteren Bänden zur Soziologiegeschichte werden lediglich einerseits der Einfluss der Frankfurter Schule „in den intellektuell-akademischen Reflexionsformen der Frauenbewegung“ (Brunkhorst in Hülsdünker/Schellhase 1986: 208), andererseits ein Ausblick auf eine „Soziologie der Geschlechter“ (Korte 1992: 214) erwähnt. Insgesamt lässt sich feststellen, dass im Mainstream der Publikationen zur Soziologiegeschichte der

Bundesrepublik Frauen an der Hochschule und insbesondere die Frauen- und Geschlechterforschung noch kaum eine Rolle spielen.

Eine Ausnahme stellt der Beitrag von Theresa Wobbe über Soziologinnen in Deutschland im Jahrbuch für Soziologie-Geschichte 1993 (vgl. Wobbe 1995) insoweit dar, als es zwar im wesentlichen um Soziologinnen zur Zeit der ersten Frauenbewegung geht, aber es werden Parallelen zur Situation von Soziologinnen an Hochschulen in den 1970er Jahren gezogen. So stellt Theresa Wobbe im Anschluss an Landmeier nach dem starken Personalausbau in den 1970er Jahren eine „ausgeprägte Dominanz der männlichen Soziologen“ (Landmeier 1987: 392. In: Wobbe 1995: 93) fest. Nach dessen Auswertung von Vorlesungs- und Personalverzeichnissen (vgl. Landmeier 1987: 379) konnte nur bis Mitte der 1970er Jahre „der Nachteil der Geschlechtszugehörigkeit durch den Vorteil der Generationszugehörigkeit ausgeglichen werden“ (Landmeier 1987: 383). Nach Erhebungen zur Entwicklung des Hochschulpersonals zwischen 1960 und 1983 (vgl. Köhler 1989: 493) gibt es nach der Mitte der 1970er Jahre „aufgrund der ungünstigen Altersstruktur (geringer Ersatzbedarf) und der praktisch unveränderten Stellenzahl (kein Erweiterungsbedarf) gerade zu dem Zeitpunkt, zu dem die Frauen verstärkt als Absolventen und als Bewerber um Hochschullehrerstellen auf dem Arbeitsmarkt erscheinen, so wenig Neueinstellungen, dass Veränderungen in der Zusammensetzung des Gesamtbestandes an Hochschulen nur sehr langsam eintreten können“ (Köhler 1989: 509f.). Als Ergebnis der Soziologinnen-Enquête stellt Angelika Wetterer für die Jahre von 1978 bis 1988 in den Hochschulen „gravierende Disparitäten zwischen den Geschlechtern“ (Wetterer 1990: 40) fest, obwohl es zu dem Zeitpunkt immer mehr gut qualifizierte, auch habilitierte Frauen gab.

Diese Bestandsaufnahmen zur Situation von Soziologinnen bzw. Sozialwissenschaftlerinnen an Hochschulen zeigen, dass Frauen auch in der Soziologie in den 1980er Jahren schlechter im Wissenschaftsbetrieb repräsentiert sind, und dass sie sich im wesentlichen erst ab Ende der 1970er Jahre auf Professuren beworben haben, als die große Zeit des Ausbaus der Hochschulen vorbei war. Die Frauen, die Professorinnen geworden sind, mussten sich also häufig unter relativ verschärften Konkurrenzbedingungen in der nach wie vor männlichen Mehrheit bewähren.

Diese innerhochschulische Entwicklung verdankt jedoch auch der Frauenbewegung der 1970er Jahre einen wesentlichen Antrieb: So betont Theresa Wobbe schon für die wenigen Sozialwissenschaftlerinnen an Hochschulen vor 1933 „umfangreiche wissenschaftliche und sozialpolitische Kooperationen mit der damaligen bürgerlichen Frauenbewegung. Erst mit der Hochschulreform, zu Beginn der 70er Jahre, treten Frauen wieder als Interessengruppe auf, um im Rahmen der zweiten Welle der Frauenbewegung gleichen Zugang zu Positionen an der Universität zu beanspruchen“ (Wobbe 1995: 104). Auch Rosemarie Nave-Herz weist in ihrer Geschichte der Frauenbewegung auf verschiedene wissenschaftliche Projekte der neuen Frauenbewegung sowie die Bemühung um Frauenforschung und

„Women Studies“ hin (vgl. Nave-Herz 1997: 66-76). Eine feministische Frauen- bzw. Geschlechterforschung positioniert sich schon seit den 1980er Jahren zwischen Wissenschaftskritik und Frauenbewegung (vgl. Clemens u. a. 1986: 20).

Eine der ersten Untersuchungen zur Lage von „Frauen an den Universitäten“ (vgl. Bock/Braszeit/Schmerl 1983) zeigt deren häufig marginale Lage in Forschung und Lehre als Minderheiten gegenüber Männern und enthält Überlegungen zu Veränderungen. Daneben gibt ein Überblick zur Entwicklung der Berufs- und Hochschulforschung über Frauen Informationen zu wesentlichen theoretischen Positionen und Forschungsprojekten sowie zu Forschungsinitiativen, Bibliotheken und weiterer Literatur (vgl. Clemens u. a. 1986).

Stehen diese beiden Beispiele für die Forschung zur benachteiligten Minderheitensituation von Frauen an Universitäten in den 1980er Jahren, so gibt Theresa Wobbe historisch weiter zurückliegende Gründe für diese marginale Lage von Frauen an Universitäten an: „Die Unterrepräsentanz von Frauen in den 70er Jahren ist vor allem eine Folge des späten Zugangs der Frauen in Deutschland zu den Ressourcen der Qualifikation und Professionalisierung. Die Folgen des späten Zugangs sind durch den Abbruch von Aufstiegsmöglichkeiten und akademischen Laufbahnen ab 1933 und aufgrund der erst spät einsetzenden Hochschulreform in den 1960er Jahren verstärkt worden“ (Wobbe 1995: 93).

Vor diesem Hintergrund einer randsständigen Lage von Frauen an Universitäten ist es um so beachtlicher, dass dennoch eine immerhin wahrnehmbare Minderheit von Frauen neben den Männern Professuren erreicht – und dazu ein neues Wissenschaftsgebiet, die Frauen- und Geschlechterforschung eingeführt – hat.

Neben diesen institutionellen Rahmenbedingungen für die Laufbahnen der Generation von Frauen, die in diesem Band zu Wort kommt, soll der Stellenwert autobiographischer Texte als Teil von Wissenschaftsgeschichte umrissen werden:

Bei diesen Selbstzeugnissen geht es nicht in erster Linie darum, außerordentliche Persönlichkeiten mit ihren Leistungen herauszustellen. Ein Beispiel für eine Darstellung herausragender Vorläuferinnen durch Dritte ist die Schilderung von neun Pionierinnen in der Soziologie im 19. und 20. Jahrhundert, von denen zwei, um 1900 geboren, im heutigen Sinne professionelle Soziologinnen sind (vgl. Honneger/Wobbe 1998: 10-23). Ein aktuelles Beispiel für die Herausstellung von wesentlichen Vorläuferinnen sowie Zeitgenossinnen ist die Beschreibung der Lebenswege von zehn Pionierinnen der Frauen- und Geschlechterforschung weit über die Grenzen der Soziologie hinaus und in die Vergangenheit bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zurückgreifend (vgl. Kortendiek/Münst 2005).

Anders als diese beiden Veröffentlichungen lässt der vorliegende Band Frauen als erste Generation von Professorinnen und Pionierinnen der Frauen- und Geschlechterforschung selbst zu Worte kommen. In ihren autobiographischen Notizen werden Lebenswege – jenseits der „biographischen Illusion“ (vgl. Bourdieu 2000) – auch in ihren sozialstrukturellen Rahmenbedingungen deutlich. In den kur-

zen Beiträgen dieses Bandes sind – jeweils individuell gewichtete – Schlaglichter auf das eigene Leben in der Auseinandersetzung mit den, auch zeithistorisch bedingten, Gegebenheiten als Frauen in einer Herkunftsfamilie, einer Bildungslaufbahn, in Wissenschaftskarrieren und schließlich in einer universitären Spitzenposition möglich. Gleichzeitig wird die Einbettung in die Disziplin, die Hochschule und weitere wissenschafts-politische Entwicklungen eindrücklich nachvollziehbar.

Die autobiographischen Beiträge werden in diesem Band nach dem Alter geordnet. Neben der wichtigsten Gemeinsamkeit dieser Frauen, der Beteiligung an den Diskursen der Frauen- und Geschlechterforschung in der Soziologie oder in Beziehung zur Soziologie, hat die Beschränkung auf Professorinnen an Universitäten pragmatische Gründe in den Grenzen, die ein Sammelband setzt. Zwar werden diese Diskurse in der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung weitgehend von Professorinnen an Universitäten getragen. Dennoch gibt es einige Professorinnen an Fachhochschulen, die an diesen Diskursen beteiligt sind. Jede solche Abgrenzung bleibt angreifbar. Ein möglicher Tadel muss allein die Herausgeberin treffen. Hier bleibt nur die Bitte um Nachsicht aller Mitwirkenden und auch der Leserinnen und Leser.

Ein Nachwort enthält zunächst Anmerkungen zu dieser ersten Generation von Professorinnen der Sozialwissenschaften und Begründerinnen der Frauen- und Geschlechterforschung. Dann werden, nach einem Blick auf die gegenseitige Rezeption von Erkenntnissen in beiden Wissenschaftsbereichen, Ergebnisse eines nachträglichen Workshops mit den Beteiligten zu Beziehungen zwischen Frauen- bzw. Geschlechterforschung und Soziologie dargestellt.

Den Autorinnen dieses Sammelbandes möchte ich in zweifacher Weise danken: Ohne ihre freundliche Aufgeschlossenheit gegenüber der Idee, diese autobiographischen Texte herauszubringen, und vor allem ohne ihre bereitwillige Kooperation wäre dieser Band nie entstanden.

Der Bernhard und Ursula Plettner-Stiftung im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft soll an dieser Stelle dafür gedankt sein, dass die Arbeiten für das Zustandekommen des druckfertigen Buchmanuskripts durch ihre Förderung geleistet werden konnten und dass ein Druckkostenzuschuss zur Verfügung stand. Eine zusätzliche Hilfe bei der Erstellung des Buchmanuskripts vor Ort gewährte das Braunschweiger Zentrum für Gender Studies, ein Zusammenschluss aus den drei Braunschweiger Hochschulen. Der Workshop konnte mit Unterstützung des Braunschweigischen Hochschulbundes an der Technischen Universität Braunschweig vorbereitet werden. Durchgeführt werden konnte der Workshop dann im wesentlichen durch Förderung des Braunschweiger Zentrums für Gender Studies. Für diese Unterstützung – und das Grußwort von Frau Prof. Dr. Sabine Brombach im Namen des Zentrums – sei hier ausdrücklich gedankt.

Danken möchte ich auch Herrn Engelhardt vom VS Verlag für Sozialwissenschaften für die sehr kooperative Betreuung der Herausgabe dieses Buches. Einen

spezifischen Dank möchte ich den beiden studentischen Hilfskräften, Frau Sandra Glasenapp und Frau Katharina Maertsch, aussprechen, die alle Phasen der Vorbereitung und Erstellung dieses Bandes bis hin zur Formatierung des Manuskripts für den Verlag sowie die Vorbereitung und Durchführung des Workshops mit großem Einsatz, Präzision und Kreativität begleitet haben. Es bleibt nun zu hoffen, dass dieses Buch seine interessierten Leserinnen und Leser finden wird und dass es somit zur Aufklärung über ein Stück Wissenschaftsgeschichte, an der Frauen entscheidend teil hatten und haben, beitragen kann.

Literatur:

- Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.) (2004): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden
- Bock, Ulla/Braszeit, Anne/Schmerl, Christiane (Hg.) (1983): Frauen an den Universitäten. Zur Situation von Studentinnen und Hochschullehrerinnen in der männlichen Wissenschaftshierarchie. Frankfurt a. M.
- Bolte, Karl Martin/Neidhardt, Friedhelm (Hg.) (1998): Soziologie als Beruf. Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration. Baden-Baden
- Bourdieu, Pierre (2000): Die biographische Illusion. In: Hoerning, Erika M. (2000): 51-59
- Brunkhorst, Hauke (1986): Soziologie und Kritische Theorie. Zur Bedeutung der Frankfurter Schule für die Nachkriegssoziologie. In: Hülsdünker/Schellhase (1986): 195-220
- Bude, Heinz/Neidhardt, Friedhelm (1998): Nachwort: Die Professionalisierung der deutschen Nachkriegssoziologie. In: Bolte/Neidhardt (1998): 405-418
- Clemens, Bärbel/Metz-Göckel, Sigrid/Neusel, Aylá/Port, Barbara (Hg.) (1986): Töchter der Alma Mater. Frauen in der Berufs- und Hochschulforschung. Frankfurt a. M.
- Fleck, Christian (Hg.) (1996): Wege zur Soziologie nach 1945. Biographische Notizen. Opladen
- Heckmann, Friedrich/Kröll, Friedhelm (1984): Einführung in die Geschichte der Soziologie. Stuttgart
- Hoerning, Erika M. (Hg.) (2000): Biographische Sozialisation. Stuttgart
- Honegger, Claudia/Wobbe, Theresa (1998): Frauen in der Soziologie. Neun Porträts. München
- Hülsdünker, Josef/Schellhase, Rolf (Hg.) (1986): Soziologiegeschichte, Identität und Krisen einer ‚engagierten‘ Disziplin. Berlin
- Klages, Helmut (1969): Geschichte der Soziologie. München
- Klingemann, Carsten et. al. (Hg.) (1995): Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1993. Baden-Baden
- Köhler, Helmut (1989): Eine „stille Revolution“ an den Hochschulen? Hochschullehrerinnen im Spiegel der Statistik. In: Zeitschrift für Pädagogik, 35. 4: 493-514
- Korte, Hermann (1992): Einführung in die Geschichte der Soziologie. Opladen
- Kortendiek, Beate/Münst, A. Senganata (Hg.) (2005): Lebenswerke. Porträts der Frauen- und Geschlechterforschung. Opladen
- Landmeier, Reinhard (1987): Die unbekannte Fachgemeinschaft. Material zur Sozialstruktur der Soziologen der Bundesrepublik Deutschland. In: Soziale Welt. 38. 3: 379-407
- Lepenies, Wolf (Hg.) (1981): Geschichte der Soziologie. 4 Bde. Freiburg
- Mannheim, Karl (1965): Das Problem der Generationen. In: von Friedeburg, Ludwig (1965): 23-48
- Metz-Göckel, Sigrid (2004): Institutionalisierung der Frauen-/Geschlechterforschung: Geschichte und Formen. In: Becker/Kortendiek (2004): 597-604
- Nave-Herz, Rosemarie (1997): Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland. Hannover: Landeszentrale für politische Bildung
- von Friedeburg, Ludwig (Hg.) (1965): Jugend in der modernen Gesellschaft. Köln/Berlin

- Wetterer, Angelika (1990): Frauen und Frauenforschung in der bundesdeutschen Soziologie. Ergebnisse der Soziologinnen-Enquête. Werkstattberichte – Band 27. Wissenschaftliches Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung der Gesamthochschule Kassel. Kassel
- Wobbe, Theresa (1995): Karrieren im nationalen Kontext: Soziologinnen in Deutschland. In: Klingemann et. al. (1995): 93-114

Autobiographische Notizen

Biographische Notizen

Rosemarie Nave-Herz

1. Kindheit und Jugend: Ein kurzer Rückblick

Ich gehöre zu der Generation, die man später die Keller- und Flüchtlingskinder benannte, obwohl realiter nur eine Minorität innerhalb dieser Altersgruppe von diesen Kriegsereignissen unmittelbar betroffen war.

Für mich traf dieses Schicksal zu. Ich bin 1935 in Berlin geboren und lebte dort fast bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Kurz vor meinem zehnten Geburtstag verließen wir mit einem Flüchtlingszug diese Stadt und kamen schließlich über viele Umwege nach Göttingen, wo ich zunächst noch die „Volkschule“, dann – nach einer Aufnahmeprüfung – das Gymnasium besuchte und das Abitur ablegte.

Dass wir während der gesamten Kriegszeit (mit Ausnahme eines halben Jahres) in Berlin verblieben sind, war eine Entscheidung meines Vaters. Er ist im Ersten Weltkrieg mit achtzehn Jahren eingezogen worden und hatte in Frankreich an den sog. „Materialschlachten“ mit Verschüttungserlebnis teilgenommen, weswegen er ein erneutes „Soldat-Sein“ mit allen Mitteln zu verhindern versuchte, was ihm gelang. Er war ein „richtiger Familienmensch“, warmherzig und auf das Wohl seiner Kinder bedacht. Dazu zählte auch der Grundsatz, dass gerade in Notzeiten sich eine Familie nicht trennen sollte. Als die Schulen in Berlin geschlossen und alle Kinder evakuiert wurden, meldete er meine Schwester und mich wohnungsmäßig bei einem Kollegen-Ehepaar an, das dicht hinter der Berliner Stadtgrenze lebte. So fuhr ich täglich von zu Hause aus ca. eine halbe Stunde mit dem Zug zur Schule, was dann – als die Jahre der Bombardierung begannen – nicht immer einfach war, zumal wir in jener Zeit fast alle Nächte im Bunker oder im Keller verbrachten und später zuweilen diese auch am Tage aufsuchen mussten.

Die Göttinger Einwohner dagegen waren von Kriegsereignissen – bis auf einen Bombenangriff auf den Bahnhof – verschont geblieben. Wir Flüchtlinge mit unseren wenigen „Habseligkeiten“ wurden in ihrem Ansehen dem unterem Bereich der gesellschaftlich sozialen Hierarchie zugeordnet, gleichgültig wie hoch unser Status oder die Besitzverhältnisse vor der Flucht waren. Realiter war mein Vater höherer Beamter. Dennoch wurden wir von ihnen zur Randgruppe mit allen Fol-

gen erklärt. Eventuell ist es diese Sozialisationserfahrung, weswegen ich mich bis heute immer zunächst der Position der Außenstehenden, Diskriminierten annehme und ihre Partei ergreife.

Im Laufe meiner Jugendjahre und nach der „Währungsreform“ verschwand schließlich die Grenze zwischen „Einheimischen“ und „Flüchtlingen“.

In jenen Jahren – also während der Schulzeit – hatte ich bereits zwei feste Entscheidungen für die Zukunft getroffen: Ich wollte selbstverständlich studieren und ich wollte immer erwerbstätig sein, auch bei Heirat und Familiengründung. Ich lernte meinen späteren Ehemann bereits am Ende meiner Schulzeit kennen, der diese Entscheidungen immer mit trug.

2. Studienzeit

Dass ich mein damaliges Berufsideal, nämlich einen Betrieb oder ein Hotel eigenständig und allein zu führen, eventuell auch Börsenmaklerin zu werden, nie als Frau verwirklichen könnte, war mir nach dem Abitur bereits klar. So habe ich in Köln zunächst Volkswirtschaftslehre, Betriebswirtschaftslehre, Germanistik und – aus pragmatischen Gründen – Wirtschaftspädagogik studiert (von 1955 bis 1959) mit dem Abschluss des Examens als Diplom-Handelslehrer (weibliche Bezeichnungen waren damals unüblich). Zur Soziologie bin ich durch Zufall gekommen. Im Vorlesungsverzeichnis stieß ich im zweiten Semester auf die Ankündigung einer Vorlesung mit dem Titel „Familie und Gesellschaft“, gehalten von René König, die ich besuchte. Seit dieser Veranstaltung galt der Soziologie mein Hauptinteresse.

Ich habe überhaupt sehr gerne studiert, aber von den soziologischen Erkenntnissen, die ich während meines Studiums gewann und die mir durch René König vermittelt wurden, war ich ganz besonders begeistert. Besonders intensiv widmete ich mich den Werken Max Webers, aber auch Karl Marx. Doch insgesamt bin ich stark von René Königs Art des Denkens, z.B. in Kulturvergleichen und von seinem wissenschaftstheoretischen Ansatz beeinflusst. Sein Satz, dass Soziologie nichts als Soziologie sei, über den in der Scientific Community kontrovers diskutiert wurde, ist mein Leitspruch bis heute geblieben, d. h. Soziologie wird als eigenständige Wissenschaft in Abgrenzung zur Philosophie verstanden, ist eine analytische, aber auch kritische Oppositionswissenschaft und hat, wenn es sich um empirische Sachverhalte handelt, diese methodisch zu überprüfen, statt über diese zu spekulieren. Empirische Daten sind nicht nur theoriegeleitet zu erheben, sondern aus ihnen sind auch gesellschaftliche Folgerungen abzuleiten und für gesellschaftliche Probleme sind Lösungswege zu diskutieren, aber die Soziologie hat keine Prophetien im Hinblick auf Gesellschaftsbilder oder Gesellschaftsideale zu entwerfen.

Bereits während meines Studiums (1957) habe ich geheiratet; denn man konnte damals wegen des noch bestehenden „Kuppelei-Paragrafen“ nicht zusammen woh-

nen, ohne verheiratet zu sein. Am Ende des Studiums (1958) wurde unser Sohn geboren und kurz nach der Abgabe der Dissertation (1962) unsere Tochter.

Studentinnen, die das Fach Wirtschaftswissenschaften studierten, gab es nur wenige in Köln; und die Vorurteile gegenüber ihnen seitens der Professorenschaft waren noch groß, was Hans Anger mit seiner empirischen Untersuchung (1960) belegt hat. Ich selbst erfuhr eine derartige vorurteilstgeladene Einstellung während des mündlichen Abschlussexamens, als der Prüfer als erste Frage formulierte: „Warum machen Sie eigentlich überhaupt noch ein Examen, Sie sind doch verheiratet?“!

René König unterschied sich in dieser Hinsicht sehr deutlich von seinen Kollegen, wie in seinem Aufsatz über „Die Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft“ (Stuttgart 1967; Neudruck 1974) nachzulesen ist.

In jener Zeit – während meines Studiums – traten im übrigen Frauen kaum öffentlich auf. So habe ich, bis ich selbst Vorlesungen als Dozentin gab, zuvor nie eine Professorin einen Vortrag halten hören.

Während und nach der Promotion war ich zunächst als Referendarin und dann als Diplom-Handelslehrerin tätig. Aber diese Aufgabe genügte mir nicht; und so folgte ich 1965 einem Angebot, als wissenschaftliche Mitarbeiterin an das neu gegründete Max-Planck-Institut für Bildungsforschung zu wechseln.

3. Der „Stellenwert“ von Frauenforschung in meiner Berufsbiographie

Zunächst sei einleitend vorweg genommen: Ich habe mich nie allein als „Frauenforscherin“ definiert und mich entsprechend zu keiner Zeit wissenschaftlich auf diese Themen beschränkt, sondern in Lehre und Forschung zunächst der Bildungssoziologie, dann der Soziologie der Lebensformen/Familiensoziologie den Vorrang eingeräumt.

Ferner muss ich betonen, dass ich im Bezug auf die Verwendung des Wortes „Frauenforschung“ selbst eine Entwicklung hinter mir habe. Als der Begriff eingeführt wurde, mochte ich ihn absolut nicht. Er hatte zunächst auch allgemein keine besondere Akzeptanz gefunden. Ich war für den Begriff der „Geschlechtersoziologie“. Für mein erstes diesbezügliches Buch (erste Auflage 1972) hatte ich deshalb den Untertitel gewählt: „Eine Einführung in die Geschlechtersoziologie“. Als die „Sektion Frauenforschung“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gegründet wurde, bin ich bei den jüngeren Frauenforscherinnen negativ aufgefallen, als ich dafür eintrat, statt der Bezeichnung „Sektion Frauenforschung“ sie „Sektion Geschlechter-Soziologie“ zu benennen. Ich wusste gar nicht, in welches „Wespennest“ ich gestochen hatte. Damals war der Begriff „Geschlechtersoziologie“ innerhalb der Frauenforschung keineswegs positiv besetzt. Aber dieser Begriff entsprach mehr dem, was ich unter Frauenforschung verstand. Ich lernte den Begriff „Frau-

enforschung“ erst während meiner Beschäftigung mit der Geschichte der Frauenbewegung für mich selbst zu akzeptieren. Unter Frauenforschung verstand und verstehe ich noch heute: Die theoretische und empirische Analyse des Geschlechterverhältnisses mit dem Ziel der Veränderung der Situation und der Rolle der Frau.

Seit 1972 habe ich regelmäßig in diesem Sinn sowohl in Form von theoretischen Abhandlungen, als auch mittels empirischer Forschungsprojekte Frauenforschung vertreten neben – wie bereits betont – anderen soziologischen Forschungsthemen.

Bereits zuvor, nämlich ab 1969 als Hochschuldozentin und ab 1971 als ordentliche Professorin in Köln, habe ich in der Lehre diesbezügliche thematische Veranstaltungen angeboten, angeregt vor allem durch die wissenschaftlichen Arbeiten von Helge Pross und durch das Buch von Alva Myrdal und Viola Klein mit dem Titel „Die Doppelrolle der Frau in Familie und Beruf“ (1962). Selbstverständlich spielte die persönliche Betroffenheit bei der Auswahl dieser Themen innerhalb meines Lehrangebotes eine Rolle. Denn ehe sich die Neue Frauenbewegung formiert hatte und sich u. a. für die Erwerbstätigkeit der Frauen einsetzte, hatte ich singulär den „Kampf der Doppelbelastung“ durchzustehen gehabt und mich gegen die Vorurteile über erwerbstätige Mütter stellen müssen, zumal ich nicht aus finanziellen Gründen dem Beruf nachging. Dann hätte ich noch „Gnade“ in der Öffentlichkeit gefunden. So musste ich z.B. während meiner Referendarzeit gegenüber einer älteren Mentorin meinen Berufswunsch verteidigen, weil sie mich aufgefordert hatte, mich endlich für die Kinder zu entscheiden, weil beides (Beruf und Familie) nicht möglich wäre. Auch der Direktor betonte im Einstellungsgespräch, dass er nur wegen des Lehrkräftemangels, also aus „Not“, meiner Lehrtätigkeit zustimmen würde, da ich ja eigentlich meine Zeit meinen Kindern zu widmen hätte.

Doch ich hatte mich bewusst für beides (Beruf und Familie) entschieden und habe versucht, beidem gerecht zu werden. Voraussetzung hierfür war, eine richtige Zeitorganisation einzuhalten und die hauswirtschaftlichen Aufgaben an Dritte zu delegieren. Ich habe nach der Geburt meiner Tochter immer zuverlässige ganztägige und sozialversicherte Haushaltshilfen gehabt, solange die Kinder in unserem Haushalt lebten. Unter finanziellen Gesichtspunkten hat sich meine „Doppelbelastung“ nicht gelohnt, aber das war mir völlig gleichgültig. Auch habe ich, bis die Kinder ins Jugendalter kamen, versucht, jeden Tag „eine Spielzeit“ und die Wochenenden mit ihnen zu verbringen. Dafür arbeitete ich sehr lange am Abend und morgens sehr früh. Freizeitaktivitäten, wie z.B. Sport, Theater- und Konzertbesuche, konnte ich mir in jener Lebensphase nicht leisten.

Die Neue Frauenbewegung habe ich deshalb von Anfang an unterstützt, und zwar in der Hoffnung, dass sie es bewirken könnte, dass die nächste Generation nicht mehr diese „Barriere“ zu überwinden hätte, wie ich sie noch vielfach erlebt habe.

Besonders intensiv, aber auch nicht ausschließlich, widmete ich mich der Frauenforschung während meiner Leitung des „Instituts Frau und Gesellschaft (IFG)“ in Hannover.

Als Frau Süßmuth, die Mitglied des Gründungsausschusses dieses Instituts und dessen erste Leiterin war, zur Bundesministerin berufen wurde, bot man mir bereits die Nachfolge an. Ich lehnte ab, weil ich mir an der Universität in Oldenburg eine eigene Familiensoziologische Forschungsstelle aufgebaut hatte, in der eine Reihe von empirischen Forschungsprojekten durchgeführt, Dissertationen und Habilitationen erstellt wurden. Ferner war diese im internationalen wissenschaftlichen Forschungsnetzwerk eingebunden. Warum sollte ich mich also nunmehr so stark auf Frauenforschungsthemen konzentrieren?

Die Nachfolgefrage in Bezug auf die IFG-Institutsleitung war sehr lange ungelöst geblieben und wurde schließlich kompliziert, m. E. in Folge von Spannungsverhältnissen zwischen der Universität Osnabrück und der Landesregierung, so dass befürchtet wurde – wie Frau Süßmuth mir gegenüber betonte – dass das Institut u. U. zu einer unteren Dienstbehörde des Sozialministeriums „umfunktionierte“ werden sollte. Auf ihre Bitte und wegen der düsteren Zukunftsaussichten des Instituts und weil ich – als keiner politischen Partei zugehörige Wissenschaftlerin – es aus dem Image eines „CDU-Instituts“, befreien konnte, habe ich mich zur Nachfolge bereit erklärt. Auch hoffte ich, jungen Absolventinnen von Universitäten einen Einstieg in wissenschaftliche Forschungsinstitutsarbeit zu geben, weil der Übergang in die Praxis für Frauen besonders schwierig ist.

Als Voraussetzung für die Leitungübernahme des IFG forderte ich in meinen Verhandlungen gegenüber der damaligen für dieses Institut zuständigen Ministerin, Frau Breuel, dass ich nur ein Institut übernehme, das sowohl Grundlagen – als auch anwendungsbezogene Forschung betreiben kann. Denn jede anwendungsbezogene Forschung ist nur so gut, wie es die vorhandene Grundlagenforschung erlaubt. Dabei war ich mir klar gewesen, dass man Grundlagen- und anwendungsbezogene Forschung nicht immer trennen kann. Aber ich wollte damit betonen, dass ich ein partei-politikberatendes Institut nicht übernehmen würde. Ferner verlangte ich einen personalen Ausbau. Auch dieser Forderung wurde zugestimmt. Die Vorgeschichte, Gründe, Aufgaben, Arbeitsbereiche des IFG und seine Forschungstätigkeiten sind in den unter meiner Leitung herausgegebenen Forschungsberichten dokumentiert, hierauf sei verwiesen (Kleine Verlag, Bielefeld 1989 und 1992). 1992 bat ich um Auflösung des Vertrages. Einerseits hielt ich allgemein einen Wechsel für eine Forschungsinstitution in der Führungsposition nach fast fünf Jahren für sinnvoll, zum anderen wollte ich mich wieder intensiver der eigenen Forschung im Bereich der Familiensoziologie sowie meinen verschiedenen – auch internationalen – Ämtern, die nicht die Frauenforschung betrafen, widmen können.

Dass ich immer in zwei Wissenschaftsbereichen tätig war (nur während meiner Berufsbiografie mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen), ist auch ablesbar an meinen Mitgliedschaften in den verschiedensten Beiräten, Kuratorien, Herausgeberschaften von Zeitschriften u. a. m., die ich zeitlich parallel oder überlappend inne hatte. Ein Beispiel: So war ich von 1989 bis 1992 Mitglied des Scientific Board des European Network for Women Studies (EG/Brüssel) und der National Contact für Deutschland und von 1989 bis 1993 Vorsitzende des wissenschaftlichen Beirates für Frauenpolitik des Bundesministeriums für Frauen, Jugend und Senioren sowie von 1990 bis 1993 Vorsitzende der Senatskommission „Frauenforschung“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft usw., aber gleichzeitig von 1990 bis 1998 Mitglied des Kuratoriums der Pädagogischen Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschulverbandes und 1988 bis 1995 Geschäftsführende Herausgeberin der „Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie“, von 1991 bis 1994 Mitglied der Sachverständigenkommission für den 5. Familienbericht usw..

Seit Abgabe der Institutsleitung des IFG habe ich mich de facto wieder in starkem Maße vor allem der kulturvergleichenden Familiensoziologie forschungsmäßig zugewandt. 1993 wurde ich Vizepräsidentin des „Committee on Family Research der International Sociological Association“ (bis 1997). Dennoch habe ich weiterhin bis heute immer wieder auch Frauenforschungsthemen behandelt und diesbezügliche Forschungsprojekte durchgeführt.

In meinen familiensoziologischen Arbeiten (aber auch in der Behandlung von Frauenforschungsthemen) war (und: ist) es mein primäres Ziel, die in wissenschaftlichen Abhandlungen häufig nicht klare Trennung zwischen Anspruch an die Familie und an andere Lebensformen und ihrer Realität aufzudecken, durch historische Exkurse und kulturvergleichende Aspekte die historische Bedingtheit familialer Prozesse (einschließlich ihrer Widersprüchlichkeiten) sowie unsere eigene „Standortgebundenheit“ bei der Wahrnehmung und Bewertung von Sachverhalten, die Ehe und Familie in unserem Kulturreis und in unserer Zeit betreffen, aufzuzeigen. Ferner war es immer mein Anliegen, sprachsoziologische Erkenntnisse in die Analyse mit einzubeziehen und somit auf klare Begrifflichkeit zu achten (vgl. hierzu z.B. mein Buch „Ehe und Familie“, Weinheim 2004).

Wenn ich nach meiner Emeritierung (2003) zwar keine Lehrverpflichtungen ganz bewusst mehr übernommen habe (was sehr wohl möglich wäre), so bin und bleibe ich forschungsmäßig weiter aktiv. Denn der Wunsch nach neuen wissenschaftlichen Einsichten und Erkenntnissen war von Anfang an der Motor meiner Karriere.

Mein Werdegang als Soziologin in der Wissenschaft

Ingrid N. Sommerkorn

1. Vorbemerkung

Das Schreiben meiner beruflich orientierten autobiographischen Notizen für den Soziologinnen-Sammelband veranlasst mich, mein ‚soziologisches Leben‘ vor mir Revue passieren zu lassen. Ich hoffe, dass das Wandeln auf den eigenen Biographie-Spuren nicht in einer Nabelschau verharrt, sondern sich im Gewand der persönlich-biographischen Wissenschaftsgeschichte ein Stück Zeitgeschichte im Sinne von Frauen- und Hochschulgeschichte erzählen lässt. Die Professorinnen meiner Generation spielen eine spezifische Rolle im historischen Zusammenhang der Hochschulentwicklung. Die Reflexion der eigenen Berufs- und Familiengeschichte ist gleichzeitig auch eine Hommage an die Mitstreiterinnen in der Profession: In früheren Generationen gab es sehr selten und deshalb nur vereinzelte Soziologinnen als Orientierungsmöglichkeit (für mich: Viola Klein, Helge Pross). Angesichts des Mangels an historisch selbstverständlichen inter-generationellen weiblichen Vorbildern haben viele von uns in und durch die Neue Frauenbewegung intra-generationell Unterstützung in Netzwerken erfahren. Solche Frauen-Netzwerke mit ihren anregenden wissenschaftlichen Diskussionen, die sich als innovative weibliche Diskurskultur entwickelten, haben sicherlich dazu beigetragen, einer ‚déformation professionnelle‘ in dem weithin von Fremdheit geprägten männlichen Wissenschaftsbetrieb entgegen zu wirken.

2. Elternhaus und Studienzeit in Frankfurt am Main und London

Bildungsmäßig wuchs ich in normativer Übereinstimmung mit meinem Elternhaus heran. Ich stamme aus einer Akademikerfamilie, in der auch Frauen in den Generationen vor mir eine Ausbildung erhalten hatten. Meine Großmutter mütterlicherseits, die als Frau noch nicht an einer Universität in Deutschland hatte studieren dürfen, besuchte ein Lehrerinnenseminar; meine Mutter und auch einige Tanten haben studiert. Trotz der ärmlichen und räumlich beschränkten Verhältnisse, in denen wir als Flüchtlingsfamilie in der Nachkriegszeit bis mindestens zur Mitte der 1950er Jahre lebten, brauchte ich als Mädchen und als Älteste von vier Kindern nicht darum zu kämpfen, Abitur zu machen und auf die Universität zu gehen. Wie gesagt, Abitur und Studium auch für Mädchen bedeuteten eine unhinterfragte Familienkontinuität im Sinne der Tradierung von sozialem Status. So begann ich unmittelbar nach dem Abitur im Sommersemester 1956 an der Universität Frankfurt mit einem für Frauen sozial akzeptierten Studium für das Höhere Lehramt in

„weiblichen“ geisteswissenschaftlichen Fächern Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte – nach dem Motto „Wenn Du mal Familie hast, kannst Du den (Halbtags)Lehrerberuf gut mit Kindern vereinbaren.“ Jedoch angesichts der anonymen Studienbedingungen an der großen Frankfurter Universität bekam ich eine Erstsemesterkrise und suchte mir einen Job. Während meiner mehrmonatigen Erwerbstätigkeit in der Werbeabteilung einer mittelständischen Druckfarbenfabrik wurde ich mit Fragen der sozialen Ordnung, mit gesellschaftlichen und ökonomischen Problemen konfrontiert, die nicht Gegenstand meiner bisherigen Studienfächer waren. So begab ich mich auf die Suche nach für mich relevanteren Fächern. Im Rahmen des Studium Generale hörte ich eine Vorlesung von Max Horkheimer „Der Mensch in der Gesellschaft“ und wusste, dass ich auf der für mich richtigen Fährte war. Horkheimer war ein großartiger akademischer Lehrer, der es verstand, komplexe gesellschaftliche Zusammenhänge nachvollziehbar darzustellen und auch spannend zu vermitteln. Seitdem weiß ich, dass das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft zu den Kernfragen der Soziologie gehört. Von Soziologie als möglichem Studienfach hatte ich seinerzeit allerdings noch nie etwas gehört. Das Diplom als eigenständiges Abschlusssexamen in dieser Disziplin war ja auch gerade 1956 an der Universität Frankfurt als der ersten westdeutschen Universität eingeführt worden; die FU Berlin führte die soziologische Diplomprüfungsordnung ein Semester später ein. Andere westdeutsche Universitäten institutionalisierten Soziologie als Studiengang mit Diplom- bzw. Magister-Abschluss erst in den 1960er Jahren.

Meine Suche nach einem für mich richtigen Studium führte mich im Wintersemester 1956/57 an das Frankfurter Institut für Sozialforschung in der Senckenberganlage 26, in dem die um 1950 aus dem amerikanischen Exil zurückgekehrten Emigranten Horkheimer und Theodor W. Adorno lehrten. Beide waren – ihrem Verständnis von Soziologie entsprechend – auch in der Philosophischen Fakultät verankert: Sie hatten einen Lehrstuhl für Philosophie und Soziologie. Im Institut gab es damals zwei Gruppierungen von wissenschaftlichen Mitarbeitern. Da war zum einen die etwas ältere Generation der Fachfremden, die selber noch gar kein Soziologiestudium hatten absolvieren können, jedoch als Lehrbeauftragte fest in die Lehre eingebunden waren. Dazu gehörten Ludwig von Friedeburg, Jürgen Habermas, Werner Mangold, Egon Becker und – für mich bedeutsam – Helge Pross. Die jüngere Gruppe bestand aus älteren Studenten/Doktoranden, die Assistentenfunktionen wahrnahmen: Gerhard Brandt, Christoph Oehler und Manfred Teschner.

Soziologie als eigenständiges Studienfach gab es also in Frankfurt mit den verbindlichen Nebenfächern Nationalökonomie, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte oder Neuere Geschichte, Staatsrecht und Wissenschaft von der Politik (bei Carlo Schmid!). Jedoch gab es noch kein dazugehöriges Berufsfeld. Die verunsichernden und quälenden Fragen meiner Umwelt „Und was kannst Du später einmal mit Dei-

nem Soziologiestudium anfangen?“ führten mich zur Akademischen Berufsberatung an der Universität Frankfurt sowie auch zur Studienberatung am Institut für Sozialforschung. Im ersten Beratungsgespräch bekam ich den Ratschlag, nicht an „das Rote Institut“ zu gehen (Soziologie und Sozialismus wurden damals als fast identisch angesehen), sondern bei dem für Frauen geeigneten Lehrerberuf zu bleiben. Auch Helge Pross war nicht sehr ermutigend. Auf meine Frage nach der möglichen beruflichen Verwertbarkeit eines Soziologiestudiums, entgegnete sie: „Wenn Sie so fragen, dann sind Sie hier falsch.“ Lernen, mit Unsicherheit zu leben, war also schon immer ein wesentliches Kriterium eines Soziologiestudiums. Ich ließ mich auf diese Unsicherheit ein und habe es bis heute nicht bereut, mir ‚meine Unschuld‘ nehmen zu lassen und ein kritisches Bewusstsein herrschenden Normen gegenüber erworben zu haben. Auch den Altmeister der Soziologie, Leopold von Wiese, habe ich in meinen ersten Semestern in Frankfurt gehört sowie die amerikanischen Soziologen Everett Hughes und Ralph Meyerson. Dank meiner Hochschulsozialisation am Frankfurter Institut ist Soziologie für mich bis heute ihrem Anspruch nach eine Aufklärungswissenschaft geblieben.

Dieser aufklärerische Impetus beeinflusste mich auch in meiner Persönlichkeitsentwicklung: Als sog. Hessenkind war ich in Frankfurt von Studiengebühren befreit. Nach unserem Flüchtlingsdasein in Schleswig-Holstein hatte mein Vater als Diplomingenieur schließlich in Hessen Arbeit gefunden. Unsere Familie war nun also in Frankfurt a. M. ‚beheimatet‘. Berlin als alternativer Soziologie-Studienort kam somit aus finanziellen Gründen nicht in Frage. Zu Hause wollte ich jedoch auch nicht länger studieren.

Durch meine Mutter, die in Südafrika geboren und dort im englischen Normen- und Bildungs-Kontext aufgewachsen ist, habe ich eine emotionale Affinität zum Angelsächsischen erworben. Das trug dazu bei, dass ich schon früh vielschichtige und transnationale Sozialisationserfahrungen machte. Also bemühte ich mich um einen Studienplatz an der London School of Economics and Political Science (LSE), wo ja immerhin bereits 1908 der erste Lehrstuhl in Soziologie eingerichtet worden war (Morris Ginsberg). Da mein Vater seinen bisherigen monatlichen Wechsel nicht erhöhen konnte, erarbeitete ich mir die finanzielle Grundausstattung für mein geplantes Auslandsstudium als Werkstudentin in verschiedenen Jobs.

Nach meiner Diplom-Vorprüfung ging ich zum akademischen Jahr 1959/1960 als sog. „General Full Course“-Student nach London an die LSE. Während dieses Studienjahres in England habe ich für mich sinnlich und einprägsam erfahren, welchen Bildungswert Sozialisation in und durch die Hochschule haben kann – und zwar im Sinne von manifesten und latenten Funktionen. Neben Vorlesungen in Soziologie belegte ich auch einen Kurs, um ‚richtiges‘ Englisch zu lernen. Das ‚colloquial English‘ erwarb ich mir im Zusammenleben mit englischen Studentinnen in einer WG: „To share a flat“ war damals das verbreitete Wohnmuster von

Studierenden in London, im Gegensatz zu Deutschland, wo die Studierenden, wenn sie nicht in einem Studentenwohnheim oder auch bei den Eltern zu Hause wohnten, damals als Einzelne (oder oftmals auch als Vereinzelte) zur Untermiete bei einer Wirtin lebten.

Als „General Full Course“-Studentin war ich an der LSE nicht in das Korsett des straff strukturierten dreijährigen BA-Undergraduate-Studienprogramms eingeschwängt, sondern war relativ frei in der Auswahl meiner Lehrveranstaltungen. So nahm ich im Rahmen der Ausbildung von SozialarbeiterInnen, die damals als universitäre Ausbildung an der LSE stattfand und nicht, wie in Deutschland, an Fachhochschulen ausgegliedert war, an vielen Exkursionen teil, durch die die angehenden SozialarbeiterInnen mit ihren praktischen Handlungsfeldern und späteren Berufsbereichen bekannt gemacht wurden. Lange vor der Studentenbewegung und der damit einhergehenden Hochschulreform erfuhr ich, was „Praxisorientierung“ und „Praxisbezug“ im Studium bedeuten kann.

In diesem Kontext entwickelte sich mein Verständnis von Soziologie, das sich wie ein roter Faden durch meinen wissenschaftlichen Werdegang zieht. Ich begreife die Aufgabe der Soziologie als Wissenschaft nicht um ihrer selbst willen, sondern im genuin angelsächsischen Sinne als ein Instrument zur Diagnose und Lösung praktischer gesellschaftlicher Probleme.

Mein erstes Studienjahr an der LSE war in intellektueller und persönlicher Hinsicht so bereichernd für mich, dass ich nach der Rückkehr an das Frankfurter Institut für Sozialforschung dort mein Soziologiestudium relativ zügig und gut abschloss (Februar 1962). Meine Diplomarbeit, die ich bei Ludwig von Friedeburg schrieb, galt einer vergleichenden Analyse der Situation alter Menschen in Deutschland und in England. Nach dem Diplomexamen bewarb ich mich um ein Stipendium des British Council. So konnte ich zwei weitere akademische Jahre (1962-1964) an der London School of Economics verbringen, diesmal als graduate student.

Während dieser Zeit führte ich die Feldarbeiten für mein theoriegeleitetes empirisches Dissertationsprojekt durch. Auf der Basis eigener Interviews mit einhundert repräsentativ ausgewählten WissenschaftlerInnen an englischen Universitäten erforschte ich die objektiven Arbeitsplatzbedingungen weiblicher Hochschullehrer, die Zugangswege zu solchen Positionen für Frauen sowie die Widerspiegelung und Verarbeitung der objektiven Befunde im beruflichen Selbstverständnis der davon Betroffenen. Ich hatte also eine frauenspezifische Thematik zu einem Zeitpunkt gewählt, als die soziologische Aufmerksamkeit Fragen der Frau in höheren Berufspositionen noch nicht zentral in den Blick genommen hatte. Das DFG-Schwerpunktprogramm „Integration von Frauen in die Berufswelt“ wurde erst Ende der 1970er Jahre ins Leben gerufen. Ausgangspunkt für meine Themenstellung war wohl die ländervergleichende Perspektive der Beobachtung eines fast totalen Ausschlusses von Frauen aus der Wissenschaft in Deutschland im Gegensatz zu englischen Universitäten. In England war ich zum ersten Mal einer größeren Anzahl

von Hochschullehrerinnen begegnet – inklusive einer sichtbaren Minderheit von Professorinnen – und zwar als Selbstverständlichkeit und nicht mehr als einzige Ausnahme wie Helge Pross, die mich seinerzeit in Frankfurt mit ihrem Seminar zur Stellung der Frau in der Gesellschaft zur Frauenforschung gebracht hatte.

In Deutschland hingegen war damals noch die gängige Professorenhaltung vorherrschend, dass Frauen, die Wissenschaft zu ihrem Beruf erkoren hatten, sich ihrem „weiblichen Wesen“ als Frau und Mutter verweigerten, so wie Hans Anger es in seiner 1960 veröffentlichten Erhebung über „Probleme der Deutschen Universität“ plastisch aufgezeigt hat. Mich haben die Ergebnisse der Anger'schen Untersuchung, aufgrund derer die Wissenschaftlerin in zweifacher Hinsicht als Mangelwesen etikettiert wird, nämlich mangelhaft in Bezug auf ihre verloren gegangene Weiblichkeit und mangelhaft hinsichtlich ihrer Intellektualität im Vergleich zu Männern in der Wissenschaft, seinerzeit zu der Frage angeregt, warum denn in England mehr Frauen in den Wissenschaftsbetrieb integriert waren. Und: was bedeutet es für die Betroffenen, in einer traditionellen Männerwelt zu arbeiten?

3. Kontinuierliche Karriere – späte Mutterschaft

Aufgrund meiner inzwischen erworbenen guten Kenntnisse des englischen Bildungswesens und Hochschulsystems bewarb ich mich von London aus (1964) an das seinerzeit von Hellmut Becker neu gegründete Institut für Bildungsforschung in der Max-Planck-Gesellschaft in Berlin. Becker, der anlässlich der prestigeträchtigen Deutsch-Englischen-Gespräche in England weilte, zitierte mich zu einem Bewerbungsinterview in sein Londoner Hotel. Er entschied, dass ich in das noch weiter auszubauende Instituts-Team von jungen WissenschaftlerInnen passen würde und dass ich in der Abteilung Soziologie von Professor Dietrich Goldschmidt zu verorten sei. Allerdings kannte ich Goldschmidt bislang noch nicht, und so fuhr ich zu dem Max Weber gewidmeten Soziologentag nach Heidelberg, um mich ihm dort vorzustellen. Da ich zwar die empirischen Erhebungen für meine Interviewstudie mit Hochschullehrerinnen in England durchgeführt, jedoch die Datenanalyse noch nicht beendet hatte, bekam ich zur Fertigstellung meiner Dissertation zunächst ein Forschungsstipendium am Berliner Institut für Bildungsforschung. Nachdem ich meine Ph. D. Thesis an der Universität London eingereicht und die entsprechende Prüfung abgelegt hatte, war ich dann von 1966 bis 1969 die Assistentin von Dietrich Goldschmidt. Während meiner Berliner Zeit unterrichtete ich auch Soziologie im Rahmen des University of Maryland Overseas Program, hatte Lehraufträge an der Pädagogischen Hochschule Berlin und war inhaltlich und methodisch(-didaktisch) verantwortlich für das innovative Projektseminar „Sozialisation und Kompensatorische Erziehung“, das unter der Schirmherrschaft von Goldschmidt im Rahmen der Kritischen Universität (KU) als ein wichtiges hochschuldi-

daktisches Experiment drei Semester lang an der FU Berlin durchgeführt wurde. Die KU war ein Kind der damaligen Studentenbewegung und ihren Forderungen nach Studienreform geschuldet. Unser Projektseminar, das den Namen „Studienreform“ zu recht verdiente, beinhaltete eine permanente Auseinandersetzung mit den wissenschaftlichen und politischen Inhalten sowie mit den Vermittlungsformen und war für alle Beteiligten eine zwar anstrengende, jedoch fruchtbare Herausforderung. Viele Studierende aus diesem Seminar habe ich später als jüngere Kolleginnen und Kollegen auf wissenschaftlichen Tagungen und an Universitäten wieder getroffen.

Aus meiner Berliner Zeit möchte ich zwei (autobiographische) Details herausgreifen, die allgemeinere Aspekte beleuchten können:

Die Nachfrage nach den im Kontext des KU-Seminars entstandenen Projekt-papieren war seinerzeit recht groß, waren doch die Themen „Sozialisation“ und „Kompensatorische Erziehung“ damals innovativ und politisch aktuell und so redigierten wir in einer Arbeitsgruppe die Seminararbeiten für eine Publikation. Im Max-Planck-Institut wurden wir durch die Erstellung der Broschüre in der institutseigenen Druckerei von den Druckkosten entlastet, jedoch sollten die Produkte aus einer *Lehveranstaltung* nicht in der offiziellen Schriftenreihe eines Forschungsinstituts veröffentlicht werden, und so gaben wir sie als „unabhängige“ Publikation in einer kleinen Auflage kostenlos heraus. In den folgenden Jahren der Studentenbewegung wurde unsere Broschüre dann in vielfacher Auflage als Raubdruck von mindestens zwei verschiedenen Verlagen nachgedruckt und verkauft (um 1970/71).

Wie bereits erwähnt, forschte ich als Frau über Frauen, ehe Frauenforschung an deutschen Universitäten institutionell abgesichert und wissenschaftlich anerkannt war. Damals galten im Wissenschaftsbetrieb noch unhinterfragt die traditionellen Normen von Wissenschaftlichkeit und Professionalität. Dazu gehörten abstrakte Theoriegebäude sowie eine Hierarchisierung der Inhalte als mehr oder weniger wissenschaftlich. Ich hatte, wie gesagt, die Feldarbeiten zu meiner empirischen Untersuchung beendet und war nun mit den Auswertungen der Daten und mit dem Schreiben der Arbeit beschäftigt. Professor Goldschmidt führte ein Doktoranden-Kolloquium für die Max-Planck-Stipendiaten und für einige Doktoranden der Freien Universität durch. Obwohl ich in diesem Kreis seinerzeit mit meiner Dissertation am weitesten fortgeschritten war, „geland“ es mir in der vereinbarten Seminarsitzung, mich vor der Präsentation meiner Arbeit „zu drücken“. Auf einmal war keine Zeit mehr übrig für die Darstellung meiner empirischen Erhebung und ihrer ersten Ergebnisse. Eine solche Situation hatte sich entwickelt durch das bewusst-unbewusste Ineinanderspielen des Imponiergehabes meiner männlichen Kommilitonen einerseits, die sich in großen Theoriediskussionen ergossen, und meinem geringen Zutrauen in meine akademischen Leistungen andererseits, die ich damals als „nur“ empirisch und nicht theoretisch wahrnahm und die außer-

dem ein persönlich orientiertes, wissenschaftlich (noch) nicht salonfähiges Frauenthema behandelten. Hätte ich dieselbe Thematik beispielsweise unter dem Etikett „Vorurteilsforschung“ behandelt, wäre der Stellenwert meiner Arbeit – auch in meinem eigenen Bewusstsein – wahrscheinlich ein anderer gewesen. So aber hatte ich damals nicht genügend Selbstvertrauen besessen, auf mein Vortragsrecht zu pochen.

Die Selbstwertproblematik ist meines Erachtens eine zentrale und komplexe und auch dysfunktionale Sozialisationsdimension von Frauen im Wissenschaftsbetrieb. Beide Male hatte ich die Herausforderung vermieden, in konkurrierenden Situationen selbstbewusst für gleiche Partizipationschancen einzutreten. Die beiden biographischen Beispiele illustrieren auch, dass ich die in Universität und Gesellschaft existierenden Hierarchien und damit die eigene Zweitrangigkeit verinnerlicht hatte: Forschung gilt mehr als Lehre, Theorie mehr als Empirie, Männer mehr als Frauen. Erst die Frauenforschungsbewegung hat dann dazu beigetragen, dass Frauen über Frauen forschen und lehren können, ohne dafür als Wissenschaftlerinnen diskreditiert zu werden oder sich selber zu diskreditieren.

Ich will hier nicht im Einzelnen auf meine universitären und beruflichen Stationen eingehen, aber sicherlich hat die Tatsache, dass ich als Frau in der Universität die formal höchste Stufe erreicht habe, auch etwas mit historischem Glück zu tun: (Lange Jahre gehörte ich an der großen Universität Hamburg zu der kleinen Gruppe von insgesamt nur sechs (!) C 4-Professorinnen). Während meiner beruflichen Station als Research Associate am Massachusetts Institute of Technology in Cambridge/USA in den Jahren 1969-1971 hatte in Deutschland die Hochschulexpansion eingesetzt. Der damit einhergehende relative Mangel an akademischen Nachwuchskräften hatte dazu geführt, dass zwar habilitationsadäquate Leistungen erbracht werden mussten, jedoch in verschiedenen Disziplinen wurde auf den traditionellen formalen Qualifikationsnachweis der Habilitation bei der Bewerbung auf eine Professur verzichtet. Außerdem bedeutete die damals neu eingeführte Regelung der offiziellen Stellenausschreibung eine Verbesserung der Teilnahmechancen für Frauen im Wissenschaftssystem.

Noch von den USA aus hatte ich mich auf eine C 3-Professur an der neu gegründeten Bremer Reformuniversität beworben. Mit meinen ausländischen Ausbildungs- und Forschungs-Qualifikationen sowie mit meinen intensiven hochschuldidaktischen Lehrerfahrungen passte ich in das Rekrutierungsprofil der Universität Bremen. Ich habe dort in den spannenden, euphorischen, herausfordernden, nicht immer einfachen reformorientierten Anfangsjahren von 1971 bis 1976 meine sozialwissenschaftliche Kompetenz in die Einstufige Lehrerausbildung mit ihrem intensiven Praxisbezug eingebracht und diverse Lehrforschungsprojekte mit Studierenden durchgeführt.

Der Ruf an das Interdisziplinäre Zentrum für Hochschuldidaktik (IZHD) der Universität Hamburg zum Wintersemester 1976/77 bedeutete im Grunde eine

Kontinuität meiner bisherigen wissenschaftlichen Arbeitszusammenhänge, die durch die Reformdiskussion an deutschen Schulen und Hochschulen seit Mitte der 1960er Jahre bestimmt waren. Bis 1995 hatte ich als Ordentliche Professorin eine Doppelmitgliedschaft im IZHD und am Institut für Soziologie. 1995 kehrte ich dann institutionell in meine alte Fachdisziplin zurück und war bis zu meiner Emeritierung 2001 ausschließlich am Institut für Soziologie verortet.

Auch in Hamburg waren Ausgangspunkt und Gegenstand meiner soziologischen Arbeiten in Lehre, Forschung sowie in bildungs- und frauenpolitischen Initiativen gesellschaftliche Problemsstellungen und deren Reformbedürftigkeit. Inhaltliche Schwerpunkte meiner Arbeitsgebiete fallen in die Bereiche: Sozialisation an der Hochschule, Geschlechterverhältnisse im Bildungswesen (Koedukation auf dem Prüfstand) sowie die inter-institutionellen Verwobenheiten von Familie, Beruf und Geschlecht, später dann auch Migration und Geschlecht.

Zwar sind die Erfahrungswelten Familie und Arbeitswelt aufeinander verwiesen, jedoch in der sozialwissenschaftlichen Forschung und auch in der soziologischen Theorie wurden diese Praxisfelder als voneinander getrennte Welten behandelt, wie das Theorem von den „dual spheres“ zeigt. Auch wenn ich mich nicht als Karrierefrau definierte, die sich des Berufs wegen gegen Kinder entscheidet, war in meinem Lebensentwurf lange Zeit der Wunsch nach einem Kind ausgeblendet. Ich wollte erst einmal unbeschwert von familialer Verantwortung eine Weile mein eigenes Leben führen. Allerdings wollte ich in meinem Selbstverständnis langfristig auch kein Entweder-Oder-Leben führen – nur halt etwas phasenverschoben. Denn für Frauen meiner Generation, die lange vor der Neuen Frauenbewegung ihr Studium begonnen hatten, existierte das Leitbild der doppelten Lebensorientierung auf Familie *und* Beruf noch nicht, wie Elisabeth Pfeil in ihrer Generationsuntersuchung am Geburtenjahrgang 1941 „Die 23jährigen“ (1968) belegt hat. In der Wissenschaft gab es nur sehr selten Frauen, denen es gelang, die „Doppelrolle“ konsequent und kontinuierlich zu leben; Orientierungsvorbilder waren also Mangelware. Lange Zeit war in unserer Profession Rosemarie Nave-Herz für mich die einzige mir bekannte Wissenschaftlerin, die ohne Unterbrechung von Anfang an ein doppelgelebiges Leben geführt hat.¹

Meinen Mann, einen New Yorker jüdischen Intellektuellen, hatte ich während meines Arbeitsaufenthaltes am MIT auf einem Kongress der American Sociological Association in Washington kennen gelernt. Nach einer anfänglichen „commuting partnership“ zwischen zwei Kontinenten, lebten wir zusammen in Bremen und dann in Hamburg, wo im Mai 1978 unsere Tochter geboren wurde. Obwohl ich als „späte Mutter“ inzwischen beruflich etabliert war, galt es nun angesichts der strukturellen Rücksichtslosigkeit des Berufs gegenüber der Familie und auch angesichts unserer gesellschaftlich bedingten (Selbst)Konzepte einer „guten Mutter“ sowie unserer tief verwurzelten Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit die nicht immer leichten Balanceakte und Gratwanderungen zwischen dem privaten

und dem beruflichen Lebensbereich zu bewältigen. Natürlich gab es eine Reihe von bezahlten „Aufpassfrauen“, um einen Ausdruck meiner Tochter zu benutzen, sowie informelle Mütter-Netzwerke, die ich mir auf dem Austauschprinzip beruhend zur gegenseitigen Unterstützung geschaffen hatte. Jedoch erforderte meine starke Berufsorientierung mit einem engen Zeitkorsett darüber hinaus ein stetiges Aushandeln der inner-familialen geschlechtspezifischen Arbeitsteilung in Bezug auf gleichberechtigte Teilhabe an Kinderbetreuung und Familienarbeit. Die Gleichberechtigungfordernde Partnerin, die ihre beruflichen Verpflichtungen auf eine gleiche Wichtigkeitsstufe stellt und die damit verbundenen Aushandlungsprozesse bzgl. der Aufteilung der anfallenden Aufgaben zwischen den berufstätigen Eltern bedeuten immer noch einen neuralgischen Punkt im hierarchischen Geschlechterverhältnis. Auch bei uns war das zuweilen der Fall – trotz der partiellen Umkehrung der Geschlechterrollen: Durch meinen Beamtenstatus war ich die kontinuierliche und verlässliche Ernährerin der Familie; mein Mann lebte als amerikanischer Sozialwissenschaftler von diskontinuierlicher Drittmittelforschung. Jedoch ohne einen „cooperative husband“ hätte ich während der (Klein)Kinderjahre der Tochter viele überregionale Wissenschaftskontakte nicht wahrnehmen können. Dazu gehören insbesondere die Mitarbeit in der Sachverständigenkommission des 5. Jugendberichtes der Bundesregierung und die diversen Tätigkeiten im Rahmen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie: Leitung der Arbeitsgruppe „Sozialisation in und durch die Hochschule“ in der Sektion Soziologie der Bildung und Erziehung; langjähriger Vorsitz des Ausschusses für Lehre (vgl. „Lehren und Lernen in der Soziologie heute“, 1990)², sowie Mitglied in Vorstand und Konzil.

Vor Ort in Hamburg war die mir angetragene Teamleitung des ersten offiziellen Frauenforschungsprojektes an der Universität Hamburg, das aus einer Studinneninitiative entstanden war und als hochschulübergreifendes Drittmittelprojekt mit komplexen und nicht klar definierten Entscheidungsstrukturen vom damaligen Bundesbildungssministerium und der Hamburger Wissenschaftsbehörde finanziert wurde, höchst zeit- und nervenaufreibend. Inzwischen hat die Koordinationsstelle für Frauenstudien/Frauenforschung, die aus dem seinerzeit sehr konfliktbehafteten hochschulübergreifenden, kurzfristigen Drittmittelprojekt zur Institutionalisierung von Frauenforschung entstanden ist, ihr 20jähriges Bestehen gefeiert.

Jedoch trotz dieser institutionellen Verfestigung von Frauen- und Geschlechterforschung an Hamburger Hochschulen bin ich skeptisch, ob in diesen Zeiten der dramatischen Transformationsprozesse an den deutschen Hochschulen Gender-Module zu einem integralen Bestandteil der BA-Studiengänge werden. Trotz allen Fortschritts ist es immer noch nicht zu einer Selbstverständlichkeit geworden, Geschlecht als soziale Kategorie zu etablieren. Ich fürchte, auch in unserer Disziplin wird „mainstream sociology“ bis zu einem gewissen Grad nach wie vor „male stream sociology“ bleiben.

In meinen lebensgeschichtlichen Zusammenhang gehören zu den überregionalen fachlichen Kontakten auf nationaler Ebene auch die auf internatonaler Ebene. Nach der Geburt unserer Tochter musste ich Auslandsaufenthalte zunächst einmal reduzieren und sie dann unter der Vereinbarkeitsperspektive planen und organisieren. Das galt beispielsweise für einen Arbeitsaufenthalt am Institut de Sciences Sociales an der Université de Toulouse (1984), jedoch vor allem galt das für meine jeweils einsemestrigen Gastprofessuren am Smith College/USA in den Jahren 1990 und 1992. Während unserer Familienaufenthalte in Western Massachusetts besuchte Nannette dort eine Junior High School. Das Smith College, ein Liberal Arts College in bester Tradition, gehört zur Hochschulgruppe der „Seven Sisters“, dem weiblichen Pendant zu den prestigereichen ehemals männlichen, jetzt koedukativen „Ivy League“ Universitäten und ist noch eine der wenigen verbliebenen Frauenhochschulen. Zur Abrundung meines durch Internationalität geprägten beruflichen Werdegangs verbrachte ich nach meiner Emeritierung ein ganzes akademisches Jahr (2002/03) als Gastprofessorin im Sociology Department am Smith College. Diese Verbindung war und ist mir weiterhin wichtig.

Anmerkungen

1. Sommerkorn, Ingrid N.: Biographische Notizen einer späten Mutter. In: Alma Mater. Mütter in der Wissenschaft. Beiträge 6 zur Feministischen Theorie und Praxis. München: Verlag Frauenoffensive 1982.
2. Siehe Kurzbiographie am Ende des Bandes.

Anstiftungen zum Feminismus

Regina Becker-Schmidt

1. Frühe Eindrücke mit nachträglicher Wirkung

Wenn ich nach den Anlässen suche, die meine Anteilnahme für Menschen weckte, die ohne eigenes Verschulden aus ihrer Lebensbahn geworfen wurden; wenn ich darüber nachdenke, woran sich wohl meine Wissbegierde entzündet haben mag herauszufinden, was dazu führt, dass die Welt in Unordnung gerät, dann fallen mir Bilder aus meiner Kindheit ein: Die endlosen Flüchtlingstrecken, die – aus dem ostpreußischen Hinterland kommend – durch meine Heimatstadt Rastenburg rollten, beladen mit Frauen, Kindern, alten Männern und ein paar Habseligkeiten; im Kontrast dazu die Militäraufmärsche, auf denen mit markigem Gesang, Trommeln und Fanfaren Sieg und Heil beschworen wurde. „Warum“, so fragte ich mich in aller Naivität, „kümmern sich diese Männer, die so tatkräftig aussehen, nicht um die Menschenströme auf den Straßen? Warum müssen die so erschöpft und verängstigt aussehenden Leute weiterziehen, ohne Verpflegung und ohne eine Nachtruhe?“ Dann die langen Schlangen von Fremdarbeitern, die sich bis zu den letzten Stufen der Treppe in unserem Hausflur hinzogen. Mit müden Gesichtern und ausgemergelten Körpern warteten sie stundenlang darauf, an die Reihe zu kommen und von meinem Vaters ärztlich versorgt zu werden. Wenn die Treppe leer war, wussten wir Kinder, dass der Vater jetzt endlich zu Tisch kommen würde. Von den Fremdarbeitern, die geflickte und sackfarbene Hosen und Jacken trugen, ging ein merkwürdig strenger Geruch aus. Aber ich verstand dennoch nicht, warum unser Nachbar – anstatt Mitleid mit den Männern zu haben – so wütend auf sie wurde, wenn er an ihnen vorbei in seine Wohnung ging. Er schimpfte sie „stinkiges Polenpack“.

Ich erinnere mich an die erschrockenen Blicke, die zwischen den Eltern hin- und hergingen, wenn sie Nachrichten von der Front und aus dem Führerhauptquartier verfolgten. Ich sehe die Angst in den Augen meiner Mutter. Offensichtlich war mein Vater in etwas verstrickt, was gefährlich war. Ich fühlte mich ausgeschlossen von einem Wissen, das die Erwachsenen teilten, mir aber vorenthalten blieb. Auch das war wahrscheinlich eine Quelle für meinen späteren Drang, Dingen auf den Grund gehen zu wollen. Mein Vater bemühte sich, uns Kindern eine andere Welt zu erschließen als jene des Nationalsozialismus, der uns bedrohte. Einmal zeigte er mir und meinen Geschwistern die Reproduktion einer Caspar David Friedrich-Landschaft und sagte dazu: „Das ist schön. Was die Nazis malen lassen, ist nur Propaganda, aber keine Kunst.“ Ich holte ein Sagenbuch mit der Siegfried-Geschichte herbei und schlug eine Seite auf. Hier war Siegfried auf einer schwarzen Federzeichnung abgebildet: Seine Leiche war auf einem kalten Steinbo-

den aufgebahrt und mit einem schlichten Tuch zudeckt. Wie einsam und verlassen er da lag! Dieses Bild hatte mich bestützt. „Ist er wenigstens als Held gestorben?“ fragte ich meinen Vater. „Ja, er hat sich sicherlich tapfer geschlagen“, antwortete er und schaute mich dabei eindringlich an, „aber in einem Kampf umgebracht zu werden, in dem List, Unrecht und Gewalt herrschen, ist nicht erstrebenswert.“ Dieser kurze Kommentar zum Thema „Heldentod“ erscheint mir im Nachhinein wie eine erste Lektion in der Übung, zwischen beschönigter und unverbrämter Wirklichkeit unterscheiden zu lernen. Damals war ich sechs Jahre alt. Auf den Ausdruck zu achten, mit dem etwas dargestellt oder dargelegt wird, ist mir dann später zur wissenschaftlichen Methode geworden.

Es war keine heile Welt, in der ich aufwuchs. Krieg, Vertreibung, Repression und Denunziation ließen mich sehr früh ahnen, dass es Mächtige und Ohnmächtige, Verfolgende und Verfolgte gibt. Aber im Kreise meiner Geschwister und unter der Obhut meiner Eltern erfuhr ich auch Geborgenheit und Zuwendung. Anflüge von Melancholie und die Zuversicht, dass sich Not wenden ließe, lagen in meiner Gefühlswelt nahe beieinander. Die Gewissheit, durch die Eltern geschützt zu sein, war zwar nicht allgegenwärtig – wir wurden von einem Kindermädchen betreut, weil meine Mutter dem Vater in der Praxis zur Seite stand. Um den Haushalt kümmerte sich Personal. Mein Vater war als Arzt viel unterwegs und traf sich häufig mit politisch Gleichgesinnten. Meine Mutter war in ständiger Sorge um ihn. Wegen des Verdachts, Kontakte zum Widerstand zu haben, war er in den Blick der Gestapo geraten. Viele Kollegen waren zur Front einberufen worden und so stieg für ihn, der für die medizinische Versorgung der Stadt als unabkömmlich galt, die Arbeitsbelastung stetig an. Dazu kam die Zuspitzung der politischen Lage. So manches Mal griff er da zu Morphin als Beruhigungsmittel. Das bedrückte meine Mutter. Oft erschien sie mir wie abwesend. In solchen Augenblicken fürchtete ich mich vor einem großen Unglück. Aber dann wieder gab sie uns Halt durch ihre Stärke und Tatkraft. Noch ein paar Tage, bevor wir Jüngeren Ende 1943 von meinem ältesten Bruder und unserem Kindermädchen nach Westfalen zu meiner Großmutter gebracht wurden, weil die heranrückende russische Armee meinem Vater gefährlicher erschien als die Bombenangriffe im Ruhrgebiet, stellte sich meine Mutter auf eine Leiter und bemalte die verblichene Tapete in unserem Kinderzimmer von oben bis unten mit Schlangenlinien, zwischen die sie farbenfrohe Blumen pinselte. So, als kämen wir bald wieder und würden dann unsere Freude daran haben.

Mein Vater stand mir emotional näher als meine Mutter, obwohl mir nicht verborgen blieb, dass er ein unausgeglichener, schwieriger Mensch war. Wenn er sich mit mir befasste, waren das kostbare, intensive Ausnahmesituationen, die sich mir tiefer einprägten als die Alltagsberührungen mit meiner Mutter. Bis weit in meine Jugendzeit hinein habe ich ihn idealisiert und ihn wegen seiner Menschenfreundlichkeit im Umgang mit Patienten, seinem politischen Mut, seiner Klugheit

und seiner Kunstbegeisterung zum Vorbild genommen. Dabei war eigentlich meine Mutter die kreativere, belastbarere und auch verlässlichere Bezugsperson. Aber so war das damals bei mir: Ich war stärker mit dem männlichen Oberhaupt der Familie identifiziert als mit dem weiblichen, das eigentlich die Verantwortung für die Familie trug. In mancher prekären Lage stellte meine Mutter sich vor den Vater, um ihn zu schützen. Aber das, was mein Vater in der Praxis bewirkte, erschien mir wichtiger als das, was sie dazu beitrag. Und für mich war die Welt der Pimpfe und Flak-Helfer, von der die Brüder erzählten, aufregender als das, was meine ältere Schwester zu berichten hatte.

Mein Vater wurde durch einen ominösen Unfall so schwer verletzt, dass er auf der Flucht aus Rastenburg starb. Meine Mutter und meine beiden älteren Brüder kamen durch und stießen 1944 zu uns in ein Dorf am Rande des Ruhrgebiets. In der Wohnung meiner Großmutter fanden wir alle eine Bleibe. Aber ein gemütliches Zuhause war das nicht. Meine Großmutter hatte bereits eine Schwiegertochter samt ihrem Sohn aufgenommen. Nach unserer Ankunft wurde es eng in der Wohnung meiner Großmutter und fünf weitere Enkel brachten Unruhe in ihren Lebensabend, den sie sich sicherlich ganz anders vorgestellt hatte. Alles in ihren sorgsam gepflegten vier Wänden geriet in ein großes Durcheinander. Was das für sie bedeuten musste, verstand ich damals noch nicht: Meine Großmutter kam mir einfach zu streng und kühl vor. Erst später ging mir auf, wie viel Unterstützung meine Mutter durch sie erfahren hatte und wie sehr sie um unser Wohlergehen bemüht gewesen war.

Aus Raumnot schlief ich bei einer Großtante. Das war mir lieb – ich verbrachte so viel Zeit bei ihr, wie ich nur konnte. Zu ihr entwickelte ich eine tiefe Zuneigung, und sie – unverheiratet und kinderlos – machte aus mir so etwas wie ihre Adoptivtochter. Es war eine wunderbare Wahlverwandtschaft. Diese Tante war zwar auch für meine Mutter und die Geschwister eine wichtige Bezugsperson. Sie half uns, im Dorf, wo sie eine beliebte und angesehene Person war, Fuß zu fassen. Sie schleppte Obst und Gemüse aus ihrem großen Garten heran und ging mit uns zu den umliegenden Bauern, um zu hamstern. Aber sie war eben doch „meine Tante Lene“.

Die Hauptlast, uns fünf Kinder durchzubringen, lag auf den Schultern meiner Mutter. Dank ihrer vor allem schriftstellerischen Begabung konnte sie die vaterlose Familie durch Kunstkritiken für eine westfälische Tageszeitung über Wasser halten. Das war eine umtriebige Zeit, denn zu allen kulturellen Ereignissen – Ausstellungen von moderner Kunst, Konzerten, Theaterraufführungen – nahm sie uns mit. Sie las uns ihre Kritiken vor, ob wir nun zuhören wollten oder nicht.

Meine Mutter versuchte, unsere materiell immer angespannte Situation durch „Bildungserlebnisse“ zu bereichern. Das gab Konflikte. Wir spürten, dass ihre kulturelle Regsamkeit auch die Funktion hatte, eine Fassade aufzubauen, hinter der unsere finanzielle Misere in den Hintergrund treten sollte, und widersetzten uns

ihren bildungsbemühten Anstrengungen. Als Flüchtlinge waren wir Diskriminierungen ausgesetzt. Meine Mutter wehrte sich dagegen, indem sie uns alle aufs Gymnasium schickte. Für sie war klar: Sowohl die Söhne als auch die Töchter würden nicht hinter den sozialen Stand des Vaters zurückfallen. Alle sollten studieren und die Töchter Akademiker heiraten. Das war weniger ein bewusstes Eintreten für gleichberechtigte Bildungschancen von Jungen und Mädchen, es war vielmehr eine Option, die uns den Eintritt in die Oberschicht sichern sollte. Wir zeigten wenig Verständnis für ihre Abstiegsängste, in denen sich der traumatische Verlust sozialer Sicherheit geltend machte. Wir Jüngeren spielten lieber mit den Schmudelkindern im Dorf, die älteren Brüder orientierten sich an der Sozialdemokratie. Für meine Mutter war das eine ihr nicht gemäße Arbeiterpartei. Mit vierzehn begann ich mich für die Welt der Bergarbeiter zu interessieren. Mein Onkel war Leiter von zwei Bergarbeiterheimen und ich besuchte ihn dort häufig. Die erste ernsthafte Freundschaft schloss ich – zum großen Unbehagen meiner Mutter – mit einem der dortigen Heimbewohner.

Fragen nach der unterschiedlichen sozialen Stellung von Frauen und Männern kamen mir damals nicht in den Sinn. Aber dass es Klassenunterschiede gibt, das war im Ruhrgebiet nicht zu übersehen. Nicht, dass ich die Einschränkungen, denen ich als Mädchen im Vergleich zu den Brüdern ausgesetzt war, nicht bemerkt hätte. Meine Mutter delegierte die Hausarbeit nur an uns Töchter, nicht an ihre Söhne. Wenn die Brüder am Wochenende aus ihren Studienorten nach Hause kamen, war es selbstverständlich, dass meine Schwester und ich ihre Strümpfe stopften und ihre Wäsche in Stand setzten. Während wir den Abwasch machten, unterhielt sich meine Mutter mit „ihren Studenten“ und nahm lebhaften Anteil an allem, was sie aus dem Studium zu berichten hatten. Diese Seite geschlechtsspezifischer Erziehung war so selbstverständlich, dass wir sie zwar murrend, aber ohne größeren Protest hinnahmen.

Meine Mutter war eine ungewöhnliche Frau. Sie malte, schriftstellerte und war eine geschätzte Kunstkritikerin. Sie liebte Geselligkeit. Wir konnten unsere Freundinnen und Freunde mit nach Hause bringen – das wenige, was Küche und Keller zu bieten hatte, wurde mit den Gästen geteilt. Meine Mutter wurde von unseren Bekannten bewundert, von so manchen bei Kümmernissen ins Vertrauen gezogen. Aber ihre Großzügigkeit und Empathiefähigkeit stieß bei den eigenen Kindern auf Grenzen: Mit einem starken, manchmal unbeugsamen Willen versuchte sie, unser Leben nach ihren Vorstellungen zu lenken. Die Söhne sollten Karriere machen und in die „richtigen Kreise“ heiraten. Wir Töchter wurden angehalten, eine gute Ausbildung zu absolvieren, wobei unsere Neigungen durchaus respektiert wurden. Aber im Grunde ihres Herzens hoffte sie doch, dass wir einen gut situierten, gebildeten Mann finden würden, der es uns ersparte, berufstätig sein zu müssen. Ein Ehemann, an den man sich anlehnen kann, Kinder und ein Salon: Das war die Wunschliste für die Töchter. Sie entsprach wohl ihrem eigenen Traum, der an den

Wirrnissen des Krieges zerschellt war. Ich entzog mich ihrer Energie, indem ich mich nach dem Abitur so weit wie möglich von zu Hause entfernte. Ich ging zum Soziologiestudium nach Frankfurt a. M.. Wie sehr meine intellektuelle Neugierde durch die geistige Beweglichkeit meiner Mutter angeregt worden war, und wie sehr sie ihr Leben hinter unsere Zukunft zurückgestellt hatte, ging mir erst später auf. Als Kind und Jugendliche wurde mir nicht deutlich, welche Potenziale in meiner Mutter steckten. Hätte sie diese aus eigenem Antrieb entfalten können, hätte sie nicht aus der Not eine Tugend machen müssen, sie wäre keine Ausnahmefrau geworden, die in bemerkenswerter Weise auf die Zeitumstände reagierte. Sie hatte das Zeug, einen bestimmter Frauentypus zu repräsentieren: den Typus der modernen selbstbewussten Intellektuellen, die darum kämpft, von Männern nicht auf den zweiten Rang verwiesen zu werden.

Gab es in der Kindheit und Schulzeit ein weibliches Wesen, das mir eine Ahnung davon vermittelte, wie ein emanzipiertes Frauenleben aussehen könnte? Ja, es war meine Großtante.

Nachdem ihre „große Liebe“ beim Segeln ertrunken war, hatte sie nie wieder nach einem neuen Partner gesucht. Sie hatte einen sehr viel jüngeren Untermieter ins Haus genommen, den sie versorgte und mit dem sie alle ihre Interessen teilte: Pferderennen, Kino, Doppelkopfspiele. Es herrschte zwischen den beiden eine Art verwandschaftliches Verhältnis, nur dass sie sich bis an ihr Lebensende siezten. Tante Lene nahm ansonsten ihr Leben selbst in die Hand, ließ sich von keinem Mann etwas vormachen, von niemanden in ihre Konzepte hineinreden. Sie hatte einen großen Freundinnenkreis, mit denen sie sich regelmäßig zu dem traf, was man damals „Kaffeekränzchen“ nannte. Sie kannte sich in den dörflichen Beziehungsnetzen sehr gut aus und nahm an allem, was sich öffentlich tat, regen Anteil. Sie konnte haarscharf beobachten und das Beobachtete mit Humor mitteilen. Wenn sie jemanden aufs Korn nahm, so sprach sie platt – so als wollte sie ihrer Spöttelei die Schärfe nehmen. Ihren Haushalt führte sie mit Ruhe und Achtsamkeit – sie tat es nicht um der Reputierlichkeit willen, wie das bei meiner Großmutter der Fall zu sein schien. Eine behagliche Umgebung diente in erster Linie ihrem eigenen Wohlbefinden. Als meine Mutter sich einmal bei ihr beklagte, dass ich kein Interesse am Kochen zeigte, sagte sie: „Lass das Mädchen in Ruhe! Sie wird schon noch kochen lernen. Sie ist nämlich wie ich – sie isst gerne gut.“ Die alltäglichen Verrichtungen – der Umgang mit Dingen, Gartenarbeit, Hühner füttern, Marmelade kochen, den Stall reparieren, einem benachbarten Fuhrmann abends das Pferd von ihrer Weide in seinen Stall bringen – gingen ihr leicht von der Hand. Sie dachte praktisch und war dabei überaus erfängerisch. Gleichzeitig konnte man mit ihr über Gott und die Welt spekulieren. Als ich mich nicht konfirmieren lassen wollte, riet sie mir: „Lass es zu. Aber Du musst nicht zum Abendmahl gehen, wenn Du nicht versprechen willst, ein gutes Gemeindemitglied zu werden. Gott wohnt in einem weiten, fernen Himmel und nicht in der Dorfkirche.“ Sie spielte mit dem Pfarrer

Karten, aber besuchte nie seinen Gottesdienst. Sie scherte sich nicht um das, was eine Frau angeblich zu tun oder zu lassen hat. Sie folgte gradlinig ihrem eigenen Gefühl und ihrem eigenen Kopf. „Lass‘ die Leute nur reden“, sagte sie häufig. Meine Zuneigung zu ihr war ohne jede Ambivalenz. Wenn ich bei ihr war, schien alles im Lot. Sie schenkte mir, obwohl sie sehr sparsam mit Zärtlichkeiten umging, die Wärme, die ich brauchte. Sie verwöhnte mich nicht, aber es gab zwischen uns ein solidarisches Nehmen und Geben mit vielen actes gratuits von ihrer Seite. So frei und weitgehend unangefochten von Äußerlichkeiten, wie sie es war, wollte ich auch einmal leben, so selbstbewusst und aufgeschlossen für andere Menschen wollte ich auch einmal werden.

2. Studienzeit und wissenschaftliche Lehrjahre: Erste Anstöße, über die Bedeutung der Kategorie „Geschlecht“ nachzudenken

Drei Motive gaben den Ausschlag, zum Studium der Soziologie nach Frankfurt a. M. zu gehen. Die Stadt war eng mit der Familiengeschichte meines Vaters verbunden. Eine Schwester von ihm lebte dort. Ich hoffte, von ihr neue Einblicke in seine persönlichen Eigenarten zu gewinnen. Sie half mir, meine überhöhten Vorstellungen von ihm zu korrigieren, ohne dass meine positiven Erinnerungen an ihn Schaden litten.

Ein neues Idol trat in mein Leben: der große Gelehrte Th. W. Adorno. An ihn hefteten sich die anderen beiden Motive: Zum einen der Wunsch, verstehen zu lernen, was eine „Gesellschaft“ ist, wie sich Formen der sozialen Ungleichheit herausbilden und unter welchen psychosozialen Umständen sich Menschen unzumutbaren Verhältnissen eher anpassen, als dass sie diese kritisieren und verändern. Die Eindrücke aus der Kriegs- und Nachkriegszeit, die Beunruhigungen durch das Naziregime, das seine Schatten auf meine frühe Kindheit geworfen hatte und die materiell unzureichende Existenzsicherung in meiner Familie nach der Flucht haben sicherlich meinen Entschluss beeinflusst, mich den Sozialwissenschaften zuzuwenden. Zum anderen gab es einen starken Antrieb, den Kontakt zur Kunst nicht zu verlieren. Sie hatte in unserem Familienleben eine große Rolle gespielt: Bis auf einen Bruder, der trotz seiner schriftstellerischen Begabung in die Fußstapfen des Vaters trat und Medizin studierte, wählten alle einen künstlerischen Beruf: Bühnenbildner, Designerin, Architekt. Ich entschied mich zwar für die Soziologie, aber damit erlosch nicht mein reges Interesse an Literatur, Malerei und Musik. Im Gegenteil: Adornos „Noten zur Literatur“ war das erste Buch, das ich von ihm las. Das war 1958. Unter Adornos Anleitung wurde Kunst für mich zu einer Erkenntnisquelle, die neben der Wissenschaft Bestand hat. Meine Erwartungen an das Studium in Frankfurt a. M. wurden mehr als erfüllt. Ich hatte das Glück, in Adorno einen Lehrer zu finden, der mich zur Selbstständigkeit und nicht zu einer dogmati-

ischen Übernahme seiner wissenschaftlichen Positionen anhielt. Dazu kam die Chance eines persönlichen Kontaktes zu den Adornos. Das Zusammensein mit Gretel Adorno stiftete mich zu vielen unkonventionellen Ansichten über Lebens- und Beziehungsformen an. Th. W. Adorno lernte ich als liebenswürdigen Privatmenschen kennen. Dadurch verlor er für mich nicht seine Aura als Intellektueller, aber er blieb für mich nicht einfach die unnahbare wissenschaftliche Autorität, als die er mir am Anfang des Studiums erschienen war.

Schon während der ersten Semester kam ich mit dem Phänomen „Benachteiligung von Frauen“ in Berührung. Es war nicht die Erfahrung, als Studentin gegenüber den Kommititonen benachteiligt zu sein, die mir allmählich zu Bewusstsein brachte, dass an der Universität zwischen Männern und Frauen Unterschiede gemacht werden. Ich fühlte mich nicht diskriminiert. Das waren für mich die an der Hochschule unterrepräsentierten Arbeiterkinder, die es schwer hatten, die akademischen, an der Mittel- und Oberschicht orientierten Bildungsansprüche mit ihrem eigenen lebensweltlichen Hintergrund in Einklang zu bringen. Mir fiel jedoch auf, dass es unter den Lehrkräften am Institut für Sozialforschung nur eine Professorin gab: Helge Pross. Ihr verdanke ich Förderung und erste Einsichten in Formen geschlechtsbasierter sozialer Ungleichheit. Keiner meiner Professoren hatte daran gedacht, dass der weibliche wissenschaftliche Nachwuchs, um gleiche Karrierechancen wie der männliche zu haben, der Förderung bedurfte. Es gab zwar in den Forschungsteams des Instituts Soziologinnen und Adorno hatte auch eine Assistentin, die für ihn das Lehrmaterial für seine Veranstaltungen aufbereitete. Aber Wissenschaftlerinnen waren im Ganzen gesehen doch in der Minderheit und den Ton gaben überdies die männlichen Mitarbeiter an. Helge Pross schlug mich zur Aufnahme in die Studienstiftung des Deutschen Volkes vor, und auf sie ist es wohl auch zurückzuführen, dass ich gleich nach dem Examen als wissenschaftliche Mitarbeiterin eingestellt wurde. Damit war der Weg gebahnt, gradlinig auf eine akademische Karriere hinzusteuern. Es war von unschätzbarem Wert für mich, dass es ein weibliches Vorbild dafür gab.

Helge Pross brachte Themen aus der Frauenforschung in die Lehre ein, ehe diese von der nächsten, dezidierter feministisch ausgerichteten Wissenschaftlerinengeneration aufgebaut wurde. Helge Pross behandelte in der Lehre die Benachteiligung von Mädchen im Bildungssystem und machte auf Aspekte geschlechtsspezifischer Sozialisation aufmerksam. Langsam begriff ich: Ob ich mich persönlich diskriminiert fühlte oder nicht, war kein wissenschaftliches Kriterium für die Existenz oder Nicht-Existenz von sozialer Ungleichheit zwischen den Geschlechtern. Solange ich gar nicht wusste, woran ich die Benachteiligung von Frauen im Vergleich zu Männern überhaupt festmachen sollte, konnte ich sie weder an mir noch an anderen wahrnehmen. Statistiken, empirische Befunde und theoriegeleitete Reflexion machten mir nach und nach deutlich, dass die Ungleichbehandlung der Geschlechter – unabhängig von der Individualität konkreter Personen – ein durch-

gängiges Muster unserer Gesellschaft in der Verteilung von sozialen Chancen ist. Es war jedoch noch ein weiter Weg zurückzulegen, bis ich bemerkte, dass Adornos Vorstellungen von der Wechselwirkung zwischen Erkenntniskritik und Gesellschaftskritik androzentristische Denk- und Handlungsmuster aussparten, und dass er zwar die Klassenstruktur kapitalistischer Gesellschaften offen legte, die Herrschaftsmechanismen im Geschlechterverhältnis jedoch ausblendete. Diese Defizite entdeckte ich erst, als ich mich in der Forschung eigenständig einer Klasse von Frauen zuwandte: den Fabrikarbeiterinnen und deren Existenzbedingungen. Das eröffnete den Zugang zu dem, was Ulrike Prokop als den „weiblichen Lebenszusammenhang“ gekennzeichnet hatte. Und das war auch der Anstoß, über die doppelte Vergesellschaftung von Frauen nachzudenken. Welche Folgen hat es für ihre soziale Positionierung, dass sie zwei differente Arbeitsformen – Hausarbeit und markvermittelte Arbeit – in die gesellschaftliche Reproduktion einbringen? Warum schadet ihnen die Doppelorientierung auf Familie und Beruf eher, als dass sie ihnen zu Gute gehalten wird? In welcher Weise überschneiden sich in ihrem sozialen Status Klassen- und Geschlechtszugehörigkeit? Doch damit greife ich auf die Zeit vor, die ich als Professorin am Psychologischen Institut der Universität Hannover verbrachte und in der ich – gemeinsam mit Nachwuchswissenschaftlerinnen – den so genannten Hannoverschen Ansatz in der Frauen- und Geschlechterforschung entwickelte.

Noch in Frankfurt a. M. wurde in der kritischen Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse die erste Spur gelegt, die mich darauf brachte, wie sehr die abendländische Wissenschaft von einem männlichen Habitus geprägt ist und wie viel Fraueneinfachheit in ihm steckt. Ich war von den Schriften Freuds fasziniert und genoss am Sigmund-Freud-Institut auch die Chance, kompetent in diese schwierige Materie eingeführt zu werden. Die Lehre vom Unbewussten, die Triebtheorie als Konflikttheorie, die Konnexionen zwischen sozial abverlangten Verzichtleistungen und Kulturanforderungen blieben für mich unverzichtbare Zugänge zu einer Soziopsychologie, die nicht nur nach manifesten, sondern auch nach latenten Handlungspotenzialen fragt. Bis heute bin ich davon überzeugt: Keine andere Psychologie macht in gleicher Weise Individualität und Massenverhalten als Ausdruck von Rationalität und Irrationalität, Kognition und Emotionalität, Willen und Gegenwillen, bewusster Intentionalität und unbewussten Antrieben begreifbar. Keine andere Subjekttheorie legt auf einer metatheoretischen Ebene, die an die empirische Exploration von Fallanalysen zurückgebunden bleibt, so eindrücklich die Aporien frei, welche die geschichtliche und lebensgeschichtliche Entstehung von Subjektivität begleiten. Keine andere leitet in vergleichbarem Maße im Perspektivenwechsel von Introspektion und Fremdeinfühlung, die immer auch die Konfrontation mit dem Unbekannten im eigenen Selbst einschließt, zur Selbstreflexivität an. Die Freud-schen Vorstellungen von Weiblichkeit und auch seine oft etwas mechanische, auf sexuelle Beziehungskonflikte fokussierte Phaseneinteilung kindlicher Entwicklung

stießen bei mir jedoch auf Unbehagen. Später fanden vor allem meine Zweifel an den Freudschen Weiblichkeitsskonzepten in den Schriften von Luce Irigaray und Renate Schlesier ihre präzise Begründung.

Die kritische Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse war die erste Übung, androzentrische Konzepte in der Wissenschaft als Fehlkonstruktionen und als Zeichen eines männlich dominierten Zeitgeistes zu entschlüsseln. Das epistemologische Feld der Wissensgenese rückte in mein Blickfeld. Zwanzig Jahre später schlug sich dieses Interesse in einem anderen Forschungsschwerpunkt nieder. Unter der Thematik „Sozialpsychologische Aspekte der Technikentwicklung“ entstanden kleine Studien zur Gen- und zur neuen Informationstechnologie, in denen ich dem Zusammenhang von instrumenteller Vernunft, Wissensproduktion und Männermacht nachging.

Meine weitere Entwicklung hin zur Frauen- und Geschlechterforschung sowie zu feministischen Theorieansätzen, die ich in Hannover durchlief, verdanke ich vor allem den Anregungen von und den Diskussionen mit Wissenschaftlerinnen, die aus der Frauenbewegung kamen. Kurz nach meinem Amtsantritt in Hannover richtete die DFG einen ersten Frauenforschungsschwerpunkt mit dem Titel „Integration der Frauen in die Berufswelt“ ein. Dort kam es zu einem regen Austausch mit Feministinnen aus Hamburg, Frankfurt, München, Nürnberg-Erlangen und Göttingen. Die vielfältigen Aspekte geschlechtsbasierter Ungleichbehandlung traten für mich jetzt deutlicher in Erscheinung. Neue Kontakte zu weiteren Wissenschaftlerinnen aus der Geschlechterforschung bahnten sich an, die für meine Arbeit an einer Theorie des Geschlechterverhältnisses von großer Bedeutung waren. Genannt seien Ursula Beer, Irene Dölling, Ute Gerhard, Carol Hagemann-White, Karin Hausen, Helga Krüger, Eva Kreisky, Myra Marx-Ferree und Tilla Siegel. Langsam erschloss sich mir die komplexe Interdependenz von mentalen, psychosozialen und gesellschaftlichen Strukturen, in welchen die Relationalität zwischen den Genus-Gruppen verankert ist: Formen der Arbeitsteilung und Rationalisierung von Arbeit, Verkettung von Institutionen, Rechtssysteme, Eigentumsordnungen, die differenten Weisen der Vergesellschaftung von Frauen und Männern, geschlechtsbezogene Sozialisation, die patriarchalisch organisierte Geburtenkontrolle, die phallokратische Organisation der Heterosexualität, die kulturellen Muster und stereotypisierenden Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit. Es wurde zu einer Herausforderung, in einer geschichtlichen Perspektive nach den gesellschaftlichen Konstellationen zu fragen, innerhalb derer diese unterschiedlichen Dimensionen in der Gestaltung von Geschlechterverhältnissen wirksam werden. Wo und wie kam es geschichtlich zu widersprüchlichen und ungleichzeitigen Entwicklungen in der Vergesellschaftung von Frauen und Männern? Welche Kräfte bringen Bewegung in die verharschten Strukturen traditioneller Geschlechterordnungen und welche Gegenkräfte blockieren weit reichende und durchgreifende Veränderungen dieses Herrschaftszusammenhangs? In welchem Wechselspiel ste-

hen Verhältnisse und Verhalten bei der Verfestigung von Prozessen der Vergeschlechtlichung und Sexuierung? Folgen die Konstruktionen, die sich sowohl in Sinnstrukturen als auch in den geronnenen Strukturierungen gesellschaftlicher Objektivität geltend machen, unterschiedlichen oder gleichlaufenden Logiken? Welches gesellschaftliche Gewicht kommt den einzelnen Aspekten zu, die bei der Frage, was die Formation eines Geschlechterverhältnisses beeinflusst, beachtet werden müssen? Von der Beantwortung solcher Fragen hängt es für mich bis heute ab, ob sich der Zusammenhang „Geschlecht, Geschichte, Kultur und Gesellschaft“ aus der konsequenten Verfolgung *eines* erkenntnisleitenden Paradigmas erschließen lässt, oder ob es nicht eher Sinn macht, angesichts der Mehrdimensionalität dieses Komplexes in seiner Behandlung verschiedene Theorieansätze zu kombinieren.

Von ganz besonderer Bedeutung in der Entfaltung meiner feministischen Theoreme war für mich die Freundschaft und Zusammenarbeit mit Gudrun-Axeli Knapp. Sie forderte mich nicht nur immer wieder dazu heraus, die Optionen der Frankfurter Schule, die mich geprägt hatten, zu explizieren und zu begründen. Ihre eigenständigen wissenschaftlichen Herangehensweisen an soziale Probleme provozierten auch Konturierung und Kurskorrektur. So manches Mal ist sie es gewesen, die mich dazu brachte, mich neuen Wegen in den Sozialwissenschaften zu öffnen. Sie war für meine Lernprozesse deswegen so entscheidend, weil in den Diskussionen mit ihr Kontroversen und Differenzen ausgetragen werden konnten.

3. Weitere Lernprozesse in Hannover: Schwierige Balanceakte zwischen Lehre, Geschlechterforschung und Frauenpolitik

In Hannover setzte sich meine Auseinandersetzung mit der Frauenbewegung fort, auf die ich in Frankfurt a. M. auf Umwegen gestoßen war. Die damaligen Eindrücke und Problemstellungen wirkten nicht nur in meiner feministischen Verortung als Hochschullehrerin nach, sie bestimmten auch mein praktisches Engagement in der universitären Frauenpolitik.

Mein Interesse an der Frauenbewegung wurde über eine Erfahrung geweckt und wach gehalten, die ich im Anschluss an die 68er Jahre in einer parallel laufenden sozialen Bewegung gemacht hatte. Es war die Anti-Psychiatriebewegung. Eine Gruppe von Medizinern, die sich in der psychoanalytischen Ausbildung befanden, eine in der Sozialarbeit tätige Soziologin, eine Psychologin und ich, zu der Zeit Assistentin am gesellschaftswissenschaftlichen Fachbereich der Johann Wolfgang Goethe Universität in Frankfurt a. M., hatten uns einem Projekt verschrieben, das wir dieser Bewegung zuordneten. Ohne institutionelle Absicherung und in erklärter Abgrenzung von psychiatrischen Anstalten, die wir im Sinne Goffmans als totale Institutionen betrachteten, bauten wir in Frankfurt a. M. eine Tagesstätte, später auch Wohngemeinschaften auf. Wir wollten Menschen, die in einer psychiatrischen

Klinik leben mussten, die Möglichkeit geben, mit anderen, die als „gesund“ galten, Kontakt aufnehmen, mit ihnen ihre Freizeit zu verbringen und auch ein Stück Alltag zu teilen. Unsere Absicht war es, einen *circulus vitiosus* zu durchbrechen, der in der medikalisierten Psychiatrie an der Tagesordnung ist. Menschen, die aus welchen Gründen auch immer an der Aufrechterhaltung von sozialen Beziehungen und an den Anforderungen an eine eigenständige Existenzsicherung scheitern, geraten in das Mühlwerk von Institutionen, die einerseits durch Abschließung von der Außenwelt einen Schutzraum vor weiterer Überforderung bieten, die aber andererseits durch Mechanismen der Überwachung den Prozess der Entmündigung, der „draußen“ begonnen hat, jetzt „drinnen“ (in der Anstalt) fortsetzen, ja vorantreiben. Diese Doppeldeutigkeit von Institutionen psychosozialer Versorgung findet in den Patienten ihre Entsprechung. Das zeigt sich an deren Ambivalenz gegenüber dem Phänomen der Hospitalisierung. Sie wird von den Betroffenen nicht nur passiv hingenommen, sondern unter dem Aspekt der Entlastung auch angenommen. Gleichzeitig erleben die Patienten die Einschränkung ihres Lebensraums als Freiheitsentzug, unter dem sie leiden. Zu diesem Widerspruch kommt ein weiterer: Bei der Suche nach Erklärungen für ihre Einweisung in eine Anstalt bieten die Ärzte und das Personal ihnen Krankheitsbilder an, welche sie sich zu eigen machen – auch wenn sie wissen, dass solche Diagnosen sie um ihren Eigensinn bringen, der nicht in allen Zügen pathologisch ist. Fremdbestimmte Zuschreibungen werden so zu Bestandteilen von Selbstdefinitionen, um den unbegreiflichen inneren Turbulenzen wenigstens nach außen hin einen Namen geben zu können.

Wir bemühten uns, in unserer Psychiatriegruppe einen sozialen Raum zu schaffen, in dem die Patienten im Zusammensein mit Nicht-Patienten diesen Teufelskreis ein Stück weit durchbrechen konnten. Wir wollten den Menschen, welche durch die Einweisung in eine Klinik aus dem privaten und öffentlichen Verkehr gezogenen worden waren, die Chance geben, sich nicht nur als krank, sondern auch als lebendig und zur Selbstbestimmung fähig zu erfahren. Und wir – die so genannten Gesunden – sollten im Spiegel der „Anderen“ Einblicke in unsere eigenen psychosozialen Läderungen gewinnen können.

Was war es, was in diesem Zusammenhang meine Wahrnehmung für die Relevanz autonomer Frauengruppen schärfte? Es war zunächst ein wachsendes Bewusstsein davon, dass es in unserer Gesellschaft generell an sozialen Orten fehlt, in denen sich Protest gegen Verkehrsformen und Sichtweisen entfalten kann, durch die Individuen diskriminiert, marginalisiert und stereotypisiert werden. Dann wurde mir jedoch noch etwas anderes klar: Hier kamen Probleme auf den Tisch, die ich bisher als solche, die mich selbst betreffen, weitgehend ignoriert hatte: Ausschluss aus öffentlichen Räumen, sexuelle Gewalt, Vernachlässigung weiblicher Körperbedürfnisse, mangelnde soziale Selbstbestimmungsmöglichkeiten, Benachteiligung im Bildungs- und Berufssystem. Mir kam langsam zu Bewusstsein, dass meine eigene

Person und nicht nur andere Frauen den Mechanismen der Diskriminierung unterliegt.

Autonome Frauengruppen – Selbsterfahrungsgruppen, selbst organisierte Seminare und praktische Projekte, Foren für Frauenpolitik und feministische Gegenkultur – galten mir nun als dynamische Zentren, in denen Frauen die Korrektur von traditionellen Selbstbildern und klischeehaften Fremdbestimmungen in eigene Regie nahmen. Ich sah in der Frauenbewegung die Chance, Gegenöffentlichkeiten zu schaffen, in denen ein nicht zensierter Fluss von Informationen mehr Klarheit über die vielfältigen Formen der Benachteiligung brachte, mit denen Frauen konfrontiert sind, und wo kollektiv Strategien der Gegenwehr überdacht und erprobt werden konnten.

Warum blieb ich trotz dieser positiven Einstellung zur Frauenbewegung doch eher eine ihrer Sympathisantinnen? Warum beteiligte ich mich nicht aktiv in einer ihrer Gruppen?

Das war nicht nur ein Zeitproblem: Ich war als Assistentin zwar voll eingespannt in Lehre, Forschung, Studienberatung und akademische Gremienarbeit, aber für das Zusammensein mit den Patientinnen und Patienten hatte ich doch Spielräume schaffen können. Warum verlagerte ich mein Engagement nicht in Richtung „Frauengruppen“? Es gab einen spezifischen Grund für meine Zurückhaltung. In der Antipsychiatriebewegung hatte ich eine Erfahrung gemacht, die unter die Haut gegangen war. Sie wurde in der Konfrontation mit dem Autonomieanspruch der radikalen Frauenbewegung reaktiviert.

In der Psychiatriegruppe waren wir selbstgewiss davon ausgegangen, im Unterschied zu klinischen Einrichtungen repressionsfrei arbeiten zu können. Diese Einschätzung entpuppte sich als illusionär. Wir konnten die Menschen, die zu uns kamen, nur zu kleinen Schritten aus der Entmündigung heraus ermutigen, weil es psychiatrische Anstalten im Hintergrund gab, welche in Notsituationen jene Kriseninterventionen in Gang setzten, auf die wir uns nicht einlassen wollten. Wir vermieden Praktiken der Medikalisierung, weil wir glaubten, dadurch aus Menschen mit Schwierigkeiten wieder Patienten oder Klienten zu machen. Wir mussten uns jedoch immer wieder eingestehen, dass wir nur soweit von institutionellen Zwängen unabhängig waren, wie wir – wenn das erforderlich wurde – mit Kliniken kooperieren konnten. Die taten dann das, was wir zu tun verweigerten. Wir waren also keineswegs so autonom, wie wir gemeint hatten.

Vor diesem Hintergrund beschäftigten mich die folgenden Fragen: War der Autonomiebegriff haltbar, dem die radikale Frauenbewegung anhing? Wurde das Problem diskutiert, was es heißt, wenn wir für uns und für andere Autonomie proklamieren, die sich in der sozialen Realität außerhalb der Freiräume, die am Rande der Gesellschaft geschaffen worden waren, nicht durchhalten lässt? Wird darauf reflektiert, dass auch die Frauenbewegung auf Hilfe von außen angewiesen ist, um ihre Autonomiebestrebungen nach innen abstützen zu können?

Für mich als Wissenschaftlerin waren die Hochschulen Institutionen, von denen aus mir ein Brückenschlag zur Frauenbewegung möglich erschien. In den universitären Arbeits- und Reflexionszusammenhängen konnte immerhin an die Freiheit von Lehre und Forschung appelliert werden. Unter diesen Rahmenbedingungen müssten sich – so glaubte ich – Erkenntnisse gewinnen lassen, die in der autonomen Frauenpolitik als Orientierungswissen für die konkrete Praxis genutzt werden könnten. Und so unrecht hatte ich nicht: Viele Gruppen der Frauenbewegung waren in den Universitäten verankert und manche ihrer Aktivistinnen waren in der Wissenschaft tätig. Politisches Engagement und das wissenschaftlich angeleitete Nachdenken über die Ursachen sozialer Ungleichheit schlossen sich für mich nicht aus. Im Gegenteil: Kritische Analysen von gesellschaftlichen Konfliktherden, die den sozialen Zusammenhalt gefährden, sind für mich bis heute um so wirklichkeitsnäher, je gesättigter sie von Erfahrungen sind. Und Veränderungswillen reicht um so weiter, je emphatischer die Visionen sind, von denen er zehren kann. Kritikfähigkeit wird nicht nur von Sachkenntnis getragen, sondern auch von einem lebhaften Interesse an der Aufhebung von Missständen. Deren Politisierung ist für mich zwar keine hinreichende, aber doch eine gute Voraussetzung, gesellschaftliche Fehlentwicklungen diagnostizieren und in ihren Folgewirkungen – uneingeschränkt durch traditionelle akademische Scheuklappen – untersuchen zu können.

Der Aufbau von Frauen- und Geschlechterforschung, geleitet von einem feministischen Erkenntnisinteresse, schien mir ein gangbarer Weg zu sein, um eine Wissensproduktion weiter zu treiben, die zur Enthierarchisierung des Geschlechterverhältnisses beitragen konnte. Somit schien mir klar, was mein Beitrag zur Frauenbewegung sein könnte. Aber sehr schnell wurden die Konfliktzonen in diesem Unterfangen deutlich.

Es stellte sich mehr und mehr heraus, dass die Freiheit von Wissenschaft und Forschung in der Hochschule äußerst begrenzt ist. Keine und keiner entgeht den akademischen Spielregeln im reglementierenden Umgang mit Studierenden, in der Vermittelung von Standardwissen, in der Beteiligung an Gremienarbeit und Selbstverwaltung. All das erzwingt mancherlei Abstriche an dem guten Willen, neue Erkenntniswege zu gehen oder alternative Ausdruckformen und Lernmöglichkeiten jenseits von Hierarchien, Leistungsnormen und dem traditionellen Kanon von Wissensbeständen zu praktizieren. Hochschulen sind keine Stätten wissenschaftlicher Unabhängigkeit. Sie lassen sich zu sehr von Markt- und Machtinteressen in den Dienst nehmen. Sie sind zudem nach wie vor von Männern beherrschte Domänen. Die hart erkämpften feministischen Positionen werden Stück um Stück zurückgedrängt. Mit dem kollektiven Einsatz von Feministinnen aus unterschiedlichen Fächern ließ sich zwar trotz alledem an der Universität Hannover ein interdisziplinäres Angebot „gender studies“ durchsetzen. Aber der gegenwärtige Stellenabbau, der den weiblichen Nachwuchs in diesem Schwerpunkt in besonderer Weise

trifft, und die instrumentell-administrativen Vorgaben für Studiengänge und Studienabschlüsse gefährden seine Zukunft.

Widerstände kamen jedoch auch aus den eigenen Reihen. Die Geschlechterforschung, die davon ausgeht, dass genderbasierte Ungleichheit nur dann auszumachen ist, wenn angegeben werden kann, im Vergleich zu wem Frauen diskriminiert werden, sah sich der Kritik ausgesetzt, Geschlechterforschung würde durch die Beachtung der Kategorie „Mann“ die Frauenforschung entradikalisieren. Dass es uns nicht um die Berücksichtigung von Männern „an sich“ geht, sondern um das gesellschaftliche Phänomen der Relationalität, das Abhängigkeiten zwischen den Genus-Gruppen stiftet, drang bei manchen bewegungsorientierten Frauenforscherinnen nicht durch. Der wissenschaftliche Verweis auf die komplexe und widersprüchliche Strukturierung von Geschlechterverhältnissen stieß zudem auf Widerstand bei jenen Aktivistinnen, denen differenzierte Argumente zu akademisch und zu wenig offensiv erschienen. Sie brauchten für den Kampf um Emanzipation griffige Parolen und praktische Anleitungen für zielgerichtetes Handeln. Es zeichnete sich ab: Frauenbewegte Aktionen und theoriegeleiteter Feminismus gerieten in den Sog von Polarisierungen, wenn sich auf der einen Seite Reflexionsfeindlichkeit einstellt und auf der anderen Seite Politikverdrossenheit.

Zu den Schwierigkeiten, Geschlechterforschung voranzutreiben, gehört ein anderer Konflikt. Es sind die Schulenbildungen, die dazu führen, dass bestimmte Theorietraditionen favorisiert, andere ausgeblendet werden. Solche Konkurrenzkämpfe engen die mögliche Reichweite einer feministischen Wissenschaft ein, die angesichts ihres mehrdimensionalen Gegenstandsbereichs auf Polyperspektivität angewiesen ist. Deshalb sind Rezeptionssperren gegen unliebsame oder unvertraute Ansätze in der Geschlechterforschung, von welcher Fraktion sie auch immer angezettelt werden, kontraproduktiv.

Was die Frage anbetrifft, ob Wissenschaft sich mit Protest gegen die sozialen Unzumutbarkeiten verträgt, mit denen Frauen anders als Männer konfrontiert sind, kam ich zu dem folgenden Schluss: Nicht im politischen Engagement für die Abschaffung von sozialen Ungleichheitslagen und Diskriminierungen liegt *per se* die Gefahr, wissenschaftliche Anforderungen „im Eifer des Gefechts“ zu unterlaufen. Es gibt aber eine epistemologisch naive Haltung, welche die Balance zwischen dem Wunsch, Wissenschaft in Praxis umzusetzen, und dem Erkenntnisinteresse, problematische Phänomene zu begreifen und begreifbar zu machen, aus den Angeln zu heben droht. Das ist m. E. eine Forderung nach Parteilichkeit, die weder selbstreflexiv die eigenen Motive für bestimmte politische Optionen hinterfragt, noch mit bedenkt, dass soziale Fremdheit gegenüber der Lebensrealität derer, für die man eintreten will, die soziale Wahrnehmung verzerrn kann. Anteilnahme kann so zu einer Stellvertretungspolitik führen, in der eigene Sichtweisen auf andere projiziert werden. Die Optik aus der Perspektive der Betroffenheit hat – da folge ich Donna Haraway – ihre Tücken: Der ungebrochene Blick von unten impliziert ebenso blin-

de Flecken wie der Herrschaftsblick von oben herab. Unmittelbare Identifikation mit denjenigen, die für sich selbst und aus eigener Erfahrung sprechen, vermag – das hatte ich in der Arbeiterinnen-Studie lernen müssen – daran zu hindern, sich mit deren Lebensbedingungen vertraut zu machen. Mangelnde Distanz ist darüber hinaus eine Versuchung, darüber hinwegzugehen, wo soziale Forderungen auf begrenzte Gruppenbelange eingeengt bleiben und nicht den Grad an Allgemeingültigkeit besitzen, den sie behaupten. Die lange Vernachlässigung der Kategorie „Ethnie“ in der westdeutschen Frauenbewegung und in der Geschlechterforschung – meine Arbeiten eingeschlossen – ist hierfür ein Indiz.

Mein Hinweis auf die Problematik von Parteilichkeit ist kein Plädoyer für eine wertfreie Wissenschaft. Auch Unpolitisch-Sein zeitigt politische Folgen: Dezidierte Kritik als Motor von Veränderung wird still gestellt. Zudem ist es eine Binsenweisheit, dass die von Vertretern des sozialwissenschaftlichen Mainstreams geforderte Abstinenz in der Beurteilung von gesellschaftlichen Konfliktlagen jene nicht daran hindert, eine Hochschul- und Wissenschaftspolitik zu betreiben, die ausgrenzt und stigmatisiert, was sich ihren selbst gesetzten akademischen Standards nicht einfügen lässt. Es wird ohne Bedenken verurteilt.

Es geht mir hier um die Kennzeichnung eines Dilemmas: Einerseits verkümmert Frauen- und Geschlechterforschung zu reinem Standpunktdenken, wenn sie sich ihre Forschungsintentionen zu unmittelbar von frauenbewegten Aktionen, Parolen und Strategien oder von institutionalisierten Formen der Frauenpolitik vorgeben lässt. Andererseits verlieren Frauen- und Geschlechterforschung sowie feministische Theoriebildung ihren Impetus, in Herrschaftsverhältnisse durch Aufklärung einzugreifen und die Geschlechtsblindheit einer androzentrischen Wissenschaft ad absurdum zu führen, wenn sie sich im akademischen Elfenbeinturm häuslich einrichten.

Ich komme zum letzten Kapitel meiner feministischen Lernprozesse. Die Kluft, die sich heute zwischen feministischer Theorie, Geschlechterforschung und Frauenpolitik auftut, deutete sich schon wenige Jahre nach der Hochzeit an, in der eine interdisziplinäre Gruppe von Wissenschaftlerinnen in Zusammenarbeit mit einem Kreis von Sekretärinnen in Hannover versuchte, mit Hilfe einer von der Frauenbewegung und Geschlechterforschung inspirierten Gleichstellungspolitik die gesamte Universität zu demokratisieren und Strukturveränderungen in der Hochschule als Ganze in Angriff zu nehmen. Im gegenwärtig herrschenden Gender Mainstreaming ist nur noch wenig von den damaligen Intentionen zu spüren. Frauенförderung beschränkt sich mehr und mehr darauf, die Repräsentanz von Mitgliedern der weiblichen Genus-Gruppe zu erhöhen. Um Missverständnissen vorzubeugen: Ich halte das für wichtig und richtig. Ich teile die Meinung einiger Sozialkonstruktivistinnen nicht, dass Maßnahmen, die zur Behebung von Unausgewogenheiten in der Besetzung von Professuren, Dozenturen, und Posten im höheren Verwaltungsdienst führen, zur Reifizierung von Geschlechtskonstruktionen beitragen.

Zu benennen, dass es da um eine Konkurrenz zwischen Männern und Frauen geht, und den Finger darauf zu legen, dass die Qualifikationskriterien für Ausschreibungen an der Universität traditionellerweise alle menschlichen Fähigkeiten aussparen, die nicht androzentrischen Weltbildern und Wissenschaftskonzepten bzw. den an männlichen Karrieren geeichten Leistungs- und Erfolgskriterien zuzurechnen sind, impliziert m. E. keineswegs Verdinglichung – weder von Personen, noch von Sichtweisen. Damit wird die Relationalität, die Genus-Gruppen als sozial ungleich bewertete zueinander in Beziehung setzt, noch nicht aus den Angeln gehoben. Aber dadurch, dass man die Auswirkungen traditioneller Geschlechterordnungen, die nun einmal binär angelegt sind, ohne Affirmation zur Sprache bringt, werden diese überhaupt erst angreifbar. Antidiskriminierungsmaßnahmen haben ihrer eigenen Logik nach nichts mit ideologischen Eigenschaftszuschreibungen an sozial benachteiligte Gruppen zu tun. Sie zielen auf Chancengleichheit. Der Missbrauch von solchen sozialpolitischen Intentionen ist zwar nicht auszuschließen. Es gibt Strategen des „diversity managements“, welche die Begriffe „Mannigfaltigkeit“ oder „Vielfalt“ in Differenzdenken umbiegen. Von ihnen werden bislang diskriminierten Gruppen spezifische Eignungen zugeschrieben, die sie für den Einsatz an bestimmten Arbeitsplätzen als tauglich erscheinen lassen. In diesen Manövern geht es um die bestmögliche Ausnutzung von „Ressourcen des Humankapitals“. Aber darin erschöpft sich der „diversity“-Ansatz nicht: Er ermöglicht auch Konflikt-Management und die Berücksichtigung bisher benachteiligter Populationen in der Beschäftigungspolitik. Zu beklagen ist allenfalls die Begrenztheit solcher Praktiken: Sie zielen nicht auf die Veränderung von Strukturen, in denen die ungleichen sozialen Positionierungen der Geschlechter verankert sind.

Hier sehe ich eine Parallele zum Gender Mainstreaming in und außerhalb der Universitäten: Die Entscheidungsstrukturen, die Vorstellungen von einer zweckmäßigen Forschung und Lehre, in der Frauen- und Geschlechterforschung, gar feministische Theorie als mehr oder minder überflüssig erscheinen, die Rangordnungen im Personalwesen und im Lehrkörper, die Ausschließung der Studentinnen und Studenten aus der akademischen Mitbestimmung, das Schwinden der Hochschulautonomie – all das sind Probleme, die an den Hochschulen vom Gender Mainstreaming kaum mehr aufgegriffen werden. Frauenförderung droht zu einem verregelten Verwaltungsakt zu werden.

Was bleibt zu tun? Es bekümmert mich, dass es in der Geschlechterforschung so wenig Bemühungen gibt, nach den Anschlussstellen zu suchen, an denen die verschiedenen Ansätze in diesem Feld zu einander in ein Ergänzungsverhältnis gebracht werden könnten. Wir stoßen auf allen Ebenen, auf denen sich Geschlechterverhältnisse verändern und neu konstituieren, auf Widersprüche: Wir können sowohl Indikatoren für die Enttraditionalisierung von Geschlechtskonstruktionen finden wie solche für ihre Retraditionalisierung. Statusunterschiede zwischen Frauen und Männern weichen in einigen beruflichen Segmenten auf, aber das Machtge-

fälle zwischen den Genus-Gruppen besteht in den zentralen Feldern gesellschaftlicher Herrschaftssicherung weiter (Staat, Militär, Ökonomie, hegemoniale Kultur). Menschenrechtsdiskussionen haben weltweit zum Abbau von Frauendiskriminierung beigetragen, aber deren Gleichstellung ist bei uns in vielen Bereichen noch nicht Realität geworden und anderswo noch nicht einmal formal-rechtlich verankert. Soziale Ungleichheit beruht in Industrienationen nicht mehr in gleicher Weise wie in vorigen Jahrhunderten auf antagonistischen Klassen- und Geschlechterverhältnissen, aber die Differenzierung der Gesellschaft in eine Vielfalt von sozialen Gruppierungen – auch unter Frauen und unter Männern – hat ungleiche soziale Ausgangsbedingungen in der Existenzsicherung, der politischen Partizipation und kulturellen Teilhabe nicht zum Verschwinden gebracht. Rasse, Klasse, Geschlecht sind weiterhin Strukturegeber für gesellschaftliche Rangordnungen. Es soll nicht geleugnet werden, dass sich in unserer Gesellschaft, was Geschlechterarrangements angeht, manches zum Besseren gewendet hat. Wo aber die Möglichkeiten für die Herstellung von egalitären Zuständen durch einen Zuwachs an Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und gesellschaftlichem Reichtum gestiegen sind, ist das Erreichte an den objektiven Möglichkeiten für eine weitergehende Abschaffung von sozialen Disparitäten zu messen.

Eine Bemerkung zum Ausblick, die sich meiner Mitarbeit als Dekanin des Schwerpunktes „Arbeit“ in der Internationalen Frauenuniversität verdankt, die im Sommer 2000 in Hannover stattfand. In den Diskussionen mit Studentinnen, die aus allen Erdteilen gekommen waren, eröffnete sich für mich eine neue Perspektive für feministische Forschung: die komparatistische, ländervergleichende Untersuchung von genderbasierten Ungleichheitslagen unter den Bedingungen der Globalisierung. Kontradiktoriale Trends in weltweiten gesellschaftlichen Umbrüchen lassen sich nur einschätzen, wenn sich Wissenschaft von eurozentristischen Sichtweisen freimacht. Das gilt auch für die Klärung der Frage, ob „Geschlecht“ immer noch als Gliederungsprinzip in der Strukturierung von Gesellschaft wirksam ist oder nicht. Die Dynamiken, welche mit der Einrichtung neuer neoliberaler Markt- und Werteordnungen verbunden sind, erfassen alle Regionen, die in die Interdependenzen zwischen Metropolen und Peripherien hineingezogen werden. Viele empirische Studien zeigen, dass Frauen in anderer Weise und oft auch in größerem Ausmaß Verliererinnen von Globalisierungsprozessen sind als Männer. Um die gegenwärtigen Umbrüche in der Welt und vor der eigenen Tür begreifen zu können, brauchen wir ganz allgemein die „Erkenntniskraft moderner kritischer Theorien“ (Haraway). Das gilt auch für die Geschlechterforschung: Wir brauchen Optionen und Optionen, die vielen und vor allem: verschiedenen Blickwinkeln auf die umfassende soziale Wirklichkeit Raum zu geben.

Wie ich Soziologin wurde – eine Rekonstruktion

Ute Gerhard

„...man muss in der Lage sein, in Gedanken sich selbst gegenüber zu treten und seiner selbst als eines Menschen unter anderen gewahr zu werden.“ (Norbert Elias 1970)

Wenn es dies ist, worum es in der Soziologie geht, wie Norbert Elias sagt, dann habe ich das *nicht* Selbstverständliche im Zusammenleben von Menschen und die Bedeutung sozialer Ordnungen, Beziehungen und Strukturen sehr früh wahrgenommen und als von außen Kommende im Laufe von fast 10 Jahren gut kennen gelernt. Der Mikrokosmos meiner ersten, den eigenen Status reflektierenden Erfahrungen war ein niedersächsisches Dorf, in das ich mit meiner Mutter und zwei älteren Brüdern (der dritte und älteste blieb noch bis 1947 in russischer Gefangenschaft) im Herbst 1945 als Flüchtlings verschlagen wurde. In Berlin ausgebombt, traf sich die in alle Himmelsrichtungen evakuierte Familie wieder in Schlesien, um von dort über – damals – die Tschechei Bayern zu erreichen. In der Nähe von Regensburg wurde ich für ein paar Wochen eingeschult, doch Lesen und Rechnen hatte ich wohl vorher – in der Odyssee der Flüchtlingsstrecken vornehmlich auf dem Schoß meiner Mutter gelernt. Mein Vater, Chemiker von Beruf, war noch kurz vor Kriegsende eingezogen worden und blieb vermisst, er wurde erst nach langer Zeit der Ungewissheit 1950 für tot erklärt.

1. Das Dorf

Die Distanz zu den Einheimischen, das nicht dazu Gehören, war allgegenwärtig. Zudem war der soziale Status prekär, ohne Hab und Gut, auf Wohltaten angewiesen, auch unter später geordneten Verhältnissen als ‚Wohlfahrtsempfänger‘ bezeichnet. Wir hausten in zwei Zimmern eines großen Bauernhofes, ohne fließendes Wasser oder gar WC, auf dem gleichen Flur mit zwei anderen Flüchtlingsfamilien. Das 3000 Einwohner zählende Dorf war von einer etwa gleich großen Zahl von Fremden geradezu überschwemmt worden, die mit ernährt und untergebracht werden mussten. Wer nur konnte, versuchte sich irgendwo zu verdingen, für Kartoffeln, Heizmaterial oder eine Mahlzeit. Doch die Flüchtlinge zeichneten sich darüber hinaus durch viele Eigentümlichkeiten aus, durch andere Gewohnheiten, Lebens- und Redeweisen, kulturelle und konfessionelle Differenzen und brachten auch neue Kenntnisse und andere Erfahrungen mit. Als alle gleichermaßen Entwurzelte und Deklassierte war die Gruppe in sich selbst sehr heterogen, kamen die Einzelnen doch aus sehr unterschiedlichen sozialen Schichten, Beschäftigungen und Regionen. Dass es gelang, dieses sozial explosive, bunte Gemisch aus Einhei-

mischen und ‚Vertriebenen‘ unter den Bedingungen eines Ausnahmezustands, den Soziologen als „anomisch“ bezeichnen würden, trotz vieler Konfliktlagen und Resentiments in eine neue demokratische Gesellschaft zu integrieren, ist wiederholt als keineswegs selbstverständliche Entwicklung hervorgehoben worden. Wie dieser Zusammenprall verschiedener Lebensformen und Kulturen und der damit induzierte soziale Wandel im Alltäglichen und im Kleinen erlebt wurden, war mein Erfahrungsraum.

Den Anschauungsunterricht bot nicht nur die Schule, in der einzelne Lehrer noch wie Könige herrschten und zu Weihnachten und anderen Feiertagen mit entsprechenden Donationen rechnen konnten. Es waren vor allem auch die Straße, die Höfe und die Weser-Marsch, die nicht nur zum Spielen einluden, sondern auf denen auch unter uns Kindern der neueste Dorfratsch verhandelt wurde; wer mit wem, wo ein Kind (unehelich) erwartet wurde und wo es Konflikte gab. Jeder kannte jeden, zumindest schien es so, denn die sozialen Rollen derer, die das Sagen hatten und der von ihnen Abhängigen, wurden alltäglich bestätigt oder rekonstruiert. Es gab auf der einen Seite bei den Einheimischen eine sehr feste hierarchische Ordnung, die noch in der Sitzordnung in der Kirche, aber auch in festen Heiratsregeln zwischen den Großbauern oder der Rangordnung bei Festen, insbesondere Hochzeiten, eingehalten wurde oder in unsichtbaren Verpflichtungsnetzen von Mithelfenden und Nachbarschaften zum Ausdruck kam. Auf der anderen Seite wurde diese überkommene Ordnung zunehmend fragwürdig und durch die Hinzugekommenen empfindlich gestört. Als der erste Flüchtlingssohn in einen kleineren Bauernhof einheiratete, war dies eine Sensation, die wie ein Dammbruch wirkte.

Mir selbst schien es trotz aller Mittellosigkeit an nichts zu fehlen, denn meine Mutter verstand es, mir das Selbstbewusstsein eines verlorenen sozialen Status durch viele Erzählungen und Erinnerungen zu bewahren. Da hatte es ja einmal die Bibliothek und die Musikinstrumente gegeben, auch das Meissener Geschirr, doch dies war eben vergänglich. Was zählte, war, was zu erlernen war. Und es wurde viel erzählt in dieser Zeit der Stromsperren – erst später ergänzt durch ein kleines Philipps-Radio, und obwohl ich als Jüngste und ‚kleines Mädchen‘ vorwiegend in der Rolle der nur Zuhörenden war, erinnere ich vor allem die vielen leidenschaftlichen Diskussionen, auch darüber, wie viel die Erwachsenen über die Verbrechen des Nationalsozialismus gewusst haben müssen. Unsere Stellung im Ort verbesserte sich zusehends, weil meine Mutter, in den 1920er Jahren zur Jugendpflegerin ausgebildet, neben dem evangelischen Pfarrer im Ruhestand die gesamte Gemeindearbeit übernahm. Neben der Jugendarbeit, neben Kinderfesten, die zu Dorffesten gerieten, organisierte sie Frauenkreise, für die älteren Frauen sowieso, vor allem aber auch für die jüngeren, die zahlreichen Kriegerwitwen, die traditionell keinen anderen gesellschaftlichen Status mehr hatten als den der Aushilfe in allen Lebenslagen. Sie ermutigte sie nicht nur, die ihnen bis ans Lebensende anstehende schwarze Kleidung abzulegen, sondern vermittelte Einsichten, die einer Berlinerin der

Zwanziger Jahre selbstverständlich erschienen, nun und hier jedoch zu aufmüpfiger Selbstständigkeit veranlassten. Diese Karriere meiner Mutter endete jäh, als um 1950 ein aus Russland spät heimkehrender Pfarrer die Gemeinde übernahm und sie aus den Diensten entließ. Enttäuscht, erschöpft, als Alleinerziehende bis 1953 unter dem Kuratel der Amtsvormundschaft, die sie nicht gelten ließ, gegen die sie den Besuch der Oberschule für alle vier Kinder mit großer Energie durchsetzte, hat sie es danach nie wieder geschafft, berufstätig zu sein – ein für ihre Generationenlage typisches Muster im Lebenslauf, dem Peter Handke in seinem Essay „Wunschloses Unglück“ (1972) literarisch ein berührendes Denkmal gesetzt hat.

Mit dem Besuch der Oberschule in der nächsten Kreisstadt, als erstes Mädchen aus dem Dorf, wurde meine Außenseiterrolle wieder manifest. Der lange Schulweg als Fahrschülerin, andere Freundinnen und musikalische Interessen (erste Reisen mit dem Schulorchester in der „Jeunesse musicale“) entfernten mich nicht nur praktisch von denen, die nun auf den Dorffesten erste Bekanntschaften machten und denen nichts anderes übrig blieb, als in eine Friseurlehre zu gehen. Die letzten drei Schuljahre habe ich in Köln absolviert, da wir im Landkreis Köln eine Sozialwohnung erhielten, nicht zuletzt um den Studienplätzen der Brüder näher zu sein. Den Wechsel aus der ehrgeizigen Enge einer Kleinstadtsschule auf das eher lässige Mädchen gymnasium der Großstadt, in dem nicht die Schule allein den Mittelpunkt aller Bestrebungen und Orientierungen bildete, habe ich als Befreiung empfunden. Hier entdeckte ich – zur Schulsprecherin gewählt – die Möglichkeiten politischen Engagements, z.B. als wir zusammen mit anderen Schulen 1956 im Kontext des Volksaufstandes in Ungarn eine Schülerdemonstration veranstalteten. Mein Redebeitrag hatte den verwegenen Titel „Warum wir nicht umhin können, Marx zu lesen“.

2. Das Studium

Meine politischen Interessen veranlassten mich, Jura zu studieren. Natürlich hatte ich keine Ahnung, was mich da erwartete in den Massenveranstaltungen der juristischen Fakultät zu Köln. Mit mehr als 300 Studierenden zusammen in einem Klau-surenkurs, vor die gleichen schriftlichen Hausarbeiten gestellt, für die es aber höchstens drei Exemplare der einschlägigen Kommentare gab, schlich sich zunehmend Enttäuschung darüber ein, welche Art positiven Wissens und welche Rechts-techniken hier gelehrt und erwartet wurden. Was Recht ist, wie es zustande kommt und warum etwas rechtens ist, gehörte nicht in den Lehrplan, der prüfungsrelevant war. Von den juristischen Lehrern mit großen, zum Teil später belasteten Namen ging keine einzige Ermutigung, lediglich abwehrende Routine aus. Zudem war ich plötzlich Außenseiterin qua Geschlecht – der Anteil der Studentinnen im Fach betrug weniger als 10 Prozent – eine Differenzierung, die mir bisher in der Familie

und auf dem Mädchengymnasium fremd, nicht als Nachteil erschienen war. „Warum studieren Sie denn Jura? Kunstgeschichte kann ich mir für Sie noch vorstellen“, so die grün-schnäbigen gleichaltrigen Kommilitonen. Ich hielt mich schadlos in einem ausufernden Studium generale. Das Studienbuch der ersten Semester verzeichnet neben den Pflichtübungen in Römischer Rechtsgeschichte und Verfassungsrecht Buntscheckiges wie „Griechisch für Anfänger“ oder „Chinesische Kunst von Sung bis Ming“, daneben stehen von Anbeginn Veranstaltungen in Neuerer Geschichte und Soziologie. In beiden Fächern habe ich mich über Proseminare, in Geschichte u. a. durch Einführungen mit der Übersetzung einer lateinischen Quelle, in Soziologie über Kriminal- und Rechtssoziologie bei Fritz Sack und Wolfgang Kaupen, Assistenten bei René König, zur Teilnahme an Hauptseminaren vorgearbeitet.

René König war ein faszinierender Lehrer mit einer „echten Leidenschaft für das Lehren“, dessen Vorlesungen – in prall besetzten Hörsälen – die Ansichten auf die Welt und eben die Gesellschaft veränderten und aus einem interdisziplinären Horizont, über die Philosophie, die Ideengeschichte und politische Theorie sowie die Ethnologie und Sozialpsychologie, zu den Besonderheiten soziologischen Denkens hinführten, wonach – in einer Paraphrase Durkheim’scher Soziologie – „Soziales nur durch das Soziale“ zu erklären ist. Die Klassiker, die Grundbegriffe der Soziologie, die Theorien menschlicher Gruppen und Institutionen, insbesondere der Familie, die Strukturanalyse der Gegenwartsgesellschaft, all dies habe ich bei König gehört und lernen können. Zwischen verschiedenen Kulturen aufgewachsen, weltläufig, als Emigrant aus Nazi-Deutschland gegenüber westdeutschen Nachkriegsverhältnissen kritisch und distanziert, war König in der Geschlechterfrage im Vergleich zu soziologischen Zeitgenossen bemerkenswert vorurteilsfrei. Seine Kritik des „deutschen Vaters“ z.B., eine Replik auf Max Horkheimers Studien zu „Autorität und Familie“, seine empirischen Studien und die Offenheit für Geschlechterproblematiken, seine These zum bürgerlichen „Patriarchalismus im Gegenstoß“ oder „Sekundärpatriarchalismus“, schließlich die Wertschätzung früher Arbeiten von Frauen zur Frauen- und Familienforschung (z.B. Alice Salomons und Marie Baums „Familienleben der Gegenwart“ oder die Studien von Charlotte Bühler, Marie Jahoda oder Hilde Thurnwald), überhaupt die Tatsache, dass Frauen bei ihm promovierten und gefördert wurden, waren wichtige Fingerzeige auf Vorbilder und eröffneten Denkmöglichkeiten.

Ein Semester in Göttingen mit Vorlesungen u. a. bei Gerhard Leibholz zu Problemen der Demokratie, aber auch bei Helmuth Plessner, wo sich persönlichere Kontakte zu Lehrern und Assistenten ergaben, versöhnte mich ein wenig mit der Jurisprudenz als Rechtswissenschaft, die nicht nur Rechtslehre war. Nach weiteren drei Semestern in Bonn, wo ich neben der anscheinend unvermeintlichen Paukerei beim Repititor bei Karl-Dietrich Bracher mehrere Seminare zur Geschichte des Nationalsozialismus und Faschismus mit größeren Hausarbeiten bestand, beendete

ich mein Jurastudium im 8. Semester mit dem Referendarexamen – aber ich wusste zu diesem Zeitpunkt schon, dass ich nicht in den damals auf rund 4 Jahre angelegten Referendardienst gehen wollte. Der Leidenschaft für Rechtsfragen bin ich gleichwohl treu geblieben.

Ich wollte weiter studieren und hatte mir nach einem Seminar bei Ulrich Klug in Rechtsphilosophie von ihm und René König ein Dissertationsthema geben lassen, eine zu jener Zeit nicht übliche interdisziplinäre Kooperation. Anlässlich der Debatten um die Reform des Sexualstrafrechts sollte es eine historisch-soziologische Studie über ‚das gesunde Volksempfinden‘ werden, eine juristische Leerformel, die in den 1960er Jahren in der Diskussion um den § 175 StGB durchaus noch bemüht wurde. Diese Doktorarbeit ist nie geschrieben worden, denn ich musste nun irgendwie Geld verdienen. Da ich nach einem Debüt zu populären Fragen des Weltraumrechts unter dem Titel „Wem gehört der Himmel?“ als freie Mitarbeiterin für den Rundfunk in Köln und verschiedene Zeitschriften Fuß fasste mit vielfältigen Recherchen und neugierig machenden Aufträgen zu sozialen oder sozialpolitischen, darunter typischen Frauenthemen, wurde meine Zeit erfüllt und immer knapper. Die historischen Quellen zur Strafrechtsreform, die ich gleichwohl bis in die Protokolle der Preußischen Landtage in den 1840er Jahren verfolgt und eifrig gesammelt hatte, aber sollten sich später noch als Fundgrube anderer Art, für die Geschlechtergeschichte, erweisen, sie haben mich zu meiner später geschriebenen Dissertation unter dem Titel „Verhältnisse und Verhinderungen“ inspiriert.

3. Interim oder Übergänge

Wer als irgendwie qualifizierte Frau 1965 heiratete, für die schien es selbstverständlich bzw. ‚in Ordnung‘ zu sein, dass sie, sobald sich ein Kind anmeldete, ihre Ambitionen vorerst beiseite schob und ihrem Mann in Wohnsitz und Haushalt folgte. Auch das Kinderkriegen war grundsätzlich keine Frage der individuellen Entscheidung, es gehörte dazu, wenn die Beziehung glücklich zu sein versprach. Deshalb schien mir auch die Frage meines ältesten Bruders: „...und was wird aus Deiner Dissertation, wenn erst Dein Kind in der Wiege schreit?“ ganz unangemessen. Ich interpretierte meinen Umzug nach Bremen und damit den Abbruch all meiner journalistischen und zugleich universitären Verbindungen als Chance, mich ganz meinem wissenschaftlichen Vorhaben widmen zu können. Gleichwohl hat sich diese brüderliche Nachfrage in meiner Erinnerung eingenistet, und aus der Rückschau habe ich mich und meinen damaligen Optimismus schon sehr bald nicht mehr verstanden. Dabei war ich doch zu jener Zeit bereits bestens über die ‚Frauenfrage‘ informiert, kannte Gertrud Bäumer und Dorothee von Velsen aus den ersten Veröffentlichungen des Rainer Wunderlich Verlages, hatte Alva Myrdal und Viola Klein gelesen, auch das kleine Bändchen von Simone de Beauvoirs „Das

andere Geschlecht“. Meinen Altersgenossinnen war ich wegen meiner Frauenrechteien gelegentlich auf die Nerven gegangen, deshalb hatte ich mich im Deutschen Frauenring Köln umgesehen. Als weitaus jüngstes Mitglied von der Vorsitzenden Rosemarie Ellscheid gefördert, hielt ich dort Anfang der 1960er Jahre Lesungen über Marie-Elisabeth Lüders’ Autobiographie „Fürchte Dich nicht“ und andere Vorträge und hatte auch unter der Obhut von Friedel Hömke, der Redakteurin des WDR-Frauenfunks, an kritischen Debatten über den Deutschen Frauenring bzw. den Dachverband „Informationsdienst deutscher Frauenverbände“ teilgenommen. Doch dass ich selbst die als modern bezeichnete Doppelrolle nicht bewältigen konnte, kam mir nicht recht in den Sinn – eine Illusion, die uns heute, „postfeministisch“, bekannt vorkommen mag.

Jedenfalls wurde ich mit der Geburt meiner ersten Tochter – in einer mir fremden Stadt, erneut Zugereiste ohne Verwandtschafts- oder Freundschaftsnetze vor Ort, ohne eine Universitätsbibliothek oder andere Ressourcen, mit einem Arzt und vielen Nachtdiensten verbündet – sehr schnell auf den Boden der Tatsachen geworfen. Als zwei Jahre später meine Zwillingstöchter geboren wurden, verabschiedete ich mich auch von den letzten Versprechen freier Mitarbeit mit dem Hinweis auf mein Dasein ausfüllende mütterliche Pflichten.

Dabei passierte viel in dieser Zeit, die Studentenbewegung erreichte ihren Höhepunkt, die ersten ‚Tomaten flogen‘ und in New York wurden Büstenhalter öffentlich verbrannt. Dies alles verfolgte ich nur aus der Presse, aber mit heißem Herzen. Als die Bremer Reformuniversität im Wintersemester 1970/71 ihre Pforten für die ersten 80 Studenten und mit ebenso vielen Hochschullehrern eröffnete, war ich dabei. Ich schrieb mich als Graduierte für ein Zweitstudium ein, und wenn ich zunächst auch nur stundenweise in eine wissenschaftlich und politisch engagierte community entfloß, so war diese erneute Teilhabe an wissenschaftlicher Kommunikation, die intensive Lektüre der Theoretiker der bürgerlichen Gesellschaft, nicht nur der Marx-schen Schriften, insgesamt der Aufbruch zu einem neuen und kritischen Verständnis von Wissenschaft, das sich nicht in der Gesellschaft ‚nützlich machen‘, sondern sie verändern wollte, der entscheidende Anstoß zu weiteren – privat organisierten – Studien. Es war u. a. Ulrich Sonnemann, der viele Semester als Gastprofessur in Bremen lehrte und um sich eine intellektuelle Gefolgschaft bildete, dessen kritische Theorie und auf die ‚Unzumutbarkeiten‘ der gegebenen menschlichen Verhältnisse angewandte Dialektik vor den Verhärtungen und Verdummungen marxistischer Orthodoxie bewahrte.

Zugleich beflogte die neue Frauenbewegung zu neuen Formen der Einmischung und zum Protest. Der freundliche Gastdozent aus Freiburg, der ein Seminar zur Geschichte der Frauenbewegung angeboten hatte, wurde gleich im zweiten Semester von einer Gruppe wie ich ins Studium zurückkehrender Frauen seiner Führung entthoben. Wir organisierten nun unsere Geschichte und die Veranstaltungen selbst. Aus den Frauengruppen wurden Frauenseminare, die bald um Anerken-

nung im Lehrplan rangen. Mit der aus einer sozialen und politischen Bewegung initiierten Frauenforschung entwickelte sich der Anspruch, durch neue Formen der Kommunikation und Seminarstile die Universität und ihre Lehrpläne als auch den Kanon der Wissenschaften und mit diesem Wissen auch die Geschlechterverhältnisse selbst zu verändern – ein, wie wir heute wissen, allzu kühnes Unterfangen.

An der Gründung der Sektion Frauenforschung 1979 in der DGS konnte ich nicht teilnehmen, doch im gleichen Jahr veranstaltete ich im Kontext eines zusammen mit Rüdiger Lautmann entwickelten Forschungsprojektes „Durchsetzungschancen gleichen Rechts für Frauen“, das als Rechtsstatsachenforschung im Bereich des Familien- und Arbeitsförderungsrechts angelegt war, ein Symposium zur Frage „Gleichheit durch Gesetz?“. Dazu konnte ich viele der damals bereits in der Frauenforschung ausgewiesene Soziologinnen, aber auch Juristinnen einladen. Leider gibt es von dieser für mich maßgeblichen Begegnung mit Regina Becker-Schmidt, Christel Eckart, Silvia Kontos und Karin Walser, Ilona Ostner und Elisabeth Beck-Gernsheim sowie Eva Senghaas u. a. keine Veröffentlichung, jedoch war die überaus anregende Diskussion über die Widersprüchlichkeiten im weiblichen Lebenszusammenhang, wie auch die harte Kontroverse über Recht als nur ‚tauschbezogene Kategorie oder den ‚Widerstand der Frauen gegen Verrechtlichung‘, gegen die ich auch später immer wieder den Doppelcharakter von Recht als ein Instrument des Zwangs und der Freiheit betont habe, für mich ein Schlüsselerlebnis. Ich war in einem wissenschaftlichen Diskurszusammenhang Frauen- und Geschlechterforschung angekommen, der intellektuelle Herausforderung wie freundschaftlich unterstützendes Netzwerk blieb.

Meine 1977 beendete Dissertation „Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und die Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert“, die ein Jahr später in der Edition Suhrkamp erschien, hatte meinen Weg in die Wissenschaft geebnet. Es folgten Einladungen zu wissenschaftlichen Tagungen, anfangs vor allem im Bereich Sozialgeschichte oder zu Recht, meine erste Anstellung als wissenschaftliche Mitarbeiterin in dem oben genannten rechtssoziologischen Forschungsprojekt, das mir 5 Jahre Zeit gab, in der Universität zu forschen und auch zu lehren. Dazu gehörte schließlich auch eine Vertretungsprofessur für zwei Semester im reformierten Jura-Studiengang der Hamburger Universität. War mit der Bremer Dissertation noch offen, ob ich nun historisch, soziologisch oder als Juristin arbeiten wollte, zumal die Überschreitung der disziplinären Begrenzungen, Interdisziplinarität als Kennmarke für Frauenforschung beansprucht wurde, so erwiesen sich die Arbeits- und Diskurszusammenhänge zunehmend als genuin soziologische. Dazu trugen u. a. auch gemeinsame Referate oder Veranstaltungen im Rahmen der Sektion Frauenforschung und der DGS (vgl. das gemeinsame Referat in der Sektion Familiensoziologie auf dem Soziologie-Tag in Bremen 1980 oder der Versuch einer mehrdimensionalen Patriarchalismusanalyse in Bamberg 1982), aber auch Professionalisierungsprozesse bei, die seit dem Beginn der 1980er Jahre auch die Frauenforschung

erreichten. Vor allem aber hat mich die Gründung und Mitarbeit in der Redaktion der Feministischen Studien beschäftigt und geprägt, in der alle eingesandten und eingeworbenen Beiträge aus der Frauen- und Geschlechterforschung heiß diskutiert wurden und im Ringen um die wissenschaftlichen Standards feministischen Argumentierens und Analysierens über 10 Jahre eine dichte Kooperation und bis heute beständige interdisziplinäre Zeitschrift entstand.

Auf der Durststrecke ohne Anstellung bis zu meiner Habilitation und der Berufung nach Frankfurt im Jahr 1987 habe ich am Hamburger Institut für Sozialforschung gemeinsam mit Expertinnen des Steuer-, Sozial- und Rentenrechts ein Projekt zur Sozialpolitik bearbeitet. Die Teilhabe an der von Jürgen Kocka geleiteten Forschungsgruppe ‚Bürgertum, Bürgerlichkeit und bürgerliche Gesellschaft‘ 1986/87 am Zentrum für interdisziplinäre Forschung mit über 40 Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen aus verschiedenen Disziplinen und Ländern schließlich bot einen intensiven und animierenden Einstieg in die vergleichende Forschung, speziell europäischer Gesellschaften und Entwicklungen. Zur gleichen Zeit habilitierte ich mich im Fach mit der *venia legendi* in Soziologie an der Universität Hannover mit meiner Arbeit zu „Gleichheit ohne Angleichung“.

4. Frauenlehrstuhl in Frankfurt

Interessiert hat mich immer eine historisch fundierte und kontextualisierte Soziologie, in der gesellschaftliche Strukturen und Institutionen, aber auch soziale Praktiken als gewordene und damit auch veränderbare verstanden werden. D.h. es geht nicht nur darum, Strukturen, verfestigte Regeln und Beschränkungen sozialen Handelns z.B. der Frauen zu erkennen, sondern auch um die Handlungsmöglichkeiten der Subjekte, ihre Mitwirkung, aber auch ‚Fügsamkeit‘, wie Max Weber in seiner nur auf die Vergangenheit bezogene Patriarchalismusanalyse feststellt. Aus Neugier an den Bedingungen für autonomes Handeln und dem Interesse an der Aneignung der eigenen Geschichte haben mich die sozialen Bewegungen, hier insbesondere die Frauenbewegungen als Akteure sozialen Wandels beschäftigt. Es war dies zugleich ein Forschungsfeld, in dem aus der Distanzierung zu eigenen Erfahrungen und dem Interesse an Gesellschaftsanalyse in der Bundesrepublik eine neue Bewegungsforschung entstand. Die Affinität feministischer Infragestellungen zu soziologischer Denkweise und ihren Methoden ist mir jedoch – dies muss ich zugeben – erst als Lehrerin des Faches Soziologie zunehmend bewusst geworden.

Meine Berufung auf den Lehrstuhl für Soziologie mit dem Schwerpunkt Frauenarbeit und Frauenbewegung an der J. W. Goethe-Universität war der Auftakt zur Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung auch an vielen anderen Universitäten und in verschiedenen, vorwiegend sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen in der BRD. Nach mehr als 13 Jahren Kampf – wie mir

immer berichtet wurde – um den sog. Frauenlehrstuhl jedenfalls war der Anfang in Frankfurt auch ein Politikum, an das viel zu viele Erwartungen und keineswegs nur wissenschaftliche Anforderungen gestellt wurden: die Teilhabe an Podien und Beiräten, mediale Alibifunktionen, eine Stellvertreterrolle für alles Frauenpolitische, aber auch die Übererwartung der Studentinnen, dass sich mit einer Frauenprofessur nun der Universitätsbetrieb, die Wissenschaft und auch das Curriculum ändere.

Da die Frankfurter Universität, 1914 verhältnismäßig spät als bürgerlich-liberale Unternehmung gegründet, wie Ludwig von Friedeburg feststellte – immer wieder Außenseitern eine Chance geboten hat, war mein Einstieg von Wohlwollen begleitet, gelang es im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften sogleich die Themenstellungen der Geschlechterforschung auch im Strukturplan und im Curriculum der Fächer Soziologie und Politikwissenschaften als prüfungsrelevant zu verankern. Zur Anerkennung der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung trug nicht zuletzt eine von der DFG 1990-93 eingerichtete Senatskommission für Frauenforschung bei, die unter dem Vorsitz von Rosemarie Nave-Herz die Relevanz der Forschungsaufgaben bestätigte und Empfehlungen zur Förderung des institutionellen Ausbaus von Frauenforschung entwickelte, darunter auch die Empfehlung zur Einrichtung von interdisziplinären Zentren.

Das 1997 eingerichtete Cornelia-Goethe-Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse (CGC), das zunächst von 4 Kolleginnen aus unterschiedlichen Fachbereichen – heute von 11 Professorinnen in unterschiedlichen Disziplinen – getragen wird, verfolgt das Ziel, nicht nur eine gemeinsame Plattform für interdisziplinäre Forschung und die Einwerbung von Drittmitteln zu bieten, sondern insbesondere auch neue Konzepte zur Verbesserung der Lehre und damit kooperativ Lehrveranstaltungen im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung für die beteiligten Disziplinen zu entwickeln. D.h. es ging uns nicht vorrangig darum, einen zusätzlichen und gemeinsamen Studiengang Gender Studies einzurichten, sondern vor allem auch um die Integration der Geschlechterperspektive in die einzelnen Disziplinen und damit um deren Innovation aus einer feministisch-kritischen Sicht. Das Studienprogramm des Centrums mit seinen interdisziplinären Lehrangeboten und fächerübergreifenden Problemstellungen sowie die regelmäßig angebotenen Forschungskolloquien waren als Zusatzqualifikation konzipiert und wurden eifrig in Anspruch genommen. Im Zuge der Modularisierung der Hochschulen nun werden die Erfahrungen in ein Master-Programm für Gender Studies einfließen, das sich an internationalen Standards orientiert. Ein inzwischen in der dritten Phase durch die DFG gefördertes Graduiertenkolleg zum Thema „Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung“, das wir gemeinsam mit Kolleginnen der Universität Kassel durchführen, schuf einen anspruchsvollen Rahmen für die Nachwuchsförderung und bleibt interdisziplinär eine Herausforderung.

Wichtige Anregungen und wissenschaftlich innovative Erkenntnisse habe ich persönlich zunehmend durch internationale, insbesondere auch europäische Kooperationen gewonnen und durch die Teilnahme an und die Veranstaltung internationaler Konferenzen (die nachhaltigste war zweifellos die Konferenz „Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht“ im Jahr 1989, in der die politische wie erkenntnistheoretische Debatte um ‚Gleichheit und Differenz‘ aufbrach, von wo aus seither unterschiedliche politische Zielvorstellungen, Handlungsstrategien und Subjekttheorien aufgedeckt werden konnten). Meinen Horizont als Soziologin über die bundesrepublikanische Gesellschaft hinaus erweitert hat die Mitwirkung in der 1992 gegründeten Europäischen Gesellschaft für Soziologie (ESA) mit bis heute aktiven Arbeitsgruppen und Projekten zum Thema „Citizenship“ und „Soziologische Theorie und Geschlecht“ sowie die Koordination eines von der Europäischen Kommission geförderten Thematischen Forschungsnetzwerkes zu Politiken und Praktiken erwerbstätiger Mütter im europäischen Vergleich. Das Cornelia-Goethe-Centrum ist inzwischen durch verschiedene Forschungsprojekte international vernetzt, insbesondere aber auch in ein europaweites Netzwerk ‚of Activities in Wo-men’s Studies‘ (ATHENA) eingebunden.

In einem vorläufigen Resümee möchte ich festhalten, dass aus meiner Sicht meine Zeit an der Frankfurter Universität (insgesamt 17 Jahre) zu kurz war, um die Erfahrungen und wissenschaftlichen wie kollegialen Kontakte auszuschöpfen oder um Routinen zu entwickeln. Ich habe viel gelernt von meinen Studentinnen und gern gelehrt. Aber auch der Raum, der mir in dieser autobiographischen Rekonstruktion zur Verfügung steht, ist zu knapp, um den Schwierigkeiten und Problemstellungen der Geschlechterforschung im Bereich der Soziologie gerecht zu werden. Da wäre vor allem die paradoxe Entwicklung zu diskutieren, wonach gleichzeitig mit der zunehmenden Institutionalisierung und Ausdifferenzierung der Geschlechterforschung, die von einer Rhetorik der Gleichberechtigung begleitet wird, ein Bedeutungsverlust der Geschlechterdifferenz und der Kategorie ‚Geschlecht‘ beklagt bzw. behauptet wird. Dies hat zum einen mit Erfolgen der Frauenbewegung zu tun, die sich insbesondere an neuen kulturellen Selbstverständlichkeiten im Geschlechterverhältnis, wie etwa dem Bildungsaufstieg junger Frauen, ableSEN lassen. Gleichzeitig sind mit 1989 als politischer Zäsur die politischen Prioritäten neu vermesssen worden, hat die Geschlechterfrage anderen Problemen im vereinigten Deutschland und Europa weichen müssen. Schließlich ist die vornehmlich von der Philosophie angeführte Debatte um die Dekonstruktion der Kategorie Geschlecht, die erkenntnistheoretisch heilsam war und die Erkenntnisse über die kulturelle Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit radikaliert, ja, den Blick auf die Differenzen unter Frauen wie auch auf andere Formen der Differenzierung und Marginalisierung verschärft hat, umso mehr eine stete Mahnung an die Soziologie, die gleichwohl anhaltenden gesellschaftlichen Ungleichheitslagen um die Geschlechterverhältnisse zur Sprache zu bringen, zu analysieren und ihren Teil zur ihrer Beseiti-

gung beizutragen. Gerade weil die Soziologie die Gesellschaft über ihre sozialen Beziehungen, sozialen Praxen und das Füreinander Einstehen (den sog. sozialen Zusammenhalt) aufklärt, bleiben Geschlechterstudien in der Soziologie ein unverzichtbares, zentrales Übungsfeld für einen kritischen Blick auf die Verhältnisse und ihre Ordnung. Schließlich kann man/frau sie heute betreiben, auch ohne Feministin zu sein.

Endlos Studieren. Zum Spannungsverhältnis von Widerstand und Verstummen, Engagement und Leistung.

Helga Krüger

1. Einführend: Die biographische Punktlandung

Auf dem Weg zum Seminar in Kiel fragte mich ein Kommilitone – wir waren beide vielleicht im 4. Semester: „Weißt Du schon, wie Du das werden kannst, was Du willst?“ Ich war sehr verblüfft und antwortete, dass ich nicht einmal wisse, was ich werden wolle. Nur, was ich *nicht* werden wolle, und das sei Schullehrerin. „Und Du?“ Er sagte: „Ich werde Professor“. Ich blieb entgeistert stehen: Konnte man Professor werden wollen? Abends saß ich bei ‚Spaghetti Bolognese‘, meinem Lieblingsgericht, im ‚Heinrich, dem VIII‘, unserer Kieler Studentenkneipe und dachte darüber nach, wie es sein kann, dass jemand plant, Professor zu werden. Es schien mir ungeheuerlich...

Im Rückblick betrachtet, straft mich allerdings mein eigener Karriereweg Lügen – so sehr erscheint er als Produkt von Planung und Zielstrebigkeit. Ich beendete mein Studium in Kiel in der denkbar kürzesten Zeit, verlängerte um die Beurlaubung für ein vom DAAD gefördertes Auslandsjahr in Bogota, Kolumbien, brauchte zwei weitere Jahre bis zum Ende der Promotion, wurde einen Monat später schon Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Bielefeld, bewarb mich bereits nach einem Jahr erfolgreich an der Hamburger Universität als Wissenschaftliche Rätin, wurde dort alsbald Oberrätin und wiederum nur drei Jahre später C4-Professorin in Bremen. Solch ein Weg ist ja wirklich atemberaubend geradlinig und ist heute kaum noch als möglich vorstellbar – seinerzeit: wer saß mir da im Nacken? Mir, der ‚roten Helga‘ vom Kieler SDS?

Es waren Ligaturen und Chancen: die historische Zeit a) des beginnenden Stipendienwesens im tertiären Bildungsbereich, b) des schnellen Aus- und Aufbaus von Universitäten (sowohl Bielefeld als auch Bremen waren Neugründungen) und c) die biographische Zeit der Studentenbewegung, die meine Überzeugung des ‚Warum – eigentlich – nicht?‘ unterstützte. Es war aber auch, so würde ich aus heutiger Sicht hinzufügen, der nicht öffentlich reflektierte Umgang mit der Geschlechterfrage. Die Tomaten der Frankfurter SDS-Frauen auf Jürgen Krahl fand ich angesichts seines Macho-Gehabes gerecht. Aber ich war davon überzeugt, dass z.B. bei Prüfungen oder Bewerbungen nur Leistung zählt, und dass es an den Elternhäusern lag, dass es so wenig weibliche Mitkonkurrentinnen gab – in meiner Abitursklasse hat nur eine meiner Klassenkameradinnen ebenfalls an der Universität studiert (!).

Ich möchte diesen Sachverhalt der geringen Repräsentanz von Frauen an den Hochschulen und Universitäten, des unkommentiert und unreflektiert Hinneh-

mens dieses Fakts mit seinen Folgen für zumindest meinen Weg in die Wissenschaft nachzeichnen – auf der Entdeckungsreise zu mir selbst. Dabei wird sich zeigen, wie Privates und Öffentliches, Struktur und Handlung auf spezifische Weise und nicht ohne mein eigenes und fremdes Zutun zusammengingen, ohne dass ich beides hätte einordnen können. Ich möchte jene Zugewinne an Erkennen, die sich mir auftaten, als Motor und als Produkt meines Engagements für die Soziologie, die Geschlechterforschung und die Wissenschafts- und Geschlechterpraxis ausloten. Dazu geht es mir zunächst um Stationen biographischer Erkenntnis in meiner Abwehr von nicht akzeptierten Zuschreibungen (2), dann um das fortschreitende Entdecken notwendiger Forschungsthemen (3) und schließlich um die Systematisierung von Erfahrungen und Forschungskontexten, in Gremien, mit Kollegen und in Forschungsverbundssystemen (4).

2. Bildungsstachel: Die drei Seiten des Weges

Geschlechtszuschreibungen

Auf meinem Weg zum Abitur herrschte die Macht der Petticoats, der Verquickung von Frausein mit Sex-Appeal, der Kommerzialisierung des Körpers, der Elvis-Tolle und der Vermarktung von Schönheitsklichées. Die geforderten Balanceakte zwischen ‚aufregend anziehend‘ und ‚sittsamer Koketterie‘ beherrschte unser Tanzstundenleben, und ab Studienbeginn erfuhr ich das Schattendasein von allein stehenden Frauen in Restaurants, erlebt als Sitte und Gebrauch von Räumen, die man nur als Paar oder als Familie betreten durfte. Die Rigidität der Kleiderordnung und die Kontrolle über nicht zulässige Körperhaltungen in der Öffentlichkeit – „...wenn Sie schon lange Hosen tragen, dann bitte aber nicht so unschicklich an die Wand lehnen!“ pflegte unser Klassenlehrer zu mahnen – diente jedoch eher der Erheiterung im Klassenzimmer, denn als ernstzunehmende Eingrenzung weiblicher Entfaltung. Es war die Zeit der Inszenierung einer Geschlechterrolle, die, weil durchschaubar auf einem Mädchengymnasium mit viel Gefühl für die lächerliche Seite des Spiels, nicht verwechselt wurde mit dem eigenen Selbst. Ich z.B. fand mich damals wohl besonders attraktiv in meinen Petticoats (abgelesen anhand der Verehrerzahl) und ging gerade deshalb – wenn auch erst nach innerer Überwindung fest entschlossen – durchaus ohne meinen Freund in Restaurants, wo ich erfolgreich den Platz erkämpfte, den ich wollte. Aber sich durchsetzen können, so war ich überzeugt, ließ sich nicht mit der Kategorie ‚Leistung‘ verbinden. Leistung war, so fand ich nicht nur in der Zeit im Mädchengymnasium, eine Angelegenheit, die nichts mit Geschlechtszugehörigkeit zu tun hatte, aber auch nicht der besonderen Erwähnung verlangte – es bedurfte der sehr viel später entstandenen Studien

zu diesem Sachverhalt, um meine eigenen Erfahrungen als eher geschlechternaiv einzuordnen.

Geschlechterordnung

Meine erste Erinnerung an Geschlecht als gesellschaftliches Ordnungssystem bindet sich an meine Großeltern – meine erste Erinnerung an den Professorenstatus an meine Mutter. Meines Großvaters Aussage: „Mädchen, die pfeifen und Hühnern, die krähen, soll man bei Zeiten die Hälse umdrehen“, feuerte meinen Widerspruchsgeist noch mehr an und ich übte von morgens bis abends das Pfeifen auf vier Fingern, das ihn so nervte – nun allerdings draußen vor der Tür. Der Spruch, den mein Großvater für meinen etwas schulmüden Bruder übrig hatte: „Junge, pass auf: Wenn Du heiratest, ist die Mark nur noch 50 Pfennig wert“, saß da schon tiefer. Denn während weiblichkeits-zugeschriebene Grenzen des Kompetenzerwerbs aus meiner Sicht dazu da waren, außer Kraft gesetzt zu werden, war die Feststellung, dass in die Geschlechterfrage ein *Verhältnis der Abhängigkeit* der Frau vom Mann eingebunden sein sollte, für mich bedrohlich. Im Alter von zehn Jahren beschloss ich, diesem Schicksal durch *Nicht-Heirat* zu entgehen (Der Beschluss hielt immerhin bis zum 34sten Lebensjahr, dem Jahr meines Rufs an die Universität). Gestärkt durch den Seufzer meiner Großmutter, der da hieß: „Meine Brüder haben alle etwas gelernt. Deine Tante Lina und ich, wir durften nur Weißnäherin lernen. Weißt Du, was das heißt, mit weiß auf weiß nähen – und was Du da verdienst?“, stufte ich ‚Ausbildung‘ als Existenzsicherung ein, deren inhaltliche Seite wiederum nicht mit Leistung, wohl aber mit Geschlechtszuschreibungen zu tun hatte – was ich nicht einsah. Es gab also Verhaltensregeln, Abhängigkeit und Unrecht in der Welt, legitimiert über die Geschlechterordnung einer Institution, der Ehe. Aber erneut galt in naiver Betrachtung: Dies hatte nichts zu tun mit Leistung, wohl aber mit Inhalten/Lerngegenständen/Themenfeldern. Da gab es solche, vor denen man sich als Frau hüten sollte.

Die Botschaft bezüglich des Professorenberufs war eine ganz andere. Es rief meine Mutter, wieder einmal außer sich über meine Vergesslichkeit, aus: „Meine Güte, Du Schussel. Du kannst nur noch Professor werden; da merkt man Deine Zerstreutheit eben nicht; da gehört sie zum Beruf!!!“ Ich war damals acht und fand es wirklich lustig, dass es einen Beruf geben sollte, in dem man schusselig sein darf.

Leistung

Leistung zu erbringen, war für mich ein Unabhängigkeitsgebot. Meine Großeltern kamen aus kleinen Verhältnissen. Für meine Großmutter war klar, dass sie nach

der Heirat ihren ungeliebten Arbeitsplatz als Weißnäherin verließ; mein Großvater hat einen erstaunlichen Aufstieg zum Prokuristen und Einkaufsbevollmächtigten bei einer der Zechen der Gebrüder Stumm gemacht, bedingt durch seine Schusselfigur – er verlor als Lehrling seinen linken Arm in einer der Maschinen, die Zechenleitung setzte ihn um in den Kontor- und Bürobereich, wo er, mit Arbeitsbeginn um 6⁰⁰ früh, sehr erfolgreich seinen Weg machte. Meine Mutter und ihr Bruder machten Abitur, was in der damaligen Zeit, den ausgehenden 1920er Jahren, gerade für Mädchen immer noch eine Seltenheit war. Doch wurde sie dann aus der Überzeugung heraus, dass ein Mädchen mit der Matura wenig anfangen könne, zum Kochen Lernen in die Provinz geschickt. Als Helferin eines Zahnarztes lernte sie später meinen Vater kennen, der gleich zu Beginn des Krieges vorbildhaft in den Krieg zog und fiel – seine Frau mit dem fast 3-jährigen Sohn und mir, gerade geboren, zurücklassend. Meine Mutter zog mit meinem Bruder und mir wieder zurück in ihr Elternhaus. Sie bedauerte, wie schon ihre Mutter, dass sie nichts rechtes gelernt habe – und so wuchsen wir als Drei-Generationen-Familie auf, die ausschließlich von meinem Großvater ernährt wurde. Drei Generationen in einer Geschlechterwelt der Harmonie, aber, wie der weibliche Teil (und ich) fand, mit viel zu sehr zu Hause eingeschlossenen Frauen.

Das sollte bei mir anders werden! Und so entwickelte ich meine Ressourcen: Widerstandsgeist, Verhandlungsgeschick, Sprachgewandtheit, Phantasie – das, was man heute als Resilienzfaktoren betont – und durchlief, genauer: umschiffte alle Untiefen, die sehr viel später von der Lebenslaufforschung als jene Scharniere der Gestaltung weiblicher und männlicher Normalbiographien empirisch gut belegt wurden, mir aber damals stets nur als ärgerliche Tatsachen meines persönlichen Schicksals erschienen; d. h.:

- ich verließ – dank der meinerseits aktivierten Rückendeckung durch die Lehrer – *nicht*, wie von meiner Familie verlangt, mit Mittlerer Reife das Gymnasium, um einen Beruf zu erlernen;
- ich setzte, diesmal mit Rückenwind meines Großvaters und der gerade eingeführten Stipendien für Kriegshalfwaisen, durch, nach dem Abitur – wie mein Bruder – auch *studieren* zu dürfen.

Innen und Außen kamen mir entgegen. Hinsichtlich der Studienfachwahl, der Inhalte des Studiums, setzte ich mich allerdings nicht durch – ich sollte Lehrerin werden wegen der (wie ich vergebens betonte, für mich gänzlich irrelevanten) Vereinbarkeitschancen von Familie und Beruf („...damit sie nicht umsonst studiert“). Doch ich handelte im Gegenzug aus, dass ich, wenn schon Lehramts-Studium, dann die Fächer „Sport“ und „Französisch“ nehmen würde. Die Begründungen sind bemerkenswert: Sport, weil ich damit stets gut mit den Schülern(innen) auskäme; Französisch, weil ich darin nur ein „ausreichend“ hatte und folglich zunächst für ½ Jahr als Aupair nach Paris müsse, um die Sprache zu lernen. Dem wurde stattgegeben, und so begann ich erst nach 6 Monaten, d. h. im Herbst 1960, mein Studium

mit 50 DM monatlich in der Tasche (erst im Februar wurde mein Stipendien-Geld nachträglich überwiesen), und dem festen Entschluss, zwar stets so fleißig zu sein, dass das Stipendium nicht gefährdet sei, doch mich in keinem Falle auf den Beruf der Lehrerin festlegen zu lassen.

Mein Wettlauf mit der Zeit begann: ich legte alle notwendigen Scheine und Prüfungen in vorgegebener Minimalzeit und mit besten Noten ab, studierte nebenher aber, was sich mir bot (fand das Jurastudium schnell uninteressant, hingegen die Philosophie, die Politologie und die Soziologie aufregend). Ich schrieb auch dort Klausuren mit und ich *flöb* vor dem doch langsam herannahenden Studienende nach Kolumbien – nicht an Karrieren denkend, sondern an die legitimierte Studienzeitverlängerung durch das Aussetzen des hiesigen Stipendiums für ein Jahr – zugunsten empirischer Datensammlung für die im Entwurf eingereichte Promotion. Folgerichtig bewarb ich mich erfolgreich um ein Promotionsstipendium unmittelbar nach Abschluss des Staatsexamens, umging damit das fällige Referendariat, studierte während dieser Zeit meine Leidenschaft, die Soziologie, zu Ende und erhielt meine erste Chance als Wissenschaftliche Mitarbeiterin in der damals noch so genannten Entwicklungsländer-Soziologie an der Bielefelder Universität.

Zwischenfazit

Meine schnelle Karriere verdanke ich dem Dreiklang zwischen der Hartnäckigkeit im Durchsetzen meiner Ziele, der Suche nach Unabhängigkeit von der Familie über ein mit Zeitdruck arbeitendes Stipendienwesen und einem hohen inhaltlichen Engagement bei jenen Themen, die ich positiv besetzen konnte. Es klingt dies vielleicht sehr viel einfacher als es war, aber es war wohl auch so einfach für mich, weil ich eben nie den Eindruck hatte, von der Geschlechterfalle in gesellschaftlicher Dimension gefangen gewesen zu sein. Mein Bildungsweg auf einem Mädchengymnasium bedeutete, nicht qua Geschlecht benachteiligt zu werden, und bei den Universitäten liefen die wenigen Mädchen, die es dort gab, durchaus unangefochten mit. Für mich waren sie freundschaftlicher Halt und der Umgang mit Geschlechtszuschreibungen, die mich einengen könnten, eine Herausforderung an mich persönlich; die Folgen von Partnerschaft und Familiengründung war eine Gefahr, die ich vermeiden konnte. Leistung, Leistungsbereitschaft und Erfolg hatten für mich nichts mit der Geschlechtszugehörigkeit zu tun, sondern mit meiner Neugier, meinem Engagement für die Sache – und dem Versuch, meine finanzielle Unabhängigkeit von zu Hause weiterhin zu sichern, um die Zeit des Studieren-Dürfens nie zu Ende gehen zu lassen. Als ich auf meiner ersten Assistenten-Stelle mein erstes Gehalt erhielt, konnte ich es nicht glauben, dass ich dafür bezahlt wurde, was ich am liebsten tat, nämlich lesen, denken und forschen.

Der vorübergehende Einbruch meiner Überzeugung, dass Leistung und Geschlecht gänzlich voneinander unabhängige Variablen seien, erfolgte nicht durch Negativ-Erfahrungen oder Interventionen von Seiten der Professoren (alle männlich: in der Romanistik, der Pädagogik, der Soziologie, der Philosophie und dem Sport – mit Ausnahme der Sportgymnastik – wie sollte es hier auch anders sein!), sondern durch meine männlichen Mitstudierenden. Hier schieden sich die Geister zwischen solchen, bei denen gute Leistungen von Frauen im Seminar schlicht als Attraktivitätsbarriere galten, und solchen, die Weiblichkeit und Leistung grundsätzlich problematisierten – und in den mittleren Semestern verstummte ich vorübergehend. Die später andere Sicht der Dinge verdanke ich der Gender- und Geschlechterforschung – und meiner wissenschaftlichen Neugier im Fach, der Soziologie.

3. Themensensibilität: aus welchem Guss?

Kultur-Struktur

Die Beziehung von Kultur und Sozialstruktur ist das große Thema, das mich durch mein Studium und meine Berufsjahre als Professorin getragen hat. Schon der Forschungsantrag für Lateinamerika 1965 zielte auf die Kontrastierung von ‚Märchen und Kontext‘ und führte mich aufgrund meiner Entscheidung für ein theoriegeleitetes Auswahlverfahren der Probanden während fast eines Jahres – immer im Verbund mit Experten zur Erstellung eines Sprachatlases – in die entlegensten Gebiete Kolumbiens: mit a) überwiegend schwarzer, dann b) indianischer, dann c) katholischer Land- und schließlich d) Stadtbevölkerung. Die Kontext-Adaptation der per Tonband aufgenommenen Erzählungen am Versammlungsort – etwa des überall erzählten Cuento de la Caperucita Roja – als Brechungen von mündlicher Überlieferung, Tradition in der Sinngebung von Handeln, Aktualisierung der Motive und Akzessoires ließen Beharrung und Modernisierung der Phänomene sowie Ungleichzeitigkeiten in kulturellem wie sozialstrukturellem Wandel fast körperlich greifbar vor meinen Augen entstehen. Damit hatte ich meine erkenntnisleitende Frage (Verquickung von Kultur und Sozialstruktur) und meinen Forschungszugang (Verknüpfung von Sozialstrukturanalyse, theoretischem Sampling und qualitativen Erhebungsmethoden) gefunden – und meine Entscheidung für die Soziologie verstärkte sich mit meinen Fragen zu Entwicklungen des abhängigen Kapitalismus, dessen Folgen in Kolumbien unmittelbar augenfällig an der schlechten Qualität der Philips-Glühbirnen in den dortigen Geschäften, der Lethargie der Armen *und* der Landbesitzer, der Rolle der Religionen und der lokalen Welterklärungen, abzulesen war. Mit meinem Erkenntnisinteresse hatte ich mich allerdings zwischen die Stühle

des Faches gesetzt. In kritischer Reflexion etablierter Grenzziehungen in der Soziologie kamen später Fragen nach hierdurch bedingten wissenschaftlichen Verdeckungsmechanismen von Wirklichkeit und irreführender Verallgemeinerung von Forschungsergebnissen aus Erhebungen über gesellschaftliche Teilrealitäten hinzu.

Private Ambivalenzen – neue Lernchancen

Meine Rückkehr aus Kolumbien auf einem Bananenschnelldampfer durch die Karibik war allerdings gekennzeichnet durch zwei Alpträume: a) der Vision, ich säße am großen Mahagonitisch im Seminarraum der Romanisten und der Bücherstaub rieselte unerbittlich auf mein unaufhaltsam ergrauendes Haar hernieder; b) ich öffnete meinem lieben Mann die Haustür, er würde seine Aktentasche in die Ecke, die Kinder stürmten auf ihn ein – und ich holte die Pantoffeln hervor. Die immer noch sich ausschließenden Welten Familie – Karriere hatten für mich das gesamte Studium hindurch kein drittes bereit. In diesen Gemütsaufruhr platzte dann zum Zeitpunkt meines Staatsexamens und des drohenden Lehramts-Referendariats der Beginn der Studentenbewegung mit ihrem gesellschaftskritischen Impetus gegen angestammte Autoritäten und Denkkäisches, für mich begleitet von dem neu ergrauten Stipendium für die Doktorarbeit und damit der Chance, mich in das Soziologiestudium zu vertiefen, das sich in fortgeschrittenen Semestern ganz vorrangig rund um den Positivismusstreit und die empirische Sozialforschung drehte sowie um Erkenntnistheorie und Gesellschaftsanalyse. Zum Zeitpunkt von Heirat und Mutterschaft waren meinerseits durch die Annahme des Rufs an die Bremer Universität die strukturellen Weichen für eine Doppelkarriere gestellt, mit einem – und bis heute meinem – Partner, für den die Vereinbarkeit von Beruf und Familie wie selbstverständlich auch seine Sache war, einlösbar aufgrund zweifach flexibel gestaltbarer Arbeitszeiten, Gehältern für Haushaltshilfe und Kindermädchen und nicht zuletzt der Wohngemeinschaft mit einem allein erziehenden Vater (der dritte Professor mit flexiblen Arbeitszeiten also) und dessen 12-jährigem Sohn. Unter solchen Bedingungen, die ich immer als außerordentlich gewürdigt habe, war die Familiengründung eine erwünschte Bereicherung des Seins, die nicht durch Verzicht und nicht durch existenzielle Abhängigkeit die Bühne betrat, sondern in vollem Einvernehmen mit unser beider Lebensentwürfe.

Es sind dies einmalige gesellschaftliche Chancen für eine Lebensgestaltung als aussöhnbarer Beziehung zwischen Beruf und Familie. Sie resultieren sicherlich einerseits aus der Studentenbewegung mit ihren Debatten um Demokratie, Mitbestimmung und Mitverantwortung, aber auch dem kritischen Blick auf die Familie väterlicher, in meinem Falle: großväterlicher Prägung. Andererseits eröffnete die Bedarfslage an Nachwuchskräften an den Universitäten ungeahnte Möglichkeiten mit einer Berufungspraxis, die meiner Erinnerung nach die wenigen Frauen, die sich

bewarben, nicht benachteiligte. Möglicherweise darf nicht übersehen werden, dass die Vorwürfe, die heute jungen Frauengenerationen in diskurstheoretischen Zusammenhängen locker von den Lippen gehen und wonach erst durch die Thematisierung und Skandalisierung der Geschlechterfrage jene Realität der gesellschaftlichen Diskriminierung heraufbeschworen wurde, für die Erklärung von Verhalten in Aushandlungs- und interesse-geleiteten Durchsetzungsprozessen in Verteilungskämpfen durchaus mehr als nur ein Körnchen Wahrheit für sich reklamieren können. Die wenigen Frauen im universitären Milieu seinerzeit und jenseits des SDS genossen in der Tat die Vor- und Nachteile des Schattendaseins und begannen unterschiedlich, aus persönlichen Einstellungen und professionell-patriarchalem Protektionismus der Professoren herauszutreten. Doch die Mechanismen der Diskriminierung, denen die spätere Aufmerksamkeit der Frauenforschung galt, waren – wie Amerika – natürlich schon da, bevor Kolumbus es entdeckte und markierte.

Mainstream- und Außenseiterforschung

Es hat nicht bis zu meiner Berufung in die Sachverständigenkommission der Bundesregierung zur Erstellung des 6. Jugendberichts (1982) gedauert, um mich mit der „Verbesserung der Chancengleichheit von Mädchen in der Bundesrepublik Deutschland“ (so dessen Thema) ausführlich zu befassen. Wohl aber verdichtete sich hier die Erkenntnis, dass v. a. jene Forschungsthemen, die *über die Geschlechterfrage* zu neuen Struktureinsichten führten, zwingend auf ihr Verhältnis zu mainstream-Theorien als kritischem Referenzsystem und Resonanzhintergrund überdacht werden mussten. Entsprechend verstand sich meine Forschung nicht so sehr als Ergebnis von Auseinandersetzungen mit bestimmten Autoritäten in meinem Fach, sondern als entdeckende und empirie-induzierte Theoretisierung von bisher eher unterbelichteten Sachverhalten, die, so meine feste Überzeugung, dringend in der allgemeinen Soziologie verankert werden müssten, wie z.B.:

- methodisch-methodologisch bedingte Verdeckungszusammenhänge von Komplexität v. a. im weiblichen Lebensverlauf mit seinen doppelten Rahmen durch das Bildungs- und Berufssystem einerseits, und dem Sozial- und Familiensystem anderseits;
- die Vernachlässigung des Eigensinns von Institutionen, die ihrerseits Handlungslogiken über das Gesamt des Lebensverlaufs erzeugen und die deren Einhaltung über spezifische Organisationsformen und -regeln einfordern;
- Blindheiten bezüglich der Doppelstruktur Beruflicher Bildung bis hin zur statistisch schiefen Erfassung und Dokumentation der Übergangswege, die das Geschlechterverhältnis unverzerrt nur in jenem Teilsegment belegt, das nach Berufsbildungsgesetz (BBiG) per Lehrvertrag organisiert ist, aber bezüglich der

traditionell weiblich konnotierten Vollzeitschulausbildungen unvollständig und ordnungspolitisch ungenau (geblieben) ist;

- neben den Verallgemeinerbarkeitsregeln für empirische Daten die Notwendigkeit, die Qualität der Daten selbst zu differenzieren und theoriebildend zu unterscheiden zwischen a) bürokratisch registrierten und dokumentengestützten Daten, b) Meinungs-, Einstellungs- und Umfragedaten, c) individuellen und subjektiv sinngebundenen Daten. Alle drei Datentypen hatten hohe Relevanz für die angemessene Auslotung von v. a. kulturell überformten Realitäten des Widerstands, aber auch für die Entwicklung von Erhebungs- und Validierungsinstrumenten zur Verschränkung von qualitativen und quantitativen Erhebungspraxen.

Die Anschlussfähigkeit entsprechender Forschungen an die allgemeine soziologische Theoriebildung zu suchen und damit das Verhältnis meiner Ergebnisse zu Denkschablonen des Mainstreams zu bestimmen war, so vermute ich, von mindestens eben solcher Bedeutung, wie die Ergebnisse solcher Forschung selbst.

4. Der Forschungskontext

Am falschen Ort? Nicht-Themen in Theorie und Praxis

Dass ich strukturelle Zusammenhänge der Geschlechterdiskriminierung z.B. im Bildungs- und Berufssystem als empirischen Forschungsgegenstand so lange übersehen konnte und dennoch eine der ersten war, die sich diesem widmete, ist um so erstaunlicher, als meine Herangehensweise an soziologische Theorie-Generierung und Gesellschaftsanalyse für mich weit mehr, als mir das zum jeweiligen Zeitpunkt der Entscheidung bewusst war, zum Programm geworden war. So konzentrierten sich die von mir entwickelten studentischen Projekte im Bremer Projektstudium schon in den 1970er Jahren auf Geschlechterdifferenzierungsprozesse im Kindergarten (als Gegengewicht zur seinerzeitigen Debatte um Vorschulprogramme), auf die Technisierung der Hausarbeit und ihrer Interaktionsfolgen (als Gegengewicht zur klassischen Familienforschung) oder auf Strukturdifferenzen zwischen Schulberufsausbildungen und Lehrvertragsausbildungen im dualen System (als Gegengewicht zur Konzentration der Berufsbildungsdebatte auf die Produktions- und Distributionsberufe, nicht aber auf die Dienstleistungsberufe). Es waren vorrangig die Veröffentlichungen von Carol Hagemann-White zur weiblichen-männlichen Identitätsentwicklung und die von Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp zur doppelten Vergesellschaftung von Frauen sowie die später hinzutretenden Arbeiten von Karin Gottschall zur Arbeitsmarkt-Umstrukturierung, die in der Projektentwicklung mit Ursula Rabe-Kleberg und Claudia Born die Reichweite unserer

Ansätze vor Augen führte. Aber sie lenkten uns auch sehr früh darauf, die benötigte Empathie unseren männlichen Kollegen gegenüber aufzubringen und, soweit möglich und sinnvoll, auch die andere Hälfte des Himmels, die männliche, in unsere Forschungsdesigns einzubeziehen – mit der heute allgemein akzeptierten Erkenntnis, dass z.B. nicht nur junge Frauen, sondern auch junge Männer ihre Berufsorientierungen geschlechtsspezifisch entwickeln – ungeachtet der Folgen angesichts der sich drehenden Nachfrage in einer Dienstleistungsgesellschaft. Die befremdende Entdeckung, dass unsere männlichen Kollegen z.B. im Studiengang 'Berufliche Bildung' buchstäblich blind gegenüber der gesellschaftlich weichenstellenden Funktion dieses Systems für die Geschlechterfrage und nicht nur für die Wirtschaftsentwicklung sind (aber dieser Sachverhalt in der anstehenden Deutschen Bildungsberichterstattung hoffentlich seine angemessene Rolle bekommt), hat mein Insistieren auf empirischer Forschung in diesem Feld sicherlich ebenso beflügelt, wie deren Versuche, dieses schlicht als Nicht-Thema oder netten Nebenast zu definieren. Gleichermaßen galt für das Faktum, dass Kinder sehr früh über die Zuordnung von Gefühlen, Sachbezügen und Territorien in einer Geschlechterwelt verortet werden, jedoch fast bis zur Pubertät beinahe ausschließlich in weiblicher Hand aufwachsen (zu Hause ebenso, wie im Kindergarten und der Grundschule). Auch dieses war vor den Arbeiten von Carol Hagemann-White selbst in der Sozialisationsforschung eher ein Nicht-Thema.

Hochschulpolitik als Muss

Nicht-Themen schienen auch meine Bemühungen zu gelten, wissenschaftliche Erkenntnisse mit bildungs- und hochschulpolitischem Engagement für den Nachwuchs zu verbinden. Gerade wegen der immer noch geringen Sensibilität der Mainstream-Soziologie für Geschlechterfragen, für Bildungs- und Berufssegmentierungen und schließlich für die Rolle von Familie im Lebensverlauf beider Geschlechter gehörte es für mich dazu, auch die Entwicklung und Etablierung von Studiengängen an der Universität durchzusetzen, über die die AbsolventInnen aus klassisch weiblichen Sackgassen-Berufen (wie Erzieher/innen- und alle Berufsangehörigen der Pflege) gleiche Chancen im Zweiten Bildungsweg erhalten wie etwa die Absolventen aus gewerblich-technischen oder Wirtschaftsberufen. Sowohl die Einzelnen, die nicht zufällig überwiegend Frauen sind, aber noch mehr die strukturelle Benachteiligung der Bildungswege in weiblich stereotypisierten Berufen stehen in früh- und vorschulpädagogischen sowie in pflegewissenschaftlichen Hochschulstudiengängen hier auf der Agenda.

Das Movens für mein Engagement in diesen Bildungsstrukturen dürfte aber auch eine unübliche Mischung zwischen sehr guter Zusammenarbeit mit meinen Projektteams und mit (gar nicht oder nur teilblind) Kollegen und sehr guten

Forschungsverbundstrategien in der Etablierung von Forschungskontexten an der Bremer Universität gewesen sein – und dennoch auch Erfahrungen der Displazierung als Frau in universitären Entscheidungsprozessen. Auch letztere haben für mich das Geschlechterthema immer wieder zur Strukturfrage gemacht, und nicht zu einem der persönlichen Interaktion. So etwa nahm ich mich „plötzlich“ als einzige Frau im Akademischen Senat argumentierend wahr, oder ich als Frau wurde schlicht übersehen im Begrüßungsritual bei als selbstverständlich angenommenen reinen Männerrunden wie z.B. der Etablierung einer Beratergruppe zur Forschungspolitik, bestehend aus Dekanen und Forschungsschwerpunkts-Leitungen, die unser Staatsrat für Bildung und Wissenschaft begrüßte mit: „Guten Tag, meine Herren“.

Diese und andere kleine, unbedeutende und doch stachelige Erfahrungen und das untrügliche Gefühl für Diskrepanzen in Theorie und Empirie kamen mir zu Hilfe, um meine Forschungsansätze weniger in Konkurrenz zu anderen zu entwickeln, als vielmehr mit dem Ziel des Sondierens von Untiefen im Erkennen des Zusammenhangs von Geschlecht, sozialstrukturell verfestigten Zuschreibungen, Leistung und Lebensverlauf, zunächst in Einzelprojekten, dann im universitären Forschungsschwerpunkt „Arbeit und Bildung“, einem Zusammenschluss von insgesamt 11 Professoren und mir als Leitung über viele Jahre. Erst mit der Gründung des Sonderforschungsbereichs der DFG an unserer Universität zum Thema: „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf (1988-2001) ließ sich für mich der Kreis schließen. Hier ging es von Beginn an um die empirische Sondierung von Kultur, Handeln und Sozialstruktur, um die Etablierung und Verfeinerung des Verhältnisses von quantitativer und qualitativer Sozialforschung und für mein Forschungsteam und mich um die Frage der institutionell inkorporierten und sozialstrukturell verfestigten Geschlechterpolitiken als wirkmächtige, aber auf der Erfahrungsebene immer nur punktuell, partiell und personalisierend zugängliche Realität mit dennoch hoher Handlungsrelevanz. Dieses Geschlechterregime im Lebensverlauf, die Weichenstellungen etwa in der Lenkung auf bestimmte Berufe und der Ausstattung mit Bildung von lebensbiographisch geringer Marktrelevanz (Großmutters „Weißnäherin“), ebenso wie die sozialpolitische Kurzsichtigkeit in der Verankerung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf als Frauenproblem unter Ausklammerung sozialen Wandels für beide Geschlechter sind Herausforderungen auch an die Soziologie von morgen, an die Geschlechter-, Bildungs-, und Familiensoziologie ebenso wie an die Arbeitsmarktforschung, die sich mit der Umstrukturierung der Industrie- in eine Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft wird befassten müssen – und sie wird von hierher neue Erkenntnisse generieren, die unserem Fach einen Teil seiner Rolle als kritischer Gesellschaftsanalyse zurück geben wird.

5. Quintessenz

Auf die einfache Frage, ob ich unter meiner Geschlechtszugehörigkeit gelitten habe, kann ich sagen, sie hat mich gefordert und vorangebracht. Forschung in Theorie und Empirie sind aber auch nachträgliche Augenöffner für die Selbstverortung in gesellschaftlichen Zusammenhängen, die es zu ändern gilt: Ich hatte keine weiblichen Vorbilder auf den Stationen meines Weges, und vielleicht habe ich mich zu früh aus den Hahnenkämpfen der seinerzeit noch so genannten Soziologentage zurückgezogen, um sie rechtzeitig, und nicht erst über Bücher, zu entdecken. Und dennoch bin ich unendlich froh, über die Frauenforschung neue Perspektiven und oftmals auch im Nachhinein Verstärkung bekommen zu haben; und hoch dankbar für die Solidarität weiblicher und männlicher Kollegen – und sehr nachdenklich über die Konflikte zwischen Sozialstrukturanhängerinnen und Diskurstheoretikerinnen heute. Sie benennen, erfahren und theoretisieren anderes – hoffentlich bald wieder mit Rückbezug auf Differenzierungen zwischen weiblichen und männlichen Lebensverläufen als Standardprogramm der Institutionen des deutschen Lebenslaufregimes, dessen Wandel bitter lange auf sich warten lässt.

Wissenschaftsbiographischer Selbstversuch: Versuch, mir die Welt soziologisch zu erklären

Sigrid Metz-Göckel

1. Ich, das Selbst und die Anderen

Wie eine junge Frau zur Soziologie und dann zu einer Professur kommt, verdankt sich vielfältigen Faktoren, vor allem aber auch strategisch genutzten Zufällen. Zufälle sind hier soziologisch betrachtet soziale Gelegenheitsfenster, die von den Subjekten beim Schopf genommen werden. Die soziale Herkunft mag ein entscheidender Faktor für eine Karrieremotivation sein, vor allem die ökonomischen Ressourcen und das formale Bildungsniveau der Herkunftsfamilie. Aber ebenso wichtig scheinen mir Diskrepanz-Erfahrungen aus der Herkunftsfamilie und der persönlichen Biographie.

Gelegenheitsfenster sind in einer bestimmten Situation sozial bereitgestellte, sich eröffnende Möglichkeiten. Dies war mit dem massiven Universitätsausbau Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre des 20. Jh. der Fall. Das Verhältnis von Stellenangeboten und qualifiziertem Personal, das vorhanden war, schaffte eine prinzipiell günstige Situation für den wissenschaftlichen Nachwuchs. Doch waren Frauen damals noch nicht so weit, diese Gelegenheit üppig ergreifen zu können.¹ Der Griff nach den Sternen, und das ist eine Professur für eine Frau, die in den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts geboren wurde, ergab sich zu dieser Zeit nicht systematisch und kalkuliert, dennoch irgendwie – wenn auch nicht recht bewusst – zielstrebig (vgl. Wetterer 1986). Die Chancen zu erkennen, die in einer sozialen Situation enthalten sind, immer anpassungs- und lernbereit zu sein, intuitiv zu wissen, was für den nächsten Schritt wichtig ist, ist eine innere Leitlinie, die sich auf dem Weg zu einer Karriere in der Person aufbauen muss. Es ist eine Art innere Hab-Acht-Stellung, in der sich das Selbst als Akteur begreift. Diese psychologisch Kontrollüberzeugung genannte Haltung gibt es in zwei Ausprägungen, einmal als Steuerungskompetenz, die in der Person verankert ist oder als Außensteuerung, der die Person ausgeliefert ist (vgl. Krampen 1989). Das Reagieren in kritischen Situationen kann aus frühen kindlichen Erfahrungen röhren, die gesellschaftliche Erfahrungen mit persönlichen Erlebnissen in Verbindung bringen. Außensteuerungen, wie sie Pierre Bourdieu in seiner Selbstanalyse beschreibt (2002), erlebte Statusdiskrepanzen zwischen dem Elternpaar oder dem Leben der Eltern und ihren (unerfüllten) Wünschen, unbewusste oder doppelte Botschaften aus dem Elternhaus können solche Diskrepanz-Erfahrungen sein, die latente Fähigkeiten herausfordern und in Performanz umsetzen.

Auf welche Inhalte das wissenschaftliche Interesse fällt, kann auch von dieser inneren Linie bestimmt sein darin, zu welchen Themen sich ein irgendwie biogra-

phisch vermitteltes Interesse entwickelt. Und um es gleich zu sagen: Ich blieb bei der Soziologie, weil Theodor W. Adorno in einer Vorlesung sagte: „Gesellschaft ist das, was weh tut“. Davon hatte ich eine Ahnung.

Die Soziologie macht der Gesellschaft ein wissenschaftliches Reflexionsangebot über sich selbst. Sie versucht, das Zusammenleben der Menschen in seinen gesellschaftlichen Strukturen, Normen und Symbolisierungen zu erklären und deckt Zusammenhänge zwischen dem auf, was gesagt und nicht gesagt und manchmal noch nicht einmal gedacht werden darf. Das ist das Faszinierende an ihr und vor allem an der Geschlechterperspektive, aus der sich unsere Gesellschaft (und die Welt) ganz anders darstellt, als diese das von sich selbst meint.

Es gibt sehr unterschiedliche Beschreibungen von Wissenschaftler/inne/n von ihrem Gegenstand des Forschens und Lehrens. Bourdieu hat autobiografischen Selbstdarstellungen eine Absage erteilt und seine Selbstbeschreibung als Versuch gedeutet, „Elemente einer soziologischen Selbstbeschreibung zu liefern“ (2002: 9). Er war besorgt, missverstanden zu werden, weil die praktische Unvereinbarkeit der sozialen Welten, die sein Weg in die Wissenschaft verband, ohne sie zu versöhnen, dem Leser wohl kaum eine angemessene Sicht der Dinge ermöglichen würde. Nach der Lektüre der Selbstbeschreibung seiner Positionierung im Feld der Wissenschaft und seines Weges von der Philosophie und Ethnologie zur Soziologie, konnte ich jedoch viel besser nachvollziehen, warum sich Bourdieu so ausgiebig mit Elitephänomenen der französischen Gesellschaft und dem Elend dieser Welt beschäftigt hat. Seismografisch empfänglich für feine Ausschlussprozesse war er als junger Eliteschüler aus der Provinz und nicht von feinster Herkunft immer auch ein Ausgeschlossener. Und diese Erfahrung begleitete ihn mit schlaflosen Nächten bis zu seiner Antrittsvorlesung im College de France.

Eine andere Art der Selbstbeschreibung konzentriert sich auf die Bilanzierung des Schaffens in den publizierten Werken, ohne die Person als die Quelle dieser Werke zu berücksichtigen. Eine solche liegt z.B. über den Erziehungswissenschaftler Wolfgang Brezinka vor. Sie ist eine bewundernswerte Leistungsschau von Schülern und Kollegen, ohne die inneren Linien zu der Person aufzuzeigen, die diese Werke hervorgebracht hat (vgl. Uhl 1997).

In den Anfängen der Frauen- und Geschlechterforschung spielte die Reflexion der persönlichen Erfahrungen für die Subjektwerdung von Frauen in der Wissenschaft eine große Rolle und diesen Weg möchte ich im Folgenden sozialbiografisch nachvollziehen.

2. Biographische Notizen: Ein unvollständiges Elternhaus und die Kriegsfolgen

Für mich waren unbegriffene Kindheitserfahrungen der ausschlaggebende Grund, mich dem Soziologiestudium zuzuwenden, von dem ich glaubte, es würde mir die

Welt erklären. Als ich als Kind meine Umwelt wahrzunehmen begann, war um uns herum Krieg, dann kamen seine Folgen. Der 2. Weltkrieg hat meine Herkunfts-familie – wie viele andere auch – kräftig durcheinander geschüttelt. In meiner engsten Familie waren alle Männer an der Front, die vier Brüder unserer Mutter, der Bruder unseres Vaters sowie er selbst. Lediglich einer kam zurück. Unser Vater ist bereits im März 1942 gefallen, ohne dass ich ihn kennen gelernt hatte, ebenso wenig mein Bruder, mit dem unsere Mutter schwanger war, als uns der Vater abhängen kam. Natürlich war unsere Mutter, die in 4 Jahren drei Kinder geboren hatte, auf ein Leben als Alleinerziehende ohne Berufsausbildung nicht vorbereitet, auch wenn sie als Kriegerwitwe später einen eigenartig geschützten Status in der Nachkriegszeit der Bundesrepublik genoss. In den Wirren des Krieges, auf der Flucht vor der Front und in der bitteren Not der Nachkriegszeit in Polen und dann in Ostfriesland war unsere Mutter der einzige stabile Pol unserer verschworenen kleinen Gemeinschaft. Von ihren Entscheidungen war unser Leben bestimmt. Durch sie lernte ich die Nazizeit, den Krieg und seine Folgen, aber auch – gegen ihren Willen – die polnische Perspektive auf die deutsche Geschichte und die Gewalt des Krieges kennen.

Die Eltern meines Vaters, der als ältester Sohn Volksschullehrer wurde, besaßen einen Bauernhof. Im Januar 1945 gingen sie mit dem Trecker und dem ganzen Dorf auf die Flucht, aber in die verkehrte Richtung. Ohne jede Habe kehrten sie zu Fuß wieder in ihr zerschossenes Dorf zurück, bevor sie 1946 mit dem großen Strom nach Hannover ausgesiedelt wurden und mitten in der Stadt bei fremden Leuten in ein Zimmer einquartiert wurden. Der Großvater starb bald, die vier alleinstehenden Töchter arbeiteten im Wald, in der Zigarettenfabrik Reemtsma und in Haushalten.

Die Eltern unserer Mutter stammten aus einem Gebiet, das 1921 nach der Völkerbundabstimmung zu Polen kam, als deutsches Lehrerpaar mit fünf Kindern wurden sie weiter westlich in ein anderes Dorf übersiedelt. Dort war unser Großvater mehr als 20 Jahre bis Januar 1945, als wir gemeinsam auf die Flucht gingen, Hauptlehrer der Dorfschule. Auf der Flucht wurden wir von unseren Großeltern getrennt, lebten kurzzeitig auf dem inzwischen völlig verarmten großelterlichen Bauernhof, vagabundierten dann einige Zeit in dem inzwischen polnischen Oberschlesien, bis wir wieder in dem Dorf unserer Großeltern mütterlicherseits in einem Zimmer unterkamen. Da die in dem Dorf verbliebenen Menschen alle unseren Großvater kannten und die Kinder bei ihm in die Schule gegangen waren, hat uns dieses Dorf mehrere Jahre barmherzig das Überleben gerettet, bis wir 1950 endlich in den Westen nach Ostfriesland ausreisen durften.

Ich habe in meiner „unvollständigen“ Kindheit so viele starke und kluge Frauen erlebt, dass ich nie auf den Gedanken gekommen bin, Frauen könnten en général minderwertiger sein oder dass sie etwas nicht können könnten. Feministin zu sein, heißt biographisch für mich, wenn Not am Mann ist, werden Frauen zuge-

lassen, gezwungen, aber auch befähigt, Dinge zu vollbringen, für die sie zunächst gar nicht vorgesehen waren, aber vor allem Frau und Mann in einer Person zu sein, gerade unter unmenschlichsten Bedingungen. Und das gilt für viele Teile der Welt heute immer noch. Mich gegen traditionelle Geschlechterstereotypen zu wehren, ist eine frühe Prägung aus meiner Kindheit, die von gesellschaftlichen Gewalterfahrungen und persönlicher Solidarität bestimmt war.²

Eine für die Bildung ihrer Kinder sehr aufgeschlossene Mutter, die in der Bildung ein Mittel zum Überleben sah, führte dazu, dass die erste Priorität in unserer engsten Familie die Schulbildung wurde. Meine überaus kluge Mutter fühlte sich gegenüber ihren vier jüngeren Brüdern benachteiligt, da für sie als einziges Mädchen keine höhere Bildung vorgesehen war. Daher sorgte sie in besonderer Weise für ihre Töchter. Ich habe vier Grundschulen in zwei Ländern und Sprachen besucht, dann zwei Gymnasien, ein koedukatives in einer Kleinstadt und ein Mädchengymnasium zwei Jahre bis zum Abitur in einer Großstadt, beide in einem alt-sprachlichen Zweig. Die Schule hat mich immer interessiert. Sie wurde zur Weltvermittlerin für mich, und ich eine gute Schülerin, die sich im Geiste unerschrocken die Welt eroberte, obwohl ich scheu und ängstlich war, in wichtigen Augenblicken aber auch mutig und unerschrocken.

3. Wissenschaftlicher Werdegang: Statuswechsel und Neuland

Meine erste Studienwahl fiel auf die Volkswirtschaftslehre. Am Wattenmeer der Nordsee las ich einen Marx-Text und verstand nichts, außer dass die Ökonomie die Grundlage der Gesellschaft bildet. Das wollte ich mir erklären und begann – selbstverständlich möglichst weit weg von zu Hause – das Studium in Mainz. Das Ökonomie-Studium langweilte mich trotz aller Scheine, die ich im ersten Anlauf erwarb. Als ich von der Soziologie erfuhr, wechselte ich rasch nach Frankfurt und verstand die ersten Semester wieder überhaupt nichts. Ich habe tapfer durchgehalten, mich in kleinen Gruppen aufzuhalten und nie etwas in der Studienöffentlichkeit gesagt, weil ich seit meiner deutschen Schulzeit heftigste Sprechängste in der Öffentlichkeit hatte. Langsam klärte sich der intellektuelle Nebel. Nach dem Diplom kam ich nach einem Umweg über eine außerhochschulische Beschäftigung bereits im Januar 1968 wieder an die Universität zurück, dieses Mal nach Gießen, wo mir meine Doktormutter Helge Pross dann auch riet, den Ruf nach Dortmund, den ich im Januar 1976 erhielt, anzunehmen. Sie sagte nämlich: „Sie müssen nicht immer alles tun, was man von Ihnen erwartet“. Damit ermutigte sie meine Selbstständigkeit, so jedenfalls kam es bei mir an, und bewog mich schließlich, da ich Alternativen hatte, die unbefristete Stelle in Dortmund zu ergreifen mit der Ahnung, sie würde die ersehnte Freiheit bringen. So war es dann auch und auch wieder

nicht, denn eine Unfreiheit ganz eigener Art war dann auszuhalten, wie ich heute weiß.

Die Professur in der wissenschaftlichen Provinz an einer neu gegründeten Universität war eine Erfahrung eigener Art und der Anfang äußerst merkwürdig. Gereduzt leichtsinnig kam ich als kritische Soziologin der Frankfurter Schule und von der Studentenbewegung affiziert nach Dortmund, ohne einen einzigen Menschen zu kennen. Ich nahm sofort Kontakt mit der Frauenaktion Dortmund auf, die ich in einem der ersten Frauenkalender aufgeführt fand. An der Universität Gießen hatte ich auf Initiative eines Soziologie-Kollegen mit ihm gemeinsam das erste Seminar zur Neuen Frauenbewegung angeboten und kurz vorher die erste Frauengruppe in dem Ort mitgegründet, in dem ich damals mit meinen Mann lebte, den ich zu Studienbeginn kennen gelernt hatte.

Das Hochschuldidaktische Zentrum (HDZ) in Dortmund war damals für den Gesamthochschulbereich Dortmund auf dem Papier aus der Taufe gehoben worden und neben der allgemeinen Hochschuldidaktik, die ich vertreten sollte, lauteten die beiden Aufgabenschwerpunkte „Entwicklung integrierter Studiengänge der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften und Lehrerbildung“. Ich hatte mit einer Arbeit zur Hochschuldidaktik promoviert und mich vor allem auch mit empirischen Untersuchungen aus den USA beschäftigt. Von den neuen Aufgaben, die vor allem wissenschafts- und hochschulpolitisch bestimmt waren, verstand ich zunächst gar nicht viel.

4. Lehrjahre: Die ersten Jahre als Professorin

Die Universität Dortmund hatte gerade ihren Gründungsprozess abgeschlossen, die Pädagogische Hochschule Ruhr war gerade in Dortmund konzentriert und die Ingenieurschule zur Fachhochschule Dortmund aufgestockt worden, Gründungsfieber all überall, als ich in Dortmund eintraf. Mein Name war am Türschild ohne jeden Titel bereits angebracht und passte zum egalitären Umgangsstil, der damals in Mode war. In schwachen Stunden habe ich dies aber auch so gedeutet, dass ich den (unpromovierten) Mitarbeitern nicht überlegen sein sollte, meistens aber ignorierte ich dies. Die Ausstattung des HDZ, dessen Leitung mir übertragen wurde, war für heutige Verhältnisse üppig: Außer meiner C3 Professur zwei männliche wissenschaftliche Mitarbeiter, zwei Sekretärinnen und eine Verwaltungsfachfrau nebst großartigen Ausbauplänen und umfänglichen Rotationsmitteln. Ich habe das nicht als meine Ausstattung verstanden und musste erst lernen, innerlich zur Leiterin und Professorin zu werden und gezielt Personalpolitik zu betreiben.

Das Hochschuldidaktische Zentrum wurde im selben Jahr meiner Berufung von der Studienreformkommission des Landes ‚begangen‘ und fortan fortlaufend in Frage gestellt. Die Rotationsmittel wurden bald vom Landtag gestrichen, die

Verwaltungsstellen durch die Universitätsgremien im Rahmen von Einsparungen später auf die Hälfte reduziert, gerade als wir die wissenschaftlichen Stellen vermehrfach hatten.³ Hochschulintern sah sich das HDZ ständig mit seiner Bedeutungslosigkeit konfrontiert, dies umso mehr als seine Leiterin, geradezu unerhört, der feministischen Umtriebe bezichtigt wurde.

In der Tat hatte ich das erste Frauenseminar „Frauen und Wissenschaft“ angekündigt und mit einer Gruppe von Studentinnen vorbereitet, die gleichzeitig in der Frauenaktion Dortmund engagiert waren.⁴ Sie hatten Plakate mit dem Frauenzeichen und der erhobenen Faust angebracht, worüber sich Kollegen beim Rektor beschwerten, und worüber ich wiederum eine Mitteilung erhielt.

Ich trat die Flucht nach vorn an und bat um ein Gespräch, welches das Blatt wendete. Dieser Rektor wandelte sich vom strengen Dienstherrn zum verständnisvollen Förderer, da er politisch Verständnis dafür hatte, dass Studierende ein politisches Mandat wahrnehmen und Frauen eben auch.

Es folgten weiterhin viele Aktivitäten wie die Gründung eines Frauenarchivs und das *Erste Frauenforum im Revier* mit dem Titel „Frauen begreifen ihren Alltag“, das wir 1979 mit anderen Fraueninitiativen für Frauen aus dem Ruhrgebiet eine Woche lang Veranstaltet haben. Tausende Frauen kamen, die noch nie eine Hochschule von innen betreten hatten, darunter meine Mutter. Es folgten weitere Frauengespräche und die Etablierung der Frauenstudien Dortmund, ein Weiterbildungsangebot für Frauen, das es bis heute gibt (vgl. Bruchhagen/Steenbuck 2001).

Professorin zu sein heißt für mich, Macht als Ermöglichung zu begreifen, Leitungserfahrungen zu reflektieren, vor allem aber Macht zu haben, die Hochschule mitzugestalten. Diese Leitlinie wurde möglich, weil Ende der 1970er Jahre die neuen sozialen Bewegungen und mit ihnen die neue Frauenbewegung eine Öffnung der Hochschulen bewirkten. Kontakte zu den Initiativen vor Ort und der Region lösten etablierte Grenzen auf und eröffneten neue Koalitionen. Die entstehende Frauenhochschulbewegung beruhte auf solchen Zusammenschlüssen und Selbstorganisationen der wenigen Frauen in der Wissenschaft, auf außerhochschulischen Kontakten und neuen Gruppenbildungen. Der Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen von NRW, 1981 gegründet, wurde zu einer Frauenlobby (vgl. Schlüter 1991), der dann fortlaufend die Hochschulpolitik des Landes mitgestaltete (vgl. Metz-Göckel 2005b). Innerlich zur Professorin zu werden, ist ein ganz eigener Prozess für eine Frau. Dieser innere Prozess der Ermächtigung ist unmittelbar mit der Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung verbunden, der ich als junge Professorin mein Selbstbewusstsein und meine Karriere verdanke.

5. Konfliktlinien, Ressourcenkämpfe und Koalitionen

Das kleine Hochschuldidaktische Zentrum in Dortmund wurde 1980 mit den drei anderen Hochschuldidaktischen Zentren in Bielefeld, Essen und Aachen im neuen Universitätsgesetz des Landes NRW als zentrale wissenschaftliche Einrichtung verankert, somit war nicht mehr so leicht an ihm zu rütteln. 1982 wurde die Pädagogische Hochschule Ruhr mit der Universität Dortmund zusammengelegt, größtenteils gegen den Willen der Hochschullehrer. Das machte das Überleben nicht leichter. Um Terrain zu gewinnen, setzte ich auf Expansion und ganz bewusst auf Ressourcenakquisition. Diese Sprache versteht man in der Hochschule über alle Disziplinen hinweg sehr gut.

Zu meiner eigenen Verwunderung lernte ich dabei, als Institution zu handeln und Person und Sache zu trennen, obwohl sie, wie noch zu zeigen sein wird, innig verbunden sind.

Es folgte in den 1980er Jahren eine Phase kämpferischer Senatsauftritte um Ressourcen und die Profilierung des HDZ⁵, in dessen neue Aufgabenbeschreibung Frauenforschung und Frauenstudien integriert wurden und eine intensive Drittmitteleinwerbung. In diesem Prozess hat sich meine Professur für Hochschuldidaktik stillschweigend um die Frauen- und Geschlechterforschung erweitert bzw. in diese umgewandelt. Zwar wunderte sich die ganze Universität darüber, wie ein Rektor mir einmal sagte, sie unternahm aber nichts dagegen, denn die Freiheit von Forschung und Lehre erlaubt solche Entwicklungen, wenn sie sich als irgendwie erfolgreich darstellen.

In den heftigen inneruniversitären Auseinandersetzungen vermischten sich m. E. zwei Stränge: Einmal das geringe Ansehen der Sozialwissenschaften, (einschließlich der Hochschuldidaktik) in der Hierarchie der Fachdisziplinen an der Universität Dortmund. Ihr technisch-naturwissenschaftliches Selbstverständnis dominierte die Auseinandersetzungen um Ressourcen, und die Frauenforschung erschien sozusagen als der Gipfel der Unwissenschaftlichkeit. Zweitens das weibliche Geschlecht dieser relativ jungen Wissenschaftlerin, die als Kollegin wahrzunehmen vielen Kollegen nicht gelingen wollte.

Gleichwohl habe ich auch viel politische Unterstützung gefunden, besonders in den Rektoraten. Und das sagt etwas über Koalitionsbildungen aus, über den Umgang mit Macht und Durchsetzungsstrategien. Meiner Erfahrung nach sind Erfolge in der Hochschule aus einer hoffnungslosen Minoritätsposition nur über kreative Koalitionsbildungen, vor allem mit der Leitungsspitze möglich. Das passt nicht gut zu den demokratischen Regeln, aber die Entscheidungen der großen Gremien waren in ihren Mehrheitsbildungen am schwersten kalkulierbar.

6. Konsolidierung und Profilierung: In der Wissenschaft angekommen?

Zusammen mit Ulla Müller von der Universität Bielefeld warben wir 1993 das erste Graduiertenkolleg der Frauenforschung in der Bundesrepublik ein mit dem Titel „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel. Handlungsspielräume und Definitionsmacht von Frauen“. Der Titel erregte im Senat der Universität Anstoß und führte zu einer persönlichen Einladung, ihn in einer weiteren Sitzung zu erläutern sowie zu einer weiteren Zweierbesprechung mit dem Prorektor für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs in dessen Privathaus, bei der ich vor allem den Begriff Definitionsmacht begründen und verteidigen musste. Dieser wurde als provokativ und unwissenschaftlich wahrgenommen. Mit dem erfolgreichen Einwerben des Graduiertenkollegs bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft hatte die Frauenforschung und ihre Nachwuchsförderung jedoch die akademische Eintrittskarte erhalten. Zuvor waren über das Netzwerk Frauenforschung NRW und die unterstützende Wissenschaftsministerin Anke Brunn mehrere Frauenforschungsprofessuren an der Universität Dortmund eingerichtet worden (in der Literaturwissenschaft, in der Raumplanung, in der Behindertenpädagogik und in der Soziologie). Es zeichnete sich also ab, dass mit der Frauen- und Geschlechterforschung Ressourcen umverteilt werden konnten.

Nach der Wegberufung meines Kollegen 1994 am HDZ und anfänglicher Irritation folgte wiederum zu meiner eigenen Verwunderung in den 1990er Jahren eine Zeit produktiver Initiativen und seliger Alleinherrschaft im HDZ. Zu dieser Zeit war auch erstmals eine Prorektorin im Rektorat, und die Universitätsleitung warb mit Unterstützung von Christine Roloff ein großes Projekt bei der Volkswagen-Stiftung ein, das sich mit neuen Entscheidungsstrukturen und der strukturellen Implementation der Gleichstellungsthematik in den Fachbereichen/Fakultäten befasste (vgl. Roloff/Selent 2002).

Wir konzipierten das Programm „Start in die Lehre“ für diejenigen Wissenschaftler/innen, die im laufenden Jahr neu mit der Lehre beginnen und das nun schon seit mehr als 10 Jahren erfolgreich durchgeführt wird. Wir bauten die Studienhilfen für ausländische Studierende mit mehreren Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen aus und über Drittmittel den Forschungsschwerpunkt „Technik- und Naturwissenschaftspotenziale von Frauen“, dessen empirische Forschungen zu Ko-edukation breite Resonanz fanden. Wir erreichten eine Verlängerung unseres Graduiertenkollegs (vgl. Schäfer/Fritzsche/Nagode 2002) und richteten eine Studierwerkstatt als Leuchtturmprojekt ein. Dies und vieles andere mehr machte uns in der Universität bemerkbar. Hinzu kam die Einwerbung von Stellen aus dem Topf für Spitzenforschung des Landes, aus dem Hochschulsonderprogramm (HSP) sowie im Rahmen von Bleibeverhandlungen. Im Zuge der Institutionalisierung der Frauenforschung und zunehmenden Akzeptanz einer Gleichstellungspolitik folgten

viele Berufungen ad personam in überregionale Kommissionen und wissenschaftliche Beiräte sowie eine extensive Nachfrage der Politikberatung.

Unter den Kollegen blieb ich mit einigen Ausnahmen eher eine Fremde, eben eine Frauenfrau. Das Wissen um den Ausschluss aus der Kollegialität und die damit verbundene Abwertung belebten jedoch meine Durchhalte- und Widerstandskraft. Dennoch habe ich Kollegialität am meisten vermisst. Für Kollegialität ist der Subtext, das was offiziell und öffentlich nicht gesagt, aber sehr wohl gedacht und hinter verschlossenen Türen kommuniziert wird, viel ausschlaggebender als die offizielle Freundlichkeit, zu der zumindest ältere Kollegen fast immer fähig sind.

Meinem Eindruck nach wird das Wichtigste nicht gesagt, schon gar nicht schriftlich, z.B. bei Stellenverhandlungen. Meinen Beobachtungen nach geht es viel zu viel um Inszenierungen, um gekonnte Selbstinszenierungen und viel zu wenig um kritische Wissenschaft und Forschung.

Was meinem Eindruck nach am ehesten zum Erfolg führt und wirklich zählt, sind Beziehungen, gepflegte Beziehungen und informelle Männernetzwerke und zwar sehr konkret. Nach allen Beobachtungen kann ich nicht verhehlen: Der Männerbonus in der Hochschule ist immer noch gigantisch. Man nimmt es bloß nicht so wahr, weil es ein Tabu ist, das nicht benannt werden darf.

In den vielen Auseinandersetzungen an meiner Universität habe ich mich, obwohl ich mich immer für Frauenbelange und Gleichstellungsfragen eingesetzt habe, seltsamerweise nie als Frau gefühlt, sondern als politische Wissenschaftlerin. Ich glaubte immer, mich für eine gute Sache, die längst fällig war, einzusetzen und stellte mir immer vor, dass sich das mal erledigt haben würde. Bis zum Schluss habe ich aber erfahren, dass immer wieder Kräfte am Werk sind, die die Verhältnisse und Geschichte zugunsten männlicher Kollegen umschreiben.

In diesen Auseinandersetzungen um mehr Platz und eine Stimme der Frauen in der Wissenschaft blieb ich eine Grenzgängerin zwischen Wissenschaft und Wissenschaftspolitik. Diese Rolle wurde mir auf den Leib geschrieben, großenteils durch mein Engagement für Frauen.

7. Überlebensstrategien: Abstand gewinnen, Aufstanken und außer Landes gehen

Ich war die dritte frisch berufene Hochschullehrerin an meiner Universität und um mich herum waren nur Männer. Es blieb mir gar nichts anderes übrig, als Gruppen von Frauen zu bilden, um einen Schein von Normalität zu erleben, bzw. diesen überhaupt erst herzustellen. Deshalb ist mein Universitätsleben von einem Frauen- und hochschulpolitischen Engagement bestimmt, ebenso aber auch von einem neugierigen Forschungsinteresse, das für mich ohne Zweifel grenzen- und geschlechtslos ist.

Die Professur ist eine Position mit vielen Privilegien. Nicht umsonst ist sie so begehrt. Nicht nur verbindet sich mit ihr die positive Unterstellung, weit über das engere Fachgebiet hinaus zu vielen Themen und Fragestellungen etwas Bedeutendes zu sagen zu haben. Diese verallgemeinerte Expertise wird vor allem von der Öffentlichkeit und Politik zugewiesen und nachgefragt. Sie führt zu vielen Berufungen in Kommissionen und wissenschaftliche Beiräte. Eine andere, eher unsichtbare Verpflichtung sind die vielen Gutachten, die zu schreiben sind. Sie bedeuten symbolische Macht und Einflussnahme, die nicht zu unterschätzen ist, auch wenn sie nachts geschrieben werden und vom Leben abhalten. Oft kam ich mir wie eine Gutachtenmaschine vor, aber der Aufmerksamkeitsgewinn, die Sichtbarkeit als Frau in einer Männerwelt und die Lernprozesse, die mit ihnen verbunden sind, sind der Mühe wert.

Das größte Privileg aber sind die regelmäßigen Forschungsfreisemester, in denen frau als Professorin für eine längere Zeit den Schauplatz der Kämpfe vor Ort verlassen, ungestört neue Erfahrungen sammeln und untertauchen kann. Es waren die anregendsten Zeiten meiner wissenschaftlichen Biografie, die ich in Berkeley, Kalifornien USA, ein weiteres Forschungsfreisemester am CNRS, Institut Iresco in Paris, im Wellesley College in Wellesley, MA und in Krakau verbringen konnte. Frankreich und seiner Elitebildung galt schon immer mein Interesse, am Wellesley College faszinierte mich die lange Frauenbildungstradition und die Jagiellonen-Universität in Krakau verbindet sich mit einer Aufarbeitung meiner schmerhaften Kindheitserfahrungen.

8. Die Frauen- und Geschlechterforschung als Reflexionspotenzial von Wissenschaft und Universität

„In der modernen Wissenschaft ist Geschlecht ein Unterschied, der keinen Unterschied macht“, lautet eine gegenwärtige Analyse (Heintz 2003: 212). Sie widerspricht damit den Anfängen der Frauen- und Geschlechterforschung, die das Gegen teil behauptete, nämlich dass die Wissenschaft männlich dominiert und geschlechtshierarchisch organisiert sei und dies auch ihre Inhalte tangiere.

Die Frauenforschung betrat die wissenschaftliche Bühne mit dem ersten größeren Schub, mit dem Frauen im akademischen Mittelbau präsent wurden, nachdem sie während der Nazizeit aus der Wissenschaft vertrieben worden waren. Dann machten Frauen die nicht gerade überraschende Feststellung, dass sie im Wissenschaftssystem gar nicht vorgesehen waren. Vereinzelt mussten sie sich ihre Position erringen, denn die Plätze waren real und in den Köpfen des anderen Geschlechts bereits alle besetzt. Ihre prekäre Lage zwang Frauen geradezu, auch wissenschaftlich über ihre Situation nachzudenken und an den Verhältnissen zu rütteln. Seit Ende der 70er Jahre des 20. Jh. haben unterschiedliche Frauen-Grupp-

ierungen Forschungs- und Studienschwerpunkte der Frauenforschung und Frauenstudien in den einzelnen Hochschulen und Bundesländern aufgebaut und kontinuierlich wissenschaftspolitische Aktivitäten entfaltet, um die Rahmenbedingungen für Frauen in der Wissenschaft zu verbessern, darunter der Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen von NRW, das Netzwerk Frauenforschung NRW u. a. m..

Frauen betrat den öffentlichen Raum in fast allen Sparten und Bereichen. Kein Wunder, dass der Zustand der Geschlechterbeziehungen komplizierter wurde, geprägt von Aufkündigungen und Neuverbindungen, Trennungen und Verfremdungen, aber auch *neuen Begegnungen aus einer größeren Distanz* und neuen Visionen von den Geschlechterbeziehungen. Erstmalig trat und zunehmend verstärkt eine Geschlechterkonkurrenz auf um die Verteilung der qualifizierten Arbeit und ein Anspruch auf Umverteilung von Einfluss und Macht zugunsten von Frauen. Die männlichen Partner sollten mehr Arbeit im Haushalt und konkret in der Erziehung ihrer Kinder und ihr Aufwachsen in einer wenig kinderfreundlichen Umgebung übernehmen. Sie sollten mehr Partner und Väter und weniger Berufsmensch, Frauen dagegen auch Berufsmensch sein können.

Inzwischen sind Kommissionen oder Arbeitsgruppen der Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaften und vielen anderen mehr etabliert. Die gesetzlichen Regelungen sind verbessert und die Frauen- bzw. Gleichstellungsbeauftragten institutionalisiert. Radikal verändert hat dies die Hochschule bisher aber nicht.

Als methodisch kontrollierte Erkenntnisgewinnung und Aufklärung ist Wissenschaft von ihrer sozialen Organisation, die jeweils von unvollkommenen Menschen, meist Männern, gemacht wird, analytisch zu trennen. Jenseits der wissenschaftspolitischen Aktivitäten behandelt die Frauen- und Geschlechterforschung die Frage, wie weit in die Wissenschaft selbst eine Geschlechterdimension eingeschrieben ist. Sie ist damit per se kritisch gegenüber dem Mainstream der Disziplinen. In den ersten Texten der Frauenforschung ist viel von Unterdrückung, symbolischer Gewalt und Sexismus die Rede, aber auch von einem zugewandten Ernstnehmen der Frauen untereinander, ihr Sichtbarmachen in Geschichte und Kultur.⁶ Sie waren in ihrem Ausgangspunkt, nämlich den Erfahrungen der Frauen gleichzeitig kritisch gegenüber der etablierten Wissenschaft und der Positionierung der Frauen in ihr eingestellt. In der sich entwickelnden akademischen Frauenforschung wurde Geschlecht zu einer wissenschaftlichen Kategorie, zu einem Forschungsgegenstand und zunächst als Haupt- oder Nebenwiderspruch konzipiert, dann als soziale Strukturmehrheit, über die Frauen und Männern ihr sozialer Platz zugewiesen wird, neuerdings als soziale Konstruktion mit der Öffnung der Geschlechterkategorie zu vielen sozialen Geschlechtern. Die theoretischen Debatten der Frauen- und Geschlechterforschung entfernten sich weit vom alltagsweltlich sicheren Wissen über die Geschlechter, was ihre Chance und ihr Risiko zugleich ist.

Die neuerliche Gleichstellungsstrategie des Gender Mainstreaming, die von der EU und der Regierungsebene an die Hochschulen herangetragen wurde, stößt in den Universitäten als politische Vorgabe auf Reserviertheit wie alle politischen Ansprüche, da sie als wissenschaftsfremd wahrgenommen werden. Alle Entscheidungen sollen nun im Vorfeld auf ihre Relevanz und Effekte für die Geschlechterverhältnisse in den Institutionen geprüft werden. Chancen für die Implementation einer solchen Strategie und durchgängigen Geschlechterperspektive bestehen, sofern sie neue Ressourcen eröffnet, z.B. in der Erweiterung des Humankapitals. In der Frauen- und Geschlechterforschung selbst stößt das Gender Mainstreaming allerdings auf höchst kontroverse Diskussionen und Resonanzen, die auch zum Forschungsgegenstand wurden (vgl. Metz-Göckel 2005a).

Die Frauen- und Geschlechterforschung hat ihre gesellschaftliche und wissenschaftspolitische Wirkung nicht verfehlt, sie hat sich aber eher als Parallelstrang etabliert als dass sie integriert worden wäre. In mancherlei Hinsicht war sie erfolgreicher als die Hochschuldidaktik, die sich mit der Verbesserung der Qualität von Ausbildung und Lehre auch ein sinnvolles Ziel vorgenommen hat.

9. Biographie und Themenwahl

Die Themen, auf die mein wissenschaftliches Interesse stieß, sind nicht zufällig entstanden und neben biographischen Motiven wie die Koedukationsforschung und die Frauen- und Geschlechterforschung überhaupt auch von meinem universitären Umfeld und Gelegenheiten abhängig. Ich will abschließend kurz einige Themenfelder skizzieren.

Frauen- und Männerforschung. Bereits in ihren Anfängen hat sich die Frauenforschung mit Männerthemen und Männerforschung beschäftigt, dies bewusst aus einer Perspektive von Frauen. Helge Pross hat 1978 eine Männeruntersuchung publiziert, in der Männer als Väter, Partner und Politiker beleuchtet wurden. Knapp 10 Jahre später sollte sie wiederholt werden, um Veränderungen im Selbstbewusstsein und Frauenbild deutscher Männer zu eruieren, nachdem die neue Frauenbewegung sichtbar geworden war. Helge Pross wollte die Nachfolgeuntersuchung in jüngere und feministische Hände geben und empfahl mich. So kam die Studie zu mir. Die Männer-Studie (vgl. Metz-Göckel/Müller 1986) fand relativ breite Resonanz in der Frauenforschung und Soziologie⁷ und ist nicht nur ein Beleg dafür, dass Frauenforschung Männerforschung einschließen kann und sich nie nur auf Frauen konzentriert hat. Sie ist auch ein Beleg dafür, dass Frauen Mentorinnen für (jüngere) Frauen sein können, dass sie funktionale Netzwerke zu entwickeln begonnen haben und informelle persönliche Beziehungen pflegen, die für ihre wissenschaftlichen Arbeiten hoch bedeutsam sind. Darin unterscheiden sie sich nicht prinzipiell von den männlichen Wissenschaftlern. In dieser Männerun-

tersuchung haben wir Geschlecht als relationale Kategorie und als Strukturkategorie der geschlechtlichen Arbeitsteilung empirisch geprüft und als Ergebnis herausgestellt, dass die Emanzipation der Geschlechter daran geknüpft ist, wie die Betreuung der Kinder gelöst wird.

Technik- und Naturwissenschaftspotenziale von Frauen. Herausgefordert durch das naturwissenschaftlich-technische Selbstverständnis der Universität Dortmund und eine nach wie vor äußerst ungleiche Beteiligung von jungen Frauen und Männern in einzelnen Studiengängen, die schließlich die Segmentierung der Frauen- und Männerberufe und ihre Positionierung auf dem Arbeitsmarkt weiter zementiert, entfaltete sich eine rege Forschungstätigkeit im Hochschuldidaktischen Zentrum zu Fragen der Interessenentwicklung junger Frauen, zu den Barrieren einer technisch-naturwissenschaftlichen Studien- und Berufswahl, zum Studienverlauf und Berufseinstieg (vgl. Roloff 1990; vgl. Roloff/Evertz 1992; vgl. Kreienbaum/Metz-Göckel 1992). Sie haben inneruniversitär mit dazu beigetragen, dass diese Fakultäten mehr und mehr geschlechtersensibel reagieren, nicht zuletzt, da ein rückläufiger Studentenzustrom sie langfristig als Institution in Bedrängnis bringt. Eine Orientierung an beiden Geschlechtern entspricht inzwischen dem Qualifikationspotenzial der jungen Generation. Daher gibt es eine größere Offenheit für Untersuchungen zur Fachkultur und institutionellen Faktoren, die junge Menschen davon abhalten, diese Studiengänge zu wählen. Das Potenziale-Konzept (vgl. Roloff/Metz-Göckel 1995), das wir unseren Untersuchungen zugrunde gelegt haben, besagt, dass aus den empirischen Beobachtungen der Beteiligung von Frauen nicht darauf geschlossen werden kann, wozu sie fähig sein könnten. Vielmehr ist eine Herangehensweise angemessen, die zum Ausdruck bringt, was möglich sein könnte, wenn die Kräfte des Umfeldes sich auch auf latente Potenziale richten und diese zur Entwicklung bringen. Analytisch sind daher die Kräfteverhältnisse im sozialen Feld einzubeziehen, um kontextbezogenen Veränderungen zu analysieren und ggf. zu induzieren.

Gegenwärtig soll von Diskriminierung nicht mehr die Rede sein und junge Frauen verspüren eine solche auch kaum noch. In der Annahme, dass Ausschluss- und Degradierungsprozesse subtiler geworden sind und sich biographisch verlagert haben, ist eher davon auszugehen, dass sich ausgrenzende Erfahrungen verspätet, wenn überhaupt einstellen. Wie Geschlechterungleichheit zustande kommt, wird eher als in den Strukturen und Interaktionen verankert wahrgenommen. Die Frauen- und Geschlechterforschung setzt daher mehr auf organisations- und institutio-nalsoziologische Analysen als auf subjektive Befragungen, um die hegemoniale Geschlechterkultur der Hochschule aufzuspüren. Dem kommt eine Analyse der Fachkulturen über teilnehmende Beobachtungen und feinere Untersuchungsverfahren entgegen.

Soziologische Bildungs- und Koedukationforschung. Ohne Zweifel hat es die generelle koedukative Erziehung und Ausbildung bisher nicht fertig gebracht, die sich früh entwickelnden Interessendifferenzen zwischen den Geschlechtern aufzulösen. Die

technikbezogenen Fächer und Studiengänge blieben männlich dominiert, obwohl sich die Technik miniaturisiert und die Produktion großteils automatisiert hat und in den Ingenieurberufen Körperkräfte nicht mehr gefragt sind.

Anders als die stereotypen Vorurteile über Mädchengymnasien es nahe legen, waren meine beiden Schuljahre an einem Mädchengymnasium diejenigen, die mich intellektuell am meisten herausgefordert haben und in denen ich Achtung vor der intellektuellen Potenz der jungen Frauen gelernt habe. Dennoch wählten 1960 die allermeisten der Mitschülerinnen meiner altsprachlichen Abiturklasse das Berufsziel Lehrerin. In den 1980er Jahren wurde es deutlich anders.

Im Rahmen der Untersuchungen des schulischen Hintergrunds von Chemie- und Informatikstudentinnen sind wir auf den Befund gestoßen, dass Absolventinnen von Mädchengymnasien überproportional häufiger ein natur- und ingenieurwissenschaftliches Studienfach wählten als von koedukativen Schulen (vgl. Kauermann-Walter/Kreienbaum/Metz-Göckel 1988). Dieses Ergebnis wurde sehr kontrovers aufgenommen und hat viele weitere Forschung angeregt.

Wie die Ergebnisse der modernen Koedukationsforschung zeigen, sind die Effekte viel widersprüchlicher und vieldeutiger, als die dogmatische Präferenz für die Koedukation es wahrhaben will. Aus der Perspektive der Geschlechterforschung ist eine experimentelle Haltung sehr viel angemessener, die kontext- und phasenbezogen prüft, welchen Einfluss die Geschlechterzusammensetzung von Lerngruppen auf die Interessenentwicklung von Mädchen hat (vgl. Kessels 2002).

Hochschul- und Geschlechterforschung. Hochschulforschung steht für den Forschungsgegenstand Hochschule, ebenso ist die Frauen- und Geschlechterforschung über ihren Gegenstand definiert, der aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinperspektiven untersucht werden kann.

Die beiden Forschungsstränge der Hochschul- und Geschlechterforschung zusammenzubringen, ist ein Anliegen, das dem Terraingewinn der Frauen in der Wissenschaft geschuldet ist. Aus der Perspektive der Geschlechterforschung sind die Hochschulen durch und durch vergeschlechtlichte Institutionen, „gendered institutions“ in der Art und Weise wie sie sich rekrutieren, an welchen Maßstäben sie wissenschaftliche Karrieren ausrichten, welche Kultur sie pflegen. Die Hochschulen selbst sehen es ganz anderes. Nicht nur verstehen sie sich als diskriminierungsfrei und Wissenschaft als geschlechtsneutral. Sie betrachten politische Auflagen wie das Gender Mainstreaming und die gleichstellungspolitischen Anliegen, wie sie sich in den Grundsätzen der Frauenförderung äußern und im Amt der Gleichstellungsbeauftragten institutionalisiert wurden, eher als störend. Dennoch freunden sie sich langsam mit ihnen an. Schließlich vertreten die Gleichstellungsbeauftragten gerade keine egoistischen Partialinteressen, sondern einen Blick auf die Hochschule als Ganze, der im Zuge der Implementierung des Gender Mainstreaming besonders wichtig wird.

Beide Forschungszweige intensiver miteinander ins Gespräch zu bringen, so dass sie sich künftig mehr aufeinander beziehen und bei den Hochschulentwicklungen berücksichtigen, ist am HDZ ein Forschungsprogramm mit dem Ziel, eine Forschergruppe zu etablieren, die organisations-, neo-institutionalistische und interaktionistische Theorieansätze verbindet.

Auch wenn Geschlechterstrukturen in Bewegung geraten sind, treffen sie auf Kulturen und allgemeine Strukturen von bemerkenswerter Beharrlichkeit. Nicht zuletzt verdankt das HDZ Dortmund sein Überleben weitgehend dem Subjektwerden von Frauen in der Wissenschaft.

10. Abschließende Bemerkungen

Die Soziologie als etablierte Wissenschaftsdisziplin ist meinem Eindruck nach noch immer ziemlich blind für die Geschlechterperspektive, obwohl sie wichtige Denkwerkzeuge, Begriffe und methodische Herangehensweisen entwickelt hat, die für die Frauen- und Geschlechterforschung nützlich geworden sind. Dazu zählt die Entdeckung des Subtextes, der verschwiegenen oder übersehenden Geschlechterdimension und die Problematisierung der Geschlechterungleichheit. Der disziplinäre Mainstream hat sich, obwohl von der Frauenforschung angestoßen, bisher kaum dieser Themen angenommen.

Eine Weile war der soziologische Mainstream – überrascht von der Wucht der neuen Wissenschaftlerinnengeneration – auf einer Verteidigungslinie. Jetzt ist die Disziplin wieder in der Offensive mit Behauptungen, die Gleichstellung sei erledigt und die Frauen- und Geschlechterforschung zu politisch. Das war historisch schon häufiger so und hat sich nachträglich als irrig herausgestellt.

Frauen sind nach wie vor verwundbar, wenn sie sich auf den Weg in die Top-Positionen der Wissenschaft machen. Das zeigt ihre Dropout-Rate auf dem Weg dahin. Ihre Vulnerabilität hat sie für neue Themen aufgeschlossen gemacht und ihnen eigene Räume gesichert. Resilienz ist ein weiteres Merkmal, das sich damit verbindet, in verletzenden Verhältnissen heil zu überleben. Dies gelingt nicht allen und nicht total, aber in dieser doppelten Ausrichtung sowohl verletzbar als auch widerständig zu sein, liegt ein Potenzial zur Veränderungen der Geschlechterkonstellationen und -verhältnisse

Sich als Frau in der Wissenschaft oder als Frau in der Soziologie zu bewegen, macht keinen großen Unterschied. In der wissenschaftlichen Community der Soziologie ist die Frauen- und Geschlechterforschung nicht allzu präsent, sind die Frauенforscherinnen – mit einigen Ausnahmen – eher marginal geblieben. Ich selbst bin in der Soziologie gar nicht präsent, in der Frauenforschung marginal und in der Hochschulforschung peripher. So habe ich gut überlebt.

Anmerkungen

1. In der besagten Zeit lag der Anteil der Studentinnen bei etwa 25%, waren Frauen im wissenschaftlichen Mittelbau minimal vertreten und unter den Professoren lediglich ein Spurenelement. Seitdem gab es noch einmal ein solches Gelegenheitsfenster bei der Umstrukturierung des Hochschulsystems in den neuen Bundesländern. Inzwischen war die Warteschlange der männlichen Wissenschaftler nach einem quasi Stellenstopp im Hochschulbereich der BRD so groß geworden, dass die Frauen wieder nicht zum Zuge kamen
2. Als kleines Mädchen habe ich mir vor dem Einschlafen im Bett, das ich mit meiner Schwester teilte und wir in einem einzigen Zimmer lebten, oft die weite Welt außerhalb des kleinen polnischen Dorfes vorgestellt, in dem wir damals zur Schule gingen. Wir hatten weder Zeitungen, noch Radio, kein einziges Buch, natürlich keine eMails oder Telefon, keine Bilder, rein gar nichts. Lediglich einige Bemerkungen unserer Mutter über andere Länder, Erdteile und Menschen anderer Hautfarbe haben meine Vorstellungen animiert. Ich malte mir im Geiste diese große weite Welt aus, die ich begierig kennen lernen wollte. Woher diese Sehnsucht kam, weiß ich nicht, aber sie ist immer noch in mir lebendig.
3. Die beiden wissenschaftlichen Mitarbeiter der ersten Stunde haben promoviert und professorale Karriere gemacht.
4. Neben der Leitung des HDZ war ich im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften bei den Soziologen kooptiert und nahm dort meine akademischen Rechte war. Ich absolvierte einen Teil meiner Lehrverpflichtungen in der Soziologie, auch weil ich das Promotionsrecht nur über meine Mitgliedschaft im Fachbereich wahrnehmen konnte.
5. 1984 wurde das Berufungsverfahren für eine zweite Professur im HDZ erfolgreich beendet. Wir übernahmen zwei unbefristet beschäftigte Mitarbeiter aus einem aufgelösten Institut im Lande, und einen weiteren von der Studienreformkommission und richteten immer ein oder zwei Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen für Hochschulprojekte ein.
6. Parallel zu einer sozial-emotionalen Emanzipation vollzog sich ein massenhafter Weiterbildungsprozess junger und älterer Frauen, wie die Frauenforen im Revier und dann die Frauenstudien zeigten.
7. Sie wurden von der Frauenzeitschrift „Brigitte“ finanziert. Dies war ein Novum und etwas anrühig, sicherte aber große Publizität.

Literatur

- Bourdieu, Pierre (2002): Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt a. M.
- Bruchhagen, Verena/Stenbuck, Gisela (2001): Frauenstudien: Das Dortmunder Konzept. In: Gieseke (2001): 473-484
- Clemens, Bärbel/Metz-Göckel, Sigrid/Neusel, Aylâ/Port, Barbara (1986): Töchter der Alma Mater. Frankfurt a. M.
- Gebhardt-Benischke, Margot/Stahr, Ingeborg (Hg.) (1991): Frauenpolitik im Wissenschaftsbetrieb. Pfaffenweiler
- Gieseke, Wiltrud (Hg.) (2001): Handbuch zur Frauenbildung. Opladen: Leske + Budrich
- Heintz, Bettina (2003): Die Objektivität der Wissenschaft und die Partikularität des Geschlechts. Geschlechterunterschiede im disziplinären Vergleich. In: Wobbe (2003): 211-238
- Kauermann-Walter, Jacqueline/Kreienbaum, Maria Anna/Metz-Göckel, Sigrid (1988): Formale Gleichheit und diskrete Diskriminierung. Forschungsergebnisse zur Koedukation. In: Rolff/Klemm/Pfeiffer/Rösner (1988): 157-188
- Kessels, Ursula (2002): Undoing Gender in der Schule. München
- Krampen, Günter (1989): Diagnostik von Attributionen und Kontrollüberzeugungen. Göttingen

- Kreienbaum, Maria Anna/Metz-Göckel, Sigrid (1992): Koedukation und Technikkompetenz von Mädchen. Der heimliche Lehrplan der Geschlechtererziehung und wie man ihn ändert. Weinheim/München
- Metz-Göckel, Sigrid (2005a): Helge Pross im Rückblick nach 20 Jahren. In: Zeitschrift für Frauenforschung/Geschlechterstudien, 23. 1+2: 154-159
- Metz-Göckel, Sigrid (2005b): Bewegte Politik – 25 Jahre feministische Frauenhochschulpolitik des Arbeitskreises Wissenschaftlerinnen NRW. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis
- Metz-Göckel, Sigrid/Müller, Ursula (1986): Der Mann. Weinheim/Basel
- Pross, Helge (1978): Der deutsche Mann. Reinbek
- Rolff, Hans Günther/Klemm, Klaus/Pfeiffer, Hermann/Rösner, Ernst (Hg.) (1988): Jahrbuch der Schulentwicklung 5. Daten, Beispiele und Perspektiven. Weinheim
- Roloff, Christine (1990): Konzeptualisierung des Versteckten. Überlegungen zum Frauenforschungsschwerpunkt „Technik- und Naturwissenschaftspotenziale von Frauen“ am Hochschuldidaktischen Zentrum der Universität Dortmund. In: Schlüter/Roloff/Kreienbaum (1990): 97-109
- Roloff, Christine/Evertz, Brigitte (1992): Ingenieur (k)eine lebbare Zukunft. Vor-Urteile im Umfeld von Gymnasiastinnen an der Schwelle der Leistungskurswahl. Weinheim
- Roloff, Christine/Metz-Göckel, Sigrid (1995): Unbeschadet des Geschlechts. Das Potentiale-Konzept und Debatten zur Frauenforschung. In: Wetterer (1995.): 263-286
- Roloff, Christine/Selent, Petra (Hg.) (2002): Hochschulreform und Gender Mainstreaming. Bielefeld
- Schäfer, Eva/Fritzsche, Bettina/Nagode, Claudia (Hg.) (2002): Geschlechterverhältnisse im sozialen Wandel. Interdisziplinäre Analysen zu Geschlecht und Modernisierung. Opladen
- Schlüter, Anne (1991): Zehn Jahre Frauenpolitik im Wissenschaftsbetrieb – Ziele, Strategien, Ergebnisse. In: Gebhardt-Benischke/Stähr (1991): 15-30
- Schlüter, Anne/Roloff, Christine/Kreienbaum, Maria Anna (1990): Was eine Frau umtreibt. Frauenbewegung – Frauenforschung – Frauenpolitik. Pfaffenweiler
- Uhl, Siegfried (Hg.) (1997): Wolfgang Brezinka – Fünfzig Jahre erlebte Pädagogik. Rückblick, Lebensdaten, Publikationen. München/Basel
- Wetterer, Angelika (1986): „Ja, geben tut's das, aber mir ist das nie passiert. Was sagen subjektive Diskriminierungserfahrungen über die objektive Situation von Wissenschaftlerinnen aus? In: Clemens/Metz-Göckel/Neusel/Port (1986): 273-286
- Wetterer, Angelika (Hg.) (1995): Die Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Frankfurt a. M.
- Wobbe, Theresa (2003): Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bielefeld

Mein Weg in die Soziologie und zur Geschlechterforschung

Ulrike Vogel

1. Elternhaus und Schule

Dass ich, 1940 geboren, nach der Grundschule auf dem Dorf das Gymnasium im nächsten größeren Ort besuchen sollte, war für meine Eltern klar. Vertraten doch beide bildungsbürgerliche Ideale: Mein Vater als promovierter Geisteswissenschaftler, der statt einer einmal angestrebten Hochschulkarriere nach Krieg und Gefangenschaft mit viel pädagogischem Engagement eine Existenz als Lehrer fand, meine Mutter mit Abitur und einem abgebrochenen Philologiestudium sowie einer großen Liebe für Goethe und die übrige deutsche Klassik. Dass ich dann nach der zehnten Klasse bis zum Abitur weitergehen konnte, war jedoch nicht selbstverständlich. Als Alternative wäre auch der Beruf der Krankenschwester in Frage gekommen. Denn die Familie lebte in finanziell recht prekären Verhältnissen. Nach meiner jüngeren Schwester waren nach dem Kriege noch vier Geschwister geboren worden. Und Lehrer verdienten damals nicht viel. Dennoch schloss ich im Frühjahr 1959 mein Abitur ab mit guten Noten in den geisteswissenschaftlichen Fächern. Um mir vor dem Studium etwas Lebenspraxis zu verschaffen, vermittelte mein Vater einen mehrmonatigen Aufenthalt als Kindermädchen in einer französischen Familie und regte danach eine Tätigkeit am Fließband in einer Fabrik an. Beide Praxisfelder habe ich positiv als Horizonterweiterung erfahren, war aber auch froh, mich im Studium zum Wintersemester wieder mit Büchern beschäftigen zu dürfen. Von heute aus betrachtet, war meine Studienmotivation auf zwei Ziele gerichtet: Einerseits wollte ich unbedingt meinen Wissenshorizont erweitern, andererseits auf diesem Wege berufliche Selbständigkeit erreichen. Dafür wollte ich meinen vollen Einsatz bringen. Ich habe es immer als Privileg empfunden, zunächst mit dem Vorläufer des Bafög, dem Honnefer Modell, und dann mit einem Stipendium zwar materiell sehr bescheiden, aber doch ohne Ablenkung durch Erwerbstätigkeit studieren zu können.

2. Studium

Meinem Vater schwiebte für mich an der damaligen Landesuniversität Göttingen ein freies geisteswissenschaftliches Studium vor, in dem ich mich etwa in der Philosophie, der Ethnologie, der Geschichte und der Soziologie umsehen sollte. Zwar habe ich gleich zu Beginn eine ethnologische Vorlesung gehört und dort die Grundlagen für meine Kenntnisse über mögliche Familienstrukturen und Verwandtschaftsverhältnisse in verschiedenen Kulturen erhalten. Aus einer Vorlesung

in Philosophie erinnere ich jedoch lediglich den Appell des Professors, die Philosophie in das Zentrum des Studiums zu stellen. In der Soziologie hatte ich die Chance, Helmuth Plessner zu hören. Seine Vorlesungen empfand ich als fesselnd. Seine Seminare unter dem Dach des damaligen alten Reitstalls der Universität waren für mich ein beeindruckendes Erlebnis der Diskussion hochkompetenter Wissenschaftler miteinander. Teilnehmer waren z.B. Christian Graf Krockow, Christian von Ferber, Hans Peter Dreitzel. Da es damals weitere Seminare in der Soziologie noch nicht gab, nahm ich als Anfängerin, sprachlos vor Ehrfurcht, an diesen Kolloquia teil. Nie, dachte ich, würde ich diese Präzision der Formulierungen erreichen können. So faszinierend die Soziologie um Plessner herum damals für mich war, so dachte ich doch – abweichend von den Vorstellungen meines Vaters – zunächst an ein berufliches Ziel meines Studiums, das ich möglichst schnell erreichen wollte.

Hierzu bot sich ein Studium auf das Lehramt an Realschulen hin an, das damals neu an der Universität eingerichtet worden war als verkürzte Version des Studiums für das Höhere Lehramt – es fehlten in den Philologien die altsprachlichen Teile, z.B. in der Geschichte die Alte Geschichte. Außerdem schloss sich an das erste Lehramtsexamen statt eines zweijährigen Referendariats eine einjährige praxisbezogene Ausbildung an der PH am selben Ort an. Ich hoffte also, über dieses Studium meine berufliche Selbständigkeit zügig zu erreichen. Um meine Neigung zum Schuldienst zu testen, hospitierte ich an einer Schule vor Ort. Ich stellte mir die Tätigkeit an einer Realschule zwischen Hauptschule und Gymnasium interessant vor wegen des erwarteten höheren Bedarfs an Beratung von Kindern und Jugendlichen in dieser Schullaufbahn.

Da ich Vorlesungen und Proseminare in mittelalterlicher und neuer Geschichte sowie in Anglistik bereits von Anfang an besucht hatte, konzentrierte ich mich jetzt auf das Studium dieser beiden Fächer. Die Anglistik wählte ich vor allem, weil mir im Schuldienst neben dem Nebenfach Geschichte Englisch als wichtiges Schulfach die Führung und Betreuung von Schulklassen erleichtern sollte.

Zur Erweiterung meines Horizonts verbrachte ich das vierte und fünfte Semester, d.h. das Sommersemester 1961 und Wintersemester 1961/62, an der FU Berlin. Neben Geschichte und Anglistik hörte ich dort auch Vorlesungen der Soziologie. Aus der Geschichte ist mir die intensive Arbeitsatmosphäre des Friedrich-Meinecke-Instituts in Erinnerung, in der ich präzises Arbeiten am Detail lernte. Aus der Soziologie ist mir die Vorlesung von Renate Mayntz zur Einführung in die Methoden empirischer Sozialforschung in lebhafter Erinnerung: Was die Survey-Methode ist, habe ich z.B. von ihr gelernt. Meine Anteilnahme in dieser Zeit an den Auswirkungen der Berliner Mauer auf Mitstudierende beeinträchtigte letztlich mein Studium nicht.

Nach der Vorbereitung und dem Absolvieren des ersten Examens für das Lehramt an Realschulen 1963 in Göttingen folgte dort das Jahr an der PH – mit Psychologie und Pädagogik sowie einem Schulpraktikum, das mit dem bestandenen

zweiten Examen 1964 endete. In einem Vortrag zur Vorbereitung auf den Schuldienst gegen Ende dieser Zeit wurde mir klar, dass ich unbedingt weiter studieren wollte. Die Freistellung vom Schuldienst und die Versicherung, jederzeit in den Schuldienst gehen zu können, konnten erreicht werden.

Die Einwilligung des Stipendiengrbers zur fachlichen Umdefinition meines Studiums war möglich, so dass ich ab jetzt Soziologie im Hauptfach mit dem Ziel der Promotion studierte. Denn ein der Promotion vorgesetztes Examen gab es in Göttingen noch nicht.

Inzwischen vertrat Hans Paul Bahrdt an dieser Universität die Soziologie. In seinen Vorlesungen fiel mir der Gegensatz von schmuckloser Rhetorik und interessanten Inhalten, bei denen man einfach weiter zuhören musste, auf. Gelernt habe ich von Hans Paul Bahrdt vor allem zweierlei: einerseits die genaue Betrachtung halb verborgener Alltagsdetails, d.h. den, wie er sagte, „Pilzblick“, der zu wichtigen Aufschlüssen über soziale Strukturen und das Handeln von Individuen führen kann, andererseits das Ernsthnehmen mühseliger Routinearbeiten im Wissenschaftsbetrieb. Er sagte, wissenschaftliche Arbeit sei zu einem hohen Prozentsatz „Kärrnerarbeit“. Er vertrat das breite Spektrum seiner soziologischen Interessen, so dass seine Doktoranden bzw. Mitarbeiter entsprechend die unterschiedlichsten Schwerpunkte in der Soziologie verfolgten, so z.B. Ulfert Herlyn die Stadtsoziologie, Horst Kern und Michael Schumann die Industrie- und Arbeitssoziologie. Ich wählte ein Thema aus dem Bereich der Wissenschaftssoziologie: Anknüpfend an die Praxis der studentischen Mentoren im Massenbetrieb der Lehre führte ich eine empirische Analyse der Lage von studentischen Hilfskräften in den verschiedensten Fächern der Universität zwischen Studium und Lehr- bzw. Forschungsbetrieb der Universität durch – vor dem Hintergrund der Diskussion und der Analysen zu Expansion und Wandel der Universität in der Bundesrepublik in den 1960er Jahren. Hans Paul Bahrdt selbst hat mich mit seinem prinzipiellen persönlichen Wohlwollen, das er allen seinen Schülern und Mitarbeitern entgegenbrachte, arbeiten lassen. In seinem Forschungskolloquium allerdings unter seinen erfahreneren Doktoranden und Mitarbeitern fühlte ich mich eher ungenügend und vereinzelt, wobei ich letztlich nicht beurteilen konnte, wie weit dies auf meine unvollkommenen Leistungen oder auf die Tatsache, dass ich die erste Doktorandin bei Bahrdt war, zurückzuführen war.

Als Nebenfächer wählte ich einerseits Sozial- und Wirtschaftsgeschichte bei Heinrich Abel, andererseits Pädagogik bei Hartmut von Hentig. Die Zeit nach Abgabe meiner Dissertation, als ich mich auf die mündlichen Prüfungen in meinen drei Fächern vorbereitete, habe ich insofern als angenehm in Erinnerung, als mir klar war, dass ich nie wieder so ungestört mich mit Wissensinhalten würde beschäftigen können.

3. Beruf

Nach meiner Promotion im Sommer 1969 fand ich zum Wintersemester zunächst mit einem Zeitvertrag eine Anstellung als Soziologin am damaligen politikwissenschaftlichen Lehrstuhl der TU Braunschweig. Denn hier war im Zuge der allgemeinen Expansion der Ausbildung von Lehrern für das höhere Lehramt ein Studium der Soziologie eingerichtet worden, für das neben politikwissenschaftlichen auch soziologische Lehrveranstaltungen nötig waren.

Nach Braunschweig ging ich insofern gern, als mein Mann, den ich nach der Promotion geheiratet hatte, in Berlin sein Ingenieurstudium abschließen wollte und die TU Braunschweig relativ nah bei Berlin lag. Nach einem halben Jahr im Frühjahr 1970 fand mein Mann dann eine Anstellung in Braunschweig, so dass wir an einem Ort leben und berufstätig sein konnten.

Entsprechend der Stellensituation an den Hochschulen der Bundesrepublik damals gelang es relativ bald, für mich, die ich Soziologie in Lehre und Prüfungen neben der Politikwissenschaft zu vertreten hatte, eine Assistenten- und bald darauf auch die Stelle einer Akademischen Rätin zu bekommen. Mein Chef und Inhaber des Lehrstuhls, Edgar R. Rosen, ein aus der Emigration zurückgekehrter Politikwissenschaftler mit dem Schwerpunkt Internationale Politik, war froh über die Entlastung, die ich ihm im Alltag des Institutsbetriebs bieten konnte. Er bot mir aus seinem Leben Einblicke in der intellektuelle Welt Berlins vor 1933. Er hat dann wohlwollend mein Habilitationsverfahren an der TU Braunschweig begleitet, das mehr als eines auswärtigen Gutachters bedurfte und das erste an dem neu geschaffenen Fachbereich war. Es wurde 1976 an der TU Braunschweig erfolgreich abgeschlossen.

Von Anfang an zeigte sich, dass ich ohne viel Lesen und Weiterlernen den Anforderungen der Lehre, die mir Spaß machte, nicht gerecht werden würde. So habe ich mich z.B. mit dem Positivismusstreit in der deutschen Soziologie sowie immer wieder mit den Erkenntnissen Max Webers – auch in seiner Relevanz für beide Seiten in dieser Debatte – auseinandergesetzt. Dabei habe ich eine Anknüpfung letztlich auf der Seite von Habermas gefunden, mit der Reflexion u. a. darüber, dass das mündige Subjekt in seiner historischen Bedingtheit als Forscher immer auch seinem Untersuchungszusammenhang angehört. Ein Gewinn solcher Auseinandersetzungen über Wissenschaft erschien mir in einem Zuwachs an Differenziertheit auf allen Seiten zu liegen.

Trotz der Auslastung in Lehre und Prüfungen wollte ich mich schon nach den ersten Jahren in Braunschweig habilitieren. Wiederum anknüpfend an die tägliche Praxis in der Hochschule analysierte ich Richtlinien für Soziologie und andere amtliche Dokumente der Bundesländer sowie Sozialkundebücher auf ihre soziologischen Inhalte hin – vor dem Hintergrund der damaligen Diskussionen um Politische Bildung insbesondere an Schulen in der Bundesrepublik.

Bei allem Engagement in Lehre und Prüfungen sowie Freude an der Forschung hatte ich auch den Wunsch nach einem Kind. Zwei Jahre nach meiner Habilitation wurde 1978 unsere Tochter geboren. Ich war froh, schon Arbeitsroutine zu haben und so auch kleinere Zeiträume, in denen das Kind anderweitig aufgehoben war, beruflich nutzen zu können. Täglich freute ich mich, zunächst dank der Entlastung durch Kinderfrau bzw. Kindergarten, einige Stunden außer Haus berufstätig zu sein, und ebenso freute ich mich, täglich zum Kind zurückzukehren. Leichtere berufliche Tätigkeiten konnte ich auch neben dem Kind zu Hause erledigen. Abends saß ich seit der Geburt des Kindes regelmäßig, auch an Wochenenden, bis spät am Schreibtisch. Mein Mann war beruflich in der Regel von 7.00 Uhr bis ca. 18 Uhr abwesend. Familienzeit war dann, bis das Kind im Bett war. Zu dieser prinzipiellen Zeiteinteilung kam ein Netzwerk, in dem ich bei Gelegenheit nachmittags Kinder bei uns aufnahm und dafür mein Kind bei Anderen unterbringen konnte. Solche Planungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die sich mit dem Aufwachsen des Kindes als Schulkind und Jugendliche bis zum Abitur immer wieder änderten, erlaubten mir die ununterbrochene vollzeitige Tätigkeit an der Hochschule und auch immer Aktivitäten in der Forschung. Dass es weniger Forschung war, als ich hätte ohne Kind leisten können, und dass ich seltener auswärts sein konnte – mit Ausnahme von Tagungen der Sektion Bildungs- und Erziehungssoziologie oder damals Soziologentagen – hat mich nicht zentral betroffen.

Von grundsätzlicher Bedeutung für meine berufliche Laufbahn war, dass ich mich nicht wirklich ernsthaft um eine Professur außerhalb beworben habe. Zunächst war ich froh, einerseits dem Beruf und andererseits dem Kind, aber auch der Partnerschaft, einigermaßen gerecht werden zu können und dabei Befriedigung aus beiden Bereichen zu schöpfen. Hinzu kam, dass ich als habilitierte akademische Rätin schon fast die Freiheiten eines Professors an der Hochschule hatte. Ich wurde dann in der üblichen Frist und mit den üblichen auswärtigen Gutachten apl. Professorin und danach 1983 in einem für Niedersachsen spezifischen, an meiner Hochschule relativ restriktiv gehandhabten Prüf-Verfahren unter Mitnahme meiner Stelle in eine Professur übergeleitet. So hatte ich nun auch z.B. in Bezug auf die Wahl meiner Arbeitsschwerpunkte und die Einwerbung von Drittmitteln für die Forschung, aber auch die Beteiligung an Gremienarbeit, alle Möglichkeiten und Verantwortlichkeiten einer Professur erreicht. Dass es wichtig gewesen wäre, an eine andere Hochschule berufen zu werden, habe ich – im Nachhinein gesehen – nicht rechtzeitig erkannt.

Schon vor der Geburt des Kindes wurde mir bewusst, dass ich überlokale fachliche Kontakte brauchte. Ich wurde also Mitglied der Sektion für Bildungs- und Erziehungssoziologie in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, in der Arbeitsgruppe Hochschulforschung. Ich beschäftigte mich in den folgenden Jahren aus Interesse an Sozialisationsprozessen intensiv mit dem Interaktionismus, d.h.

mit den Erkenntnissen von George Herbert Mead sowie im wesentlichen von Jürgen Habermas, Lothar Krappmann, Hans Joas und Dieter Geulen. Faszinierend war für mich Meads Konzeption der sozialen Konstitution des Subjekts sowie in seiner Nachfolge deren Erweiterung durch die biographische Dimension. Auch mit methodischen Fragen qualitativer Forschungsmethoden, insbesondere mit Leitfaden- und narrativen Interviews sowie Auswertungsmethoden, wie z.B. den Einzelfallanalysen nach Ulrich Oevermann, setzte ich mich auseinander. Denn meine erste als Buch publizierte Untersuchung nach der Habilitation war eine qualitative Studie mit Leitfaden-Interviews zu Studienstrategien von Studierenden auf dem Hintergrund ihrer Biographien. In Auseinandersetzung mit der Individualisierungsthese von Ulrich Beck, aber auch mit den entsprechenden geschlechterbezogenen Erkenntnissen insbesondere von Elisabeth Beck-Gernsheim, folgte gemeinsam mit Ingrid Herlyn 1988 eine Literaturstudie zu Familienfrauen in der Lebensmitte und Weiterbildung. Danach führten Ingrid Herlyn und ich gemeinsam eine von der DFG geförderte qualitative Studie mit biographisch orientierten Leitfadenbefragungen von Familienfrauen, mit Einzelfallanalysen und Bildung von kennzeichnenden Gruppen, durch, deren Ergebnisse 1993 veröffentlicht wurden.

Vor allem durch ihre strukturierte Aufbereitung von vielfältigen Details zur systematischen Dokumentation von Erkenntnissen sowie ihre klaren Positionen zum Erkenntnisstand war mir Rosemarie Nave-Herz schon in dieser Zeit meines bildungssoziologischen Arbeitens ein Vorbild.

Eine empirische Untersuchung des Verbleibs von Magisterabsolventinnen und -absolventen der TU Braunschweig, die als ABM-Projekt neben Dokumentenanalysen ebenfalls eine Leitfadenbefragung umfasste, veröffentlichte ich 1990. Hintergrund dieser Studie war, dass auch an der TU Braunschweig Magisterstudiengänge, die angesichts der seit Jahren gedrosselten Lehramtsstudiengänge eingeführt wurden waren, in Frage gestellt wurden mit dem Vorwurf, sie führten Absolventinnen und Absolventen in die Arbeitslosigkeit. Diese Untersuchung war für mich der Einstieg in feministische Fragestellungen insofern, als ich die sehr unterschiedlichen Berufseinstiege und -verläufe von Frauen und Männern sah und begann, mir über deren Hintergründe Gedanken zu machen. Die erwähnte Untersuchung von Familienfrauen allein stellte für mich, trotz der einbezogenen Erkenntnisse z.B. von Elisabeth Beck-Gernsheim, noch nichts Grundlegendes an den geschlechterhierarchischen Strukturen gesamtgesellschaftlicher Arbeitsteilung in Frage.

Die Frauen- bzw. Geschlechterforschung wurde insofern eine meiner zentralen Aufgaben, als ich im Sommer 1997 im Nebenamt zur Geschäftsführenden Leiterin des Instituts Frau und Gesellschaft (IFG) in Hannover ernannt wurde. Dieses außeruniversitäre Forschungsinstitut unterstand dem damaligen niedersächsischen Frauenministerium und wurde in seiner Grundfinanzierung – im wesentlichen durch das Land Niedersachsen – schon damals in Frage gestellt. Möglichst sollte sich das Institut mitsamt den ständigen MitarbeiterInnen, die die Projekte vorberei-

teten und abwickelten, über Drittmittel selbst finanzieren. So war ich neben der auf die Forschung gerichteten vielfältigen Arbeit ständig mit Entwürfen für mögliche Einsparungen am Institut beschäftigt – bis zum Ende 1998 die Schließung des Instituts verfügt wurde und ich noch bis Ende 1999 dessen Abwicklung zu betreuen hatte. Ich hatte also wenig Chancen, eine überlebensfähige Konzeption für das Institut zu entwickeln. Begonnen – und durch einen Workshop eingeleitet – wurde z.B. eine Vernetzung sämtlicher Frauenforschungsinstitute in der Bundesrepublik. Pläne und Absprachen zu einer Vernetzung mit anderen Forschungsinstituten, um deren Daten geschlechterbezogen zu bearbeiten sowie gemeinsam Projekte zu beantragen, in denen dann das IFG die frauen- bzw. geschlechterbezogenen Aspekte vertreten sollte, konnten nicht mehr umgesetzt werden. Im Nachhinein hat sich für mich die Einsicht erhärtet, dass das IFG, gerade weil es – ohne Vernetzung mit anderen Forschungsinstituten – vereinzelt war und „nur“ die Interessen von Frauen vertrat, ohne großen politischen Widerstand gestrichen werden konnte. Allerdings muss auch gesehen werden, dass die Zeit eines solchen Instituts insofern vorbei war, als sich seit dessen Gründung an den Hochschulen eine vielfältige Frauen- und Geschlechterforschung entwickelt hatte. Vermutlich hätte das IFG – abgesehen von der notwendigen Vernetzung – nur als Institut an einer Hochschule eine Zukunft haben können.

An der TU Braunschweig führte ich Mitte der 90er Jahre bis zur Jahrtausendwende mehrere qualitative Untersuchungen und eine quantitative Erhebung zur Lage von Studentinnen und Studenten im Ingenieurstudium, zu weiblichen und männlichen Studieninteressierten für dieses Studium und zu Absolventinnen und Absolventen des Ingenieurstudiums durch. Angeregt waren diese Studien, die teils durch das niedersächsische Wissenschaftsministerium, teils auch von Seiten der Hochschule finanziert wurden, wiederum durch den Alltag an der Hochschule. Als Mitglied des Senats der Hochschule und als Vizepräsidentin sowie durch Kontakte als Lehrende bei angehenden Wirtschaftsingenieuren konnte ich beobachten, dass man angesichts der enger werdenden finanziellen Verhältnisse begann, sich darüber Gedanken zu machen, welche Fächer unbedingt zum Profil dieser Technischen Universität gehören müssten. Da konnte es nicht schaden, wenn sich die Soziologie auch als leistungsfähig zur Erforschung innerhochschulischer Probleme erwies. Denn die Ingenieurwissenschaften befanden sich in dieser Zeit durch Mangel an Studierenden in einer schwierigen Lage, sahen sich aber dennoch als den Kern der Hochschule an. Mich interessierten – vor dem Hintergrund von Diskussionen und Reformversuchen im Ingenieurstudium in der Bundesrepublik sowie von Erfahrungen aus der DDR und in den neuen Bundesländern – besonders die biographischen Voraussetzungen und Studienmotivationen von Frauen im Vergleich zu Männern, ihre Sicht der Studienbedingungen und das Problem adäquater Frauenförderung als Gleichstellung von Frauen in diesem männerdominierten Studium.

Eine sehr wichtige Anregung waren für mich in diesem Zusammenhang die Untersuchungen und Erkenntnisse von Sigrid Metz-Göckel und ihren Mitarbeiterinnen zu Frauen in den Natur- und Technikwissenschaften.

Weiter in die feministische Diskussion führten mich die Schriften von Regina Becker-Schmidt, die mir die gesamtgesellschaftlich bedingte Widersprüchlichkeit der benachteiligten Lage von Frauen, im Vergleich zu Ungleichheiten unter Männern, oder Unterprivilegierungen für beide Geschlechter, deutlich machten. Die Publikationen von Gudrun-Axeli Knapp wiesen dazu auf die Vielfalt möglicher Lagen von Frauen, trotz strukturell bedingter Gemeinsamkeiten, hin. Nach den Schriften von Carol Hagemann-White wurde die Entstehung und Reproduktion der Benachteiligung von Frauen in Mikroprozessen der Gesellschaft klar. Die Schriften von Regine Gildemeister eröffneten weitere mikrosoziologische Erkenntnisse in interaktionistischer Perspektive. Da mich – ausgehend von der Beschäftigung mit Frauen in Naturwissenschaft und Technik – qualifizierte Frauen neben Männern interessierten, waren die in mikro- und mesosozialogischer Perspektive erarbeiteten professionssoziologischen Befunde zur Geschlechterungleichheit bei Angelika Wetterer sehr aufschlussreich. Eine spezifische Zusammenführung dieser makro- und mikrosoziologischen Perspektiven sah ich in den Konzeptionen von Pierre Bourdieu zu sozialer Ungleichheit im sozialen Raum – auch unter den Geschlechtern – sowie zu deren Reproduktion in sozialer Praxis mitsamt der Herausbildung eines Habitus. Hier wurden mir die an Bourdieu anknüpfenden Schriften von Beate Krais, auch durch ihre Analysen des Hochschulbereichs, wichtig. Für mich ließen sich Handlungschancen von Frauen und Männern in ihren veränderlichen sozialen Strukturen erfassen, indem ich – ausgehend von interaktionistischen Überlegungen zur sozialen Konstitution des Subjekts in seiner Biographie – an die Konzeptionen von Bourdieu zum Habitus als Folge sozialer Praxis in einem sozialen Raum der Auseinandersetzung um Privilegien anknüpfte.

Solche Überlegungen gingen ein in mein letztes Forschungsprojekt zu Wissenschaftskarrieren bei beiden Geschlechtern von der Promotion bis zur Professur in den Sozialwissenschaften und in der Mathematik (Literatur siehe Kurzbiographie). Durch die Förderung der DFG konnten hierzu eine qualitative Studie mit einer Leitfaden-Befragung sowie eine repräsentative Online-Befragung durchgeführt werden. Diese Untersuchung zeigte mir neben den Geschlechterungleichheiten im sozialen Feld der Hochschule die Auswirkungen von Geschlechterungleichheiten in den Privatbereichen, gerade auch in den Fachkulturen, auf. Über entsprechend unterschiedliche Formen des Habitus ergeben sich so Folgen für die professionalen Karrieren von Frauen und Männern.

Für meine Beziehung zur Soziologie und zur Geschlechterforschung lässt sich, grob skizziert, festhalten, dass ich, angeregt durch meine akademischen Lehrer, und vielleicht auch meine Herkunft, mich in eher geisteswissenschaftlichen Strömungen der Soziologie stärker zu Hause gefühlt habe. Angeregt durch die Praxis an der

Hochschule sind Themen der Bildungs- und Hochschulsoziologie, meist in biografischer Perspektive, Inhalt meiner Forschungen gewesen. Relativ spät fand ich dabei durch entsprechende Literatur und eigene Forschung zur Frauen- und Geschlechterforschung. Die Zeiten des Aufbegehrens einer parteilichen Frauenforschung gegen männlich dominierte Herrschaftsstrukturen in Politik und Wissenschaft waren eher einer elaborierten, geschlechtervergleichenden, dabei nach wie vor Benachteiligungen brandmarkenden Forschung gewichen, die im Mainstream der Forschung relativ wenig Widerhall bisher zu finden scheint. An diese Frauen- und Geschlechterforschung habe ich in Forschung und Lehre angeknüpft.

Auch in Bezug auf die Frauenbewegung bzw. Frauenpolitik bin ich relativ spät aktiv geworden. Auch hier wirkte ich in der Praxis, die sich mir vor Ort anbot: Als Vizepräsidentin der Hochschule übernahm ich den Vorsitz der damaligen Senatskommission für Frauenförderung und Gleichstellung, die dann dem Präsidium zugeordnet wurde und die ich über Jahre weiter geleitet habe. Meine Aufgabe sah ich zunächst darin, der Kommission, und damit der Sache der Frauen, eine Stimme in zentralen Entscheidungsprozessen zu verschaffen, die auch gehört wurde. Jahrelang habe ich in diesem Sinne vertrauensvoll mit der Frauen- bzw. Gleichstellungsbeauftragten der Hochschule zusammengearbeitet. Darüber hinaus sah ich mich als Dekanin und dann als reguläres Mitglied im Senat sowie als Vizepräsidentin immer sehr höflich, aber doch als Fremde und erste Frau, die in dieser Männerwelt auftaucht, behandelt. Immer hatte ich als „vertrauensbildende Maßnahme“ erst einmal unter Beweis zu stellen, dass ich, wie die Männer, eine kompetente Gesprächspartnerin in den Sachthemen war, die zur Debatte standen. Mit dem Vertrautwerden gewannen meine Argumente an Gewicht, so dass es mir u. a. gelingen konnte, Anliegen von Frauen – auch in Absprache mit anderen Frauen sowie Männern – mit Erfolg zu vertreten. Immer aber blieb mir bewusst, dass mit meinem Ausscheiden aus den Gremien leicht „vergessen“ werden könnte, dass einmal eine Frau in gleichrangiger Position an den Debatten und Entscheidungsprozessen teilgenommen hatte. Jede neu auftretende Frau würde hier u. U. wieder die erste sein und mit der „Vertrauensbildung“ sowie auch der Argumentation für die Anliegen von Frauen neben Männern von vorn anfangen müssen.

So bleibt eins der wichtigsten Anliegen zum Ende meiner Berufslaufbahn, Frauen mit ihren Leistungen und Anliegen sichtbar zu machen, zu verhindern, dass sie „vergessen“ werden. Dieses Schicksal, dass man nicht zur Kenntnis genommen, bzw. so schnell wie möglich wieder „vergessen“ wird, sehe ich auch als Gefahr für die Frauen- und Geschlechterforschung. Es wäre denkbar, dass sie von männlicher Seite auch als „Schönwetter-Beschäftigung“ gesehen werden könnte, die in Zeiten finanziellen Mangels oder anderer Engpässe eventuell einzusparen wäre.

Dieser Nicht-Beachtung und dem „Vergessen“ entgegen zu wirken, war eine wichtige Motivation, im Wintersemester 2004/2005 an dieser Hochschule eine Vorlesungsreihe mit Gastvorträgen der kompetestesten Frauen- und Geschlechter-

forscherinnen in Deutschland unter dem Thema „Was ist weiblich – was ist männlich? Aktuelles aus der Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften“ zu veranstalten und diese Vorträge anschließend als Studienbuch für fortgeschrittene Studierende herauszugeben (Literatur siehe Kurzbiographie).

Das Buchprojekt, an dem ich jetzt mit diesem Beitrag mitwirke und dessen Herausgabe ich betreue, soll in besonderem Maße diesem Ziel des Sichtbarmachens von Frauen dienen und dem „Vergessen“ entgegenwirken: Hier beschreiben, wie im Vorwort dargelegt wurde, die Frauen ihre Wege in die Soziologie bzw. die Sozialwissenschaften und in die Frauen- und Geschlechterforschung, die als erste Generation in einer wahrnehmbaren Minderheit Professorinnen an der Universität geworden sind. Welche Umgestaltungen die Hochschulen auch immer erleben werden, wichtig ist mir, dass die Leistungen dieser Frauen als Hochschullehrerinnen deutlich werden. Meine Mitwirkung an dieser Dokumentation soll auch ein Dank an alle die Frauen sein, die durch ihre Erkenntnisse als Soziologinnen bzw. Sozialwissenschaftlerinnen in der Frauen- und Geschlechterforschung wesentlich zu meinem Wissen und meiner fachlichen Urteilsbildung beigetragen haben.

Wissenschaftliche Biographie

Ilse Dröge-Modelmog

1. Ein Brauch und seine Folgen

Es war ein alter Brauch: Wenn ein Kind ein Jahr alt war, wurde es konfrontiert mit folgenden Gegenständen: mit einem Brot, mit einem Geldstück und mit einem Buch. Ich denke, ich brauche nicht weiter zu betonen, was ich gewählt habe. Denn auch ich wurde diesem Experiment erfolgreich ausgesetzt. Für meine Mutter, selbst bildungsorientiert, sie hätte gerne studiert, wurde aber von ihren Eltern stattdessen verheiratet, war dieses Experiment einerseits nur ein „Spiel“, andererseits vielleicht doch ein „Wink des Schicksals“. Ihre Tochter sollte in jedem Fall studieren. Dieses Beispiel liest sich wie ein individueller Protest gegen die patriarchalische Ordnung durch Verschiebung eines Konflikts auf die nächste Generation. Diese Option ist ein Angriff auf die „Ordnung der Geschlechter“ (Honegger).

2. Das Vorgehen

Dieser Entwurf meiner „wissenschaftlichen Biographie“ ist notwendiger Weise ein Konstrukt, mit dem ich mich möglichst vorteilhaft „erschaffen“ möchte. Der „Lebenslauf“, der sich hier auf einen bestimmten Ausschnitt erstreckt, enthält gewiss „wahre Fakten“, ist aber nur eine Version unter mehreren, denn ich könnte ihn auch anders schreiben. Das heißt: meine wissenschaftliche Biographie, wie ich sie hier präsentiere, ist lediglich eine Erzählung von vielen möglichen. Gleichwohl *ist* diese Inszenierung paradoxalement *meine* wissenschaftliche Biographie.

In postmodernen Theorien spielt ein veränderter Zeitbegriff eine bedeutende Rolle. Zeit verläuft nun nicht mehr linear und in kausaler Kontinuität, sondern diskontinuierlich. Übertragen auf diese Biographie ist damit angedeutet, dass ich keine lineare Erzählung verfolgen werde. Vielmehr soll ein „Gewebe von Spuren“ (Derrida): Widersprüche, Risse oder Verwerfungen erahnen lassen, so dass deren Dekonstruktion möglich wird. Dekonstruktion aber ist nach Derrida: Das, was geschieht.

Ich werde so vorgehen, dass ich zunächst die „Atmosphären“ der gesellschaftlichen Situation, in die ich hineingeboren wurde, zu erfassen versuche, um dann auf den Bildungsweg einzugehen. Dabei geht es vor allem um die Entfaltung und Stellung von Frauen- und Geschlechter-Studien in der Soziologie und die eigene wissenschaftliche Verortung. Schließlich stellt sich die Frage nach der Zukunft der Genderforschung in der Soziologie. Übrigens werde ich in diese Überlegungen

auch wissenschaftliche Texte einbringen, sowohl von Soziologen als auch von Soziologinnen.

3. Die Atmosphären

Ich wurde hineingeboren in eine äußerst problematische gesellschaftliche Situation. Es herrschten Angst und Schrecken durch das totalitäre Regime der Faschisten, und es war Krieg. Da auch mein Vater als „kriegstauglich“ galt, war er „abwesend“. Während der Kriegszeit traf meine Mutter alle anfallenden Entscheidungen zu unserer Existenz. Sie hat organisiert und gemanagt (wie wir heutzutage sagen). Auf diese Weise konnte sie unseren Land-Besitz in Pommern (Polen) erhalten und erweitern.

Als ich vier Jahre alt war, mussten wir flüchten. Meine Mutter organisierte auch die Flucht. Ich erinnere mich, wie sie nachts auf einem Hocker sitzend, neben sich eine nur schwaches Licht spendende Kerze, versuchte, Karten zu lesen, um die günstigsten Wege zu finden. Da sie das Meer fürchtete, fuhren wir Landwege, was uns wahrscheinlich das Leben gerettet hat. Die Trecks wurden häufig von Flugzeugen bombardiert. Anschließend sah man die brennenden Wagen, wenn es Einschläge gegeben hatte und man hörte Schreie von Verletzen. Wir hatten Glück, wir wurden nicht getroffen. Die Gewalt aber, die damit ausgeübt wurde, schrieb sich als unbestimmte Angst in den Körper und das Bewusstsein ein. Die Flucht erlebte ich in meiner Erinnerung gleichwohl auch als Abenteuer.

Nach Kriegsende lernte ich meinen „abwesenden“ Vater kennen. Wir waren uns Fremde, ein Zustand, den andere Kinder und Väter gleichfalls erlebten. Wesentlich später stieß ich dann auf wissenschaftliche Analysen dieser prekären Situation etwa bei Mitscherlich/Mitscherlich (1980).² Es herrschte allgemein Sprachlosigkeit, private Konflikte wurden kaum ausgetragen, vielmehr wurden sie „unter den Teppich gekehrt“. Zentraler Auslöser von Unstimmigkeiten war in vielen Familien das zerbrochene Prestige der Männer, die als „Verlierer“ zurückgekommen waren. Mitscherlich/Mitscherlich vermuten „Gefühlsstarre“ angesichts der Kriegserfahrungen (vgl. Mitscherlich/Mitscherlich 1980: 40).

Helmut Schelsky hat in der nach dem Krieg ersten empirischen Untersuchung zu „Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart“ von 1953 erhebliche Veränderungen im Geschlechterverhältnis registriert. Er bringt es fertig, die „innerfamilialen Macht-Verschiebungen“ zunächst zugunsten von Frauen zu analysieren, und zugleich den Machtanspruch der Männer, privat und öffentlich, zu sichern. Bei den Frauen konstatiert er einen Autoritätsgewinn. Gleichwohl sieht er in der nun mehr partnerschaftlich organisierten Familie das „natürliche persönliche Übergewicht des Mannes“ (Schelsky 1953: 333)³ gewährleistet. In der Gesellschaft macht sich seiner Meinung nach dagegen zunehmend „anonyme Autorität“ be-

merkbar. Damit wird überspielt, dass Frauen während der Kriegszeiten in der Öffentlichkeit sehr erfolgreich gehandelt hatten, nun aber von Männern wieder verdrängt wurden. Die von ihm offensichtlich gefürchtete „Nivellierung der Geschlechter“ aber – und da beruft er sich auf Margaret Mead – sei insofern problematisch, als gefragt werden muss, ob damit nicht die „Wurzeln unserer Zivilisation“ erschüttert werden. „Schuld“ daran ist, so behauptet er, die Frauenemanzipation (Schelsky 1953: 344).

4. Die jungen Wilden

Nach dem Krieg waren die Eltern damit beschäftigt eine neue Existenz aufzubauen. So konnten sie sich nicht immer um ihre Kinder kümmern, d.h. anders als heute, wo die Kinder häufig unter Dauerkontrolle der Eltern stehen und permanent beschäftigt werden. Wir haben unsere Freiheiten genossen, mit Freundinnen baute ich Baumhäuser im Sommer, im Winter richteten wir uns auf Dachböden Höhlen ein.

Im Sommer haben wir im Meer (Nordsee) gebadet, im Winter hingegen machten wir, wenn es gefroren hatte, Schlittschuh-Fahrten über das weite Land auf vereisten Gräben, nicht selten von morgens bis in den Abend hinein. Da wir kaum Spielzeug hatten, bastelten wir es uns selbst. (Levi-Strauss hätte seine Freude daran gehabt). Ohne es ganz genau zu wissen, wozu, sammelten wir manchmal Material, Strandgut, und fertigten „Kunstwerke“ an, stellten „bricolagen“ her (Levi-Strauss 1973: 29).⁴ Ich behaupte, wir setzten die „zerstörte Welt“ zu einem anderen Konstrukt zusammen. So kam Ästhetik ins Spiel. Wir bauten außerdem Theaterbühnen und schrieben die Stücke, die wir aufführen wollten, selber. Verständlich ist, dass wir uns zu solchen Zeiten in der Zukunft als Karriere-Frauen verstanden. Wir „sahen“ uns als berühmte Schauspielerin, als hervorragende Theater-Regisseurin oder als verehrte Schriftstellerin. Zudem waren wir recht geschäftstüchtig. Die Bastel-Produkte verkauften wir an die Erwachsenen, für unsere „Aufführungen“ nahmen wir „Eintritt“. Andere Geldquellen waren: Silberpapier, Schafswolle von den Zäunen und der Kinder- und Jugendlichen-Kirchenchor. Der Erlös wurde umgesetzt in Gummibärchen und Himbeerbonbons. Sie schmeckten nach „Freiheit“ aufgrund des selbstverdienten Geldes. Durchaus eine materielle Orientierung.

5. Das preußisch-protestantische Elternhaus

Das Elternhaus lässt sich als „preußisch-protestantisch“ etikettieren. Allerdings gab es keine Rituale, wie z.B. Beten oder an Feiertagen entsprechende Zeremonien.

Aber wir waren getauft und ab und zu gingen wir zum „Gottesdienst“. Andererseits habe ich mit meinen Geschwistern häufig tagelang und selbst manchmal noch nachts die schwerwiegende Frage erörtert: Gibt es Gott?

Wir sind tatsächlich zu keiner Einigung gekommen, obschon wir mit uns gerungen haben. Außerdem wurden, auch mit den Freundinnen, lange Diskussionen über die Rätsel, den „Sinn“ dieser Welt geführt. Wir waren neugierig, eine (unbegrenzte) Wissbegier trieb uns voran. Ich ließ mich konfirmieren, weil ich erwartete, dass beim ersten Abendmahl der „divinatorische Strahl“ über mich kommen würde. Aber es geschah gar nichts, für mich ein Grund, mich anderen Erfahrungsbe reichen zuzuwenden.

Meine Eltern hatten ein eindeutiges Verbot ausgesprochen: Ich sollte nicht mit Jungen spielen, sie sagten aber nicht, warum. Daraus ergab sich wiederum ein ganzes Feld von Vermutungen. Das Verbot leuchtete mir keineswegs ein und es wurde überschritten. Und außerdem musste ich Ihnen meine Freundinnen vorstellen, die dann nach dem Status ihrer Eltern befragt wurden, was mir sehr peinlich war. Die Eltern hatten ein Status-Denken, das sich erst im Laufe der Zeit milderte. Gesellschaft war für sie ein Begriff von sozialer Distanz, notwendiger Hierarchie und solider Ordnung. Die Mutter gebrauchte die Polarisierung von „Fein“ und von „Unfein“ für soziale Unterscheidungen (vgl. Bourdieu 1982).⁵ Sie bedauerten beide den Verlust von traditionellen Werten und Normen. Es wurde viel darüber diskutiert, obschon wir uns häufig gestritten haben. Über „Das Dritte Reich“ wurde nur wenig gesprochen. Bei Besuchen redeten die Männer im „Herrenzimmer“ über Krieg; manchmal hörte ich ihnen zu: Es gab nur „Helden“. Die Frauen im „Salon“ nippten währenddessen genüsslich an ihrem selbst gemachten Eierlikör und machten sich über die Männer lustig.

Die Geschlechterordnung wurde von der Mutter allerdings gleichzeitig stark kritisiert. Ihr Frauenbild wlich vom Standard erheblich ab. Frauenspezifische Tätigkeiten wie Handarbeiten oder Hausarbeit lehnte sie strikt ab, jedenfalls soweit das möglich war, redete aber kaum darüber. Sie bewunderte Rosa Luxemburg. Ihre Leidenschaft war das Lesen, eine Leidenschaft, der auch ich ausgiebig frönte. Schließlich hatte ich besonderes Glück: Das Lesen war Bestandteil meines Berufes. Was ich freilich nicht erreicht habe, war ein rhythmischer Lesestil meiner Mutter, der mich als Kind eifersüchtig machte. Wenn sie nämlich ganz in ihr Buch vertieft war, begann sie, mit dem Ausatmen jedes Wort geräuschvoll zu fixieren, was sich zu einem eigenartigen Rhythmus verdichtete. Trotz vieler Gemeinsamkeiten wurden doch auch Bücherverbote ausgesprochen, sie kreisten im weitesten Sinne um das Thema „Sexualität“. Das aber war der Anreiz zur Übertretung vorgegebener Grenzen.

6. Neuer „Lebensstil“

Im Gegensatz zu den Vorstellungen meiner Eltern bestanden jedoch auch andere Anzeichen von Status-Denken. In der Ortschaft (bei St. Peter/Eiderstedt), in der wir für eine kurze Zeit lebten, hatte die Schwester einer Freundin die Zeichen ihrer Zeit erkannt. Die Eltern waren auch geflüchtet, sie waren „arm“, obwohl das doch die meisten waren, zeichneten sich schon wieder soziale Differenzierungen ab. Ihr Vater war Bäcker gewesen und konnte aber den Beruf nicht mehr ausüben. Eine Tochter, so um 18 Jahre alt, wollte die Umbruchszeit nach dem Krieg für ihren sozialen Aufstieg nutzen. Sie bestellte sich Magazine, Zeitschriften, in denen der „neue Lebensstil“ für sozial Ambitionierte vermittelt wurde. Es handelte sich um Frauen-Magazine und im Vordergrund stand der Aufstieg durch einen soliden und gut „betuchten“ Ehemann, nicht etwa durch eine eigene berufliche Karriere. Sie machte zu unserer Verwunderung jeden Tag Gymnastik bis zum Umfallen, sie nahm Tanzstunden, um „geschmeidig“ zu werden, sie nähte sich die Kleider selber und wusste genau anzugeben, wie lang und weit die Röcke sein sollten, wie tief ein Ausschnitt. Der Körper durfte ruhig etwas „füllig“ sein. Ihr Gang war beachtlich. Mit durchgedrückten Beinen stakste sie wie eine Störchin durch die Straßen mit erhobenem Haupt. Die Krönung dieser Übungen war eindeutig das ABC der Ehe: anschmiegsam zu sein, dem Mann die Wünsche von den Augen ablesen etc. Sie übte außerdem eine geschliffene Aussprache, was sich sehr gestutzt anhörte und der deutschen Sprache eine Tönung gab, die sich sonst nicht einstellte. So sagte sie zum Beispiel: Ech anstatt Ich. Das Produkt dieses Tuns gipfelte darin: als Verheiratete eine „Dame“ zu sein.

Wir bewunderten sie glühend und versuchten, es ihr wenigstens mit der Sprache gleichzutun. Diskutiert wurde der Ehemann „in spe“, indessen auch, ob wir überhaupt heiraten wollten, oder lieber „frei“ sein wollten, ob es sich lohnte eine „Dame“ zu werden, bis das Ganze zu langweilig wurde. Die Schwester ging dann in eine „Großstadt“ und soll angeblich einen Fleischer geheiratet haben, während wir spekuliert hatten, es müsse, alleine schon wegen der Anstrengungen, zumindest ein Prinz sein.

7. Wenn der Wind jammert

Für uns waren dadurch neue Fragen aufgetaucht: Die nach dem kleinen Unterschied, nach sexueller Aufklärung, was dann in den 1960er Jahren und besonders ab 1968 eines der wichtigsten Themen wurde. Über den Körper und seine Veränderungen in der Pubertät wurde bei meinen Eltern geschwiegen, der Körper wurde tabuisiert. In der Pubertät hatten wir scharfe Auseinandersetzungen mit den Müttern. Sie vertraten die Auffassung des Zerfalls von Sexualmoral. Wir wurden ge-

warnt davor, womöglich ein uneheliches Kind zu bekommen. Die Mutter umschrieb diese Warnung mit dem Begriff: „Man kann leicht straucheln“. Sexuelle Ängste der Mütter wurden in die Verbote für die Töchter umgemünzt. Wir reagierten bei letztlich ganz unbestimmten Verboten recht renitent. Denn die Mutter und auch andere Frauen konnten bestimmte sexuelle Wörter aufgrund ihrer eigenen prüden Sozialisationen nicht aussprechen. Und die letztlich sprachlosen Verbote reizten zum Widerspruch.

In dem Ort, in dem wir damals lebten, soll es einen stummen Konsens über uneheliche Kinder gegeben haben: Wenn es draußen fror und eiseskalt war, konnte es geschehen, dass „Solche“ (Kinder) in den „Wind“ gestellt wurden. Manche sollen an Lungenentzündung gestorben sein. Dann wisperten die alten Frauen: Hört ihr, der Wind jammert wieder einmal. Und auch wir redeten über solche Ereignisse nur flüsternd.

Meine Freundinnen und ich bemühten uns um „sexuelle Aufklärung“, indem wir ältere Geschwister oder Vertrauens-Personen angesprochen haben. Es schien allerdings so, als ob sie auch nicht allzu viel wussten. Am meisten erfuhren wir auf der „Straße“ und vorwiegend durch ältere Schüler und Schülerinnen. Gerätselt wurde auch, wie die Geburt verlief, wie ein Kind gezeugt wurde. Zu einer späteren Zeit erschloss sich dieses „Mysterium“ schließlich durch Bücherwissen. Oder durch Erfahrung.

In der Studentinnen- und Studenten-Bewegung standen dann die „Befreiung der Sexualität“, „Freiheit durch Sexualität“ und der „sexuelle Körper“ im Zentrum der Kritik an der Elterngeneration. In Anlehnung an Freud, für den Sexualität der Kern seiner Theorie war, wurde Sexualität zum Prinzip Hoffnung, zur konkreten Utopie. Wenn an dieser Vorstellung längst Kritik geäußert wurde (z.B. Bührmann)⁶, so bleibt doch außer Frage, dass diese Auseinandersetzungen auf fruchtbaren Boden fielen.

8. Ich, die Mutter-Tochter

Der Einstieg in das Studium bestand zunächst in der Organisation des Lebens. Ich fand ein gemütliches Zimmer, das ich erst bekam, als ich versprochen hatte, nach 22 Uhr keinen „Herrenbesuch“ zu „empfangen“. Diese Auflage gefiel meiner Mutter. Sie kümmerte sich, entsprechend ihrer Philosophie: „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen“, um mein leibliches Wohl, indem sie fast regelmäßig Pakete mit meinem Lieblingskuchen schickte. Dieser Kuchen wurde nicht selten zum Stein des Anstoßes zwischen uns. Denn manchmal waren Auflagen damit verbunden. Das gipfelte schließlich in einem Verbot: Wenn Du Mitglied einer Wohngemeinschaft (WG) wirst, schicke ich keinen Kuchen mehr, nicht für „Fremde“, eigentlich aber war die Angriffstelle die „neue“ Lebensform. Handelte es sich

dabei vielleicht um eine „Kommune“? Andererseits kamen Briefe an, aus denen beim Öffnen Marienkäfer befreit herausflogen. Nun hast Du auch „Haustiere“. (Wir hatten früher diese Tiere als Haustiere bezeichnet.) Wichtig für mich war die Einsicht in die Ambivalenz der Mutter, sie war machtvoll, sie war schwach. Ich wehrte mich gegen ihre Vereinnahmung aber auch gegen ihre Distanzierungen. Unser Verhältnis war, besonders in der Pubertät, voller Spannungen, die sich indessen häufig lösen konnten und uns zum Lachen brachten. Da ich fast das ganze Studium selbst finanzieren konnte, gab es den Eltern gegenüber kein materielles Abhängigkeitsverhältnis mehr. Ich konnte mir das leisten, weil ich „feste, freie“ Mitarbeiterin beim WDR in Münster war. Ich war zuständig für Nachrichten und damit jedenfalls in Nordrhein-Westfalen die einzige Frau in diesem Ressort. Nach der Promotion war ich Assistentin beim Programmchef des WDR Köln, ebenso bis dahin die einzige Frau in der Chef-Etage, also im Spitzen-Management. Für meine Dissertation hatte ich ein VW-Stipendium.

Was ich von Kindheit und als Jugendliche „mitnahm“, war vor allem Widerstandsgeist gegen Ungerechtigkeit und Gewalt. Bildung erhielt einen Sonderstatus, sie erschien mir als Notwendigkeit. Sie ermöglicht Eigen-Sinn. Vor allem aber hatte ich einen starken „Freiheitswillen“.

Das Frauenbild, das sich mir vermittelte, war sehr widersprüchlich. Diejenigen Frauen, die ich kennen lernte, waren selbstbewusst, sie mischten sich in Entscheidungen ihrer Ehemänner ein. Sie waren jedoch zum großen Teil dergestalt an ihre Familie gebunden, dass sie kaum darüber hinaus soziale Kontakte etwa mit anderen Frauen hatten. In zwei Fällen schienen sie sich allerdings einig: 1. Eine Frau sollte verheiratet sein, obwohl bekannt war, dass so manche Ehe längst gescheitert war, oder dass Frauen misshandelt wurden; und 2. Eine Frau war erst dann eine Frau, wenn sie ein Kind geboren hatte. Als Rivalinnen wurden allein stehende Frauen angesehen, Prostituierte waren aus dem gesellschaftlichen Feld ausgeschlossen, sie wurden von ihnen möglichst gemieden.

9. Warum Soziologie?

Kindheit und Jugend, wie ich sie versucht habe, kurz zu skizzieren, machen mir deutlich, dass bestimmte Ereignisse und Zustände sehr prägend waren. Dazu gehört, dass in der Familie viel über soziale Probleme, über sozialen Wandel gesprochen wurde, da die Eltern und damit auch die Kinder davon betroffen waren. Ich hatte „Glück“, weil ich noch relativ „klein“ war und übrigens rasch Freundinnen gefunden habe. Ich hatte nicht das Gefühl, durch die Flucht „etwas verloren zu haben“. Der Aufenthalt in den Elternhäusern der Freundinnen war für mich sehr angenehm. Ich war frühzeitig „außenorientiert“. Der Krieg, die Flucht und der damit verbundene Wechsel der Lebensweise haben sich verdichtet zu drei Fragen:

1. Kann es Gewissheit geben? 2. Wie kann Gesellschaft, wie das Geschlechterverhältnis verändert werden? 3. Wie lässt sich Gewalt verhindern? Ich habe mich an den Fragen von Kant orientiert: „1. Was kann ich wissen? 2. Was soll ich tun? 3. Was darf ich hoffen?“ (Kant 1975: 677).⁷

10. Lust zu wissen

Als ich in Münster, wo ich studieren wollte, ankam, war ich eifrige Bekennerin des Existentialismus als Lebens- und Handlungsweise: z.B. Beauvoir, Sartre, Camus und andere haben viele Jugendliche, mich auch, fasziniert und inspiriert.

Noch zur Schulzeit, vor dem Abitur, diskutierten wir in kleinen Gruppen, nicht selten bis in die Nacht hinein. Musik, die ein bestimmtes Lebensgefühl hervorrief, wurde gespielt, insbesondere Jazz (z.B. Charly Parker, Miles Davis) und Chansons (z.B. Juliette Greco oder Georges Breton). Wir schauten bestimmte Filme an (z.B. Jules et Jim von Truffaut). Sich schwarz zu kleiden, war im übrigen selbstverständlich, heutzutage würde man sagen: cool.

Da ich stets auf koedukativen Schulen gewesen bin (meistens ein Drittel Mädchen, zwei Drittel Jungen) hatte ich nicht so sehr die Vorstellung benachteiligt zu sein. Vielmehr stellte ich fest, dass das, was häufig nur Jungen/Männern zugeschrieben wurde, ich genauso gut konnte.

Für mich stand schon zu Ende der Schulzeit fest: Ich wollte einen Beruf ausüben, der u. a. Schreiben, Denken und Phantasie als Qualifikationen verlangte und dabei möglichst erfolgreich sein. „...werd' doch Privatgelehrte...“, empfahl mir, etwas süffisant, eine gute Freundin. Eine ähnliche Überlegung wie meine fand ich auch bei Beauvoir. Sie fügt erklärend hinzu: „Während ich ‚Das andere Geschlecht‘ schrieb, wurde mir das erste Mal bewusst, dass ich ...von einer männlich orientierten Gesellschaft profitierte, ohne mir darüber bewusst zu sein. Ich hatte männliche Werte sehr früh in meinem Leben akzeptiert und nach ihnen gelebt“ (Beauvoir 2003: 7).⁸ Ihre Intelligenz stand außer Zweifel, sie konnte schreiben, hatte das Gefühl geistiger Unabhängigkeit, sie konnte alleine reisen, betont sie. Und Sartre äußerte sich dazu: „Aber das Einzigartige bei Simone de Beauvoir und mir ist unser Verhältnis absoluter Gleichberechtigung... in gewisser Beziehung verdanke ich ihr alles“ (Beauvoir 2003: 24). Privilegien resultierten, wie sie meint, aus der Tatsache, dass sie ihre „Weiblichkeit“, in mancher Hinsicht jedenfalls, verleugnet hatte. Die Frage, die sich unmittelbar stellt, ist, wie kann aus dieser Einsicht Widerstand aufkommen? Es ist der Umschlag hin zu einem feministischen Bewusstsein: sich zu positionieren, zu politisieren, sich einzumischen.

11. Begierde und Begehrten

Ich hatte den Eindruck, dass mit dem Begriff „Soziologie“ der Schlüssel zu Erkenntnis und Wissen im konkreten Alltag gegeben sein könnte. Darüber hinaus jedoch studierte ich: Philosophie, Kunstgeschichte, Germanistik und Kommunikationswissenschaft. Dieser Fächermarathon ist Ausdruck einer Begierde und eines Begehrrens. Die Begierde verlangt hemmungslos die Ausweitung des Wissens, wobei die Suchbewegungen zunächst auch richtungslos sein können, also nicht unbedingt dem Gewinn von Erkenntnissen dienen. Anders schafft das Begehrten die Einsicht, Erkenntnisse können (lustvoll) sich ereignen, z.B. im Austausch mit anderen. Platon, wenn er vom (pädagogischen) Eros spricht, verbindet Erkenntnis mit Genuss, indessen auch Foucault, der auf die lustvolle Teilnahme an Machtdiskursen verweist. Ich jedenfalls war gespannt auf das Abenteuer Universität.

Mit meinem wachsenden Interesse an Frauen- und Geschlechterfragen und der Beschäftigung mit der Geschichte der Frauenbewegungen entwickelte sich bei mir allmählich Widerstand gegen gesellschaftliche Ungerechtigkeiten. So fiel mir das ungleiche Zahlenverhältnis der Studenten gegenüber den Studentinnen auf. Des Weiteren die Übermacht der Hochschullehrer gegenüber den Hochschullehrerinnen. Bis in die Reihen der Studierenden hinein feierten Hierarchie und autoritäres Verhalten kräftige Urständ. Ein Beispiel: Studentinnen der Kunstgeschichte galten als sehr schön (blond), aber nicht allzu sehr am Studium interessiert, Begründet wurde eine solche Diskriminierung mit dem Hinweis, sie seien lediglich auf der Suche nach einem akademischen Ehemann.

12. Nun erst recht und in jedem Fall

Als ich nun in Münster mein Studium begann, gab es eine kleine Sensation: Helmut Schelsky war gerade auf den Lehrstuhl für Soziologie berufen und hielt eine Vorlesung zu dem Thema „Sexualität“ (1961).⁹ Diese Veranstaltung war für ihn ein großer Erfolg, der Hörsaal war so voll, dass sie mit Mikrofonen in den angrenzenden Flur und den nächsten Hörsaal übertragen werden musste. Ich hörte auch erwartungsvoll zu, war jedoch insofern enttäuscht, als er sich auf den traditionellen Standpunkt der biologischen Grundannahmen von Sexualität bezog. Das damit einhergehende Geschlechterverständnis war das der hierarchischen Differenz. Er befand sich mit dieser Vorstellung in bester „Gesellschaft“ mit den soziologischen Klassikern (z.B. Comte, Durkheim, Max Weber, Luhmann), sie produzierten trennscharfe Geschlechtsbilder hierarchischer Ordnung bei gleichzeitigem Anspruch auf Objektivität. Soziologie ist bislang eine von Männern dominierte Wissenschaft, und das, obschon als Ergebnis der Studentinnen- und Studenten-Bewegung in dieser Disziplin die meisten jungen Wissenschaftlerinnen und Studentinnen zu finden

waren. Feministische Wissenschaft und Frauen- und Geschlechterforschung, inzwischen als Genderforschung weitergeführt, wurde institutionalisiert sowie in Lehre und Forschung etabliert. Dadurch deutet sich an, es waren Wissenschaftlerinnen ganz unterschiedlicher Couleur und kein homogener Block. In der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) wurde 1979 die Sektion Frauenforschung gegründet. Der erste Lehrstuhl für Frauen- und Geschlechterforschung in Osnabrück konnte mit Carol Hagemann-White (1988) besetzt werden. Soziologinnen gründen Zeitschriften, so etwa „Feministische Studien“ (1982).

Solche institutionellen und kulturellen Ereignisse waren der Erfolg der Neuen Frauenbewegungen, die seit den siebziger Jahren entsprechende Forderungen gestellt hatten. Allerdings war das nicht etwa einhellige Meinung. Viele kontroverse Diskussionen gab es insbesondere um die Frage des Ganges in die Institutionen oder des „Beharrens“ in „autonomen Gruppen“.

13. Soziologinnen zeigen Mängel des Faches auf

Soziologinnen haben inzwischen erhebliche Defizite in diesem Fach aufgedeckt und „sichtbar“ gemacht. Sie haben ein neues Bild von soziologischen Wissenschaftlerinnen herstellen können. Es zeigt sich, dass ihre Fragestellungen zu sozialer Ordnung und der eigenen Verortung darin Frauen zu Wissenschaftlerinnen machten, und zwar außerhalb der Institution Universität, zu der sie bis 1909 keinen Zugang hatten. Aber auch „Pionierinnen“ von Sozialtheorie und empirischer Sozialforschung im Kontext der Geschichte der Soziologie haben heutzutage eine „Stimme“ erhalten. Ihre Problemstellungen sind selbst jetzt noch von großer Relevanz (vgl. Honegger/Wobbe 1998: 11).¹⁰ Wissenschaftlerinnen haben mithin die Geschichte der Soziologie umgeschrieben. Das Fach hat durch die wissenschaftliche Forschung von Soziologinnen eine ganz erhebliche Bereicherung erfahren. Desgleichen trifft für soziologische Theorien zu. Auch haben wir versucht, andere Arbeitsstile zu entwickeln, feministische Wissenschaftlerinnen arbeiten interdisziplinär, also quer zur Fächergrenze und transdisziplinär, über Strukturen oder die Institution hinweg. Aufgebrochen ist damit auch die Trennung der „Zwei Kulturen“, der Geistes- und Naturwissenschaften. Um der Gleichgültigkeit und der Unpersönlichkeit der Institution etwas entgegen zu setzen, wurden Frauen-Feste gefeiert.

14. Was ist Aufklärung?

Aber es war durchaus wichtig, dass Schelsky den weitgehend tabuisierten Diskurs zur Sexualität aufgegriffen hat. In den 1960er Jahren und weiterhin fand eine Ent-

tabuisierung statt. Für mich hatte Schelsky eine doppelte Bedeutung: Er vertrat einen konservativen, positivistischen Wissenschaftsansatz, der mich nicht überzeugte. Aber er war ein interessanter Wissenschaftler durch sein reichhaltiges Wissen, das er gut vermitteln konnte. Was ich dagegen suchte, war eine gesellschaftskritische Theorie, um Aufklärung zu leisten. Der Weg zur Aufklärung ist nach Kant gefährlich, er fürchtet, dass Frauen ihn nicht bewältigen können und zwar das ganze „schöne Geschlecht“. Diese und ähnliche Zumutungen Frauen gegenüber, die damit verbundene Produktion von Gender, haben zu ihrer Politisierung beigetragen, u. a. lautete eine der zahlreichen Parolen: „Nun erst recht und in jedem Fall wird Widerspruch eingelegt“. Die Kategorie „Aufklärung“ hat zwei verschiedene Bedeutungen. Sie konnte genauso gut durch Kritik „Männlicher Wissenschaft“ wie durch die Erfahrungen gesellschaftlicher Strategien zur Bevorzugung eines Geschlechts erfolgen. Eine Paradoxie, die dabei auftritt, lautet: Zwar gilt die Aufklärung der Moderne als gescheitert, aber die darin eingelassenen Geschlechtsbilder sollen weiterhin Geltung haben. Heftige Kritik an dem kantianischen Konzept der Aufklärung haben Wissenschaftlerinnen geäußert (z.B. Kofman 1988).¹¹

Für den theoretischen Ansatz zur Gesellschaftsanalyse hat sich die „Dialektik der Aufklärung“ (1947) von Adorno und Horkheimer angeboten. Die Besonderheit dieser Theorie liegt in der Integration der Psychoanalyse, wie sie von Freud als Subjekttheorie entfaltet wurde. Außerdem findet eine Auseinandersetzung mit dem „Kapital“ von Karl Marx, mit Ökonomie also, statt. Und diese Theorie verknüpft sich überdies mit der Philosophie. Somit war die Möglichkeit erkenntnistheoretischer Unterfütterung gewährleistet. Gleichwohl jedoch stellte sich, besonders an der Geschlechterproblematik heraus, die „Dialektik der Aufklärung“ ist nicht frei von Ideologie, die beiden Vertreter der Theorie eines gesellschaftlichen Verblendungszusammenhangs scheutnen sich nicht, Frauen als Opfer zu sehen: „Die Ehe ist der mittlere Weg der Gesellschaft, sich damit abzufinden. Die Frau bleibt die Ohnmächtige, indem ihr die Macht nur vermittelt über den Mann zufällt“ (Adorno/Horkheimer 1969: 66).¹² Sie werden als „Naturwesen“ eingestuft. Mir ist nicht bekannt, ob die beiden Wissenschaftler diese und ähnliche Auffassungen je revidiert haben.

15. Der Gang in die Institution

In den Tumulten und Turbulenzen des Protestes gegen Medien, Autoritäten, Hierarchien, in der Melange von Demonstrationen, Diskussionen, Vollversammlungen, dem Schreiben von Flugblättern, von Wandzeitungen, Marx-Schulungen ließ sich in der Studenten- und Studentinnen-Bewegung das Aufkeimen von Streitkulturen entdecken. Es war „bewegtes Leben“, mich hat diese Phase sehr geprägt. In dieser Atmosphäre nahm mein Berufswunsch ein konkretes Profil an. Ich wollte

mich an der Gestaltung einer Reform-Universität beteiligen, wollte die Chance wahrnehmen, das Andere, Verschwiegene, Verworfene zur Diskussion zu bringen, wollte den hierarchischen Strukturen, dem einseitigen Machtgefälle der traditionellen Universität etwas entgegengesetzen. Und ich bekam tatsächlich die Soziologie-Stelle einer Hochschullehrerin an der Reform-Universität in Oldenburg. Hier herrschte eine äußerst produktive Stimmung des Aufbruchs und der Neugestaltung. Für manche der Kollegen allerdings war es immer noch problematisch, dass in der Soziologie gleich zwei Hochschullehrerinnen aufgewiesen werden konnten. Dazu eine kleine Anekdote: Ein Kollege, der kurze Zeit später seine Stelle an der CvO-Universität antreten wollte, kam nach Oldenburg, um sich vorab zu informieren und die Kollegen kennen zu lernen. Mir hatte er einen Brief geschrieben mit der Anrede: Sehr geehrter Herr Modelmog. Als er die Tür zu dem Raum öffnete, in dem ich mich befand, fragte er nach „Herrn Modelmog“. Ich klärte ihn auf, dass er es mit einer Frau, eben mit mir, zu tun hätte.

Ein anderer Kollege erklärt in Seminaren, Frauenforschung sei keine Wissenschaft. Auffällig ist, dass Frauenforschung hartnäckig ignoriert wird. In den „Zitier-Kartellen“ findet sie kaum Erwähnung. Dazu möchte ich die These aufstellen: Je weniger Anerkennung anderen gegenüber erbracht wird, desto stärker ist die Konkurrenz unter den Beteiligten. Anerkennung wird zum Machtspiel.

16. 30 Jahre Carl von Ossietzky Universität

Ich habe meine Arbeit mit Leidenschaft, mit Engagement und mit politischem Eifer begonnen. In Forschung und Lehre sind meine Schwerpunkte Soziologische Theorien/Erkenntnistheorien, Kulturosoziologie, Neue Technologien. Frauen- und Geschlechterforschung ist das Band, um diesen bunten Strauß soziologischer Texte zusammenzuhalten. Und der äußere Rahmen wurde mit der Zeit durch Theorien der so genannten Postmoderne geliefert. Insbesondere haben sich feministische Wissenschaftlerinnen an Foucault oder Derrida orientiert und deren Theorieansätze entweder kritisch weiterentwickelt oder um die Kategorie Geschlecht erweitert. Ich denke an Wissenschaftlerinnen wie Butler, Kristeva, Fox Keller, Harding oder Haraway. Zur „Übernahme“ postmoderner Theorien gibt es für Frauen- und Geschlechterforschung mindestens drei Gründe: Erstens wird das „bürgerliche Subjekt“ der Moderne dekonstruiert. Frauen sollten keinen Ort in dieser Kategorie einnehmen, obschon sie es getan haben – eine Paradoxie, die von Frauenforscherinnen bemerkt wurde. Am eindeutigsten beschreibt Butler dieses Subjekt als für sich selbst undurchschaubar, fragil, fehlbar, eher durch Grenzen als durch Souveränität charakterisiert. „Leugnen wir unsere Beschränkungen, so verleugnen wir, was an uns menschlich ist“ (Butler 2003: 11).¹³ Zweitens werden die „objektiven Tatbestände“ (Durkheim) der Soziologie in Frage gestellt durch den Konstruktionsge-

danken: Gesellschaft ist konstruiert, genauso wie die damit einhergehenden Geschlechtsstereotypen. Das heißt: Sie sind veränderbar. Drittens wird die zweiwertige Logik, also binäre Codes, mit denen hierarchische Polarisierungen festgeschrieben wurden, abgelöst. Stattdessen stellen sich Fragen nach dem „Dritten“, dem „Dazwischen“. Eine andere Perspektive kann dadurch entdeckt, Geschlecht anders beschrieben werden. Das, was zuvor verworfen wurde, kann nun zur Geltung kommen. Geschlecht wird zur Frage individueller Inszenierungen. Bestehende Konstrukte sind nicht etwa im Gegensatz zu Handlungsmöglichkeiten zu betrachten. Sie sind vielmehr die „Bühne“ für Strategien subversiver Wiederholungen und lokaler Interventionen (vgl. Butler 1991: 218).¹⁴

Um eine andere Sichtweise von Geschlecht in der Soziologie zu entfalten, ist eine Revidierung des traditionellen Denkens erforderlich. Gemeint ist nicht der totale Verzicht auf Tradition. Aber überall dort, wo Geschlechtsstereotypen als performativen Akte auftauchen, ist Veränderung möglich, weil Wiederholungen nicht identisch sind, sondern einen „Zwischenraum“ eröffnen können, der das Andere zulässt.

17. Denken als Widerstand

Meine wissenschaftliche Biographie hat sich entwickelt durch die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Theorieansätzen. Ist zunächst noch in der Soziologie traditionelles Denken fest verankert, so wird hauptsächlich von Wissenschaftlerinnen ein Denken des Anderen in die fachlichen Diskurse eingebracht. Die Kritik am abendländischen Denken mit seiner Logik der Verwerfungen und Dichotomien bietet die Voraussetzung für ein Umdenken, Querdenken, Andenken, für Denken als Widerstand, z.B. um gegen die Verschulung der Lehre in neuen Studiengängen (Bachelor/Master) Widerspruch einzulegen, etwa zugunsten von Interdisziplinarität und Internationalität.

Auf Dauer betrachtet kristallisierte sich bei mir die Vorstellung heraus, die Dekonstruktion von wissenschaftlichen Denk-Stilen und Gesten der Denk-Routinen zeigt deren Machbarkeitscharakter in Anbetracht der Tatsache, dass z.B. Rousseau wissenschaftliches Denken Männern und poetisches Denken Frauen zuordnet. Er behauptet weiter, dass Wissenschaftler zum Denken eine öffentliche Institution brauchen, Frauen haben dafür den privaten Salon. Diese Regulierung von Stil hat Wirkkraft bis in die Gegenwart hinein (vgl. Schiebinger 1993: 224).¹⁵

30 Jahre an einer Universität gelehrt und geforscht zu haben, erscheint mir heute als ein besonderes Privileg. Da gab es die Chance, die Institution mit ihren Verzweigungen, formellen und informellen Wegen und den Barrikaden des Beharrens kennen zu lernen.

Dabei beschäftigte mich die Frage: Wenn Denken und Strukturen sich gegenseitig beeinflussen, so müsste widerständiges Denken Einfluss nehmen können auf Strukturen. Die Umstrukturierung der Universität, durch die gerade die Erfolge der Wissenschaftlerinnen beeinträchtigt sind, birgt die Gelegenheit neuer Strukturen. Sie gehen nicht vom Fach Soziologie aus, sondern von gewandelten Verhältnissen: Globalisierung, Internationalität, Ökonomisierung (der Wissenschaft) verlangen nach kritischem Denken, nach anderen Strukturmustern. Für Frauen- und Geschlechterforschung ergibt sich die Chance des Aufbrechens von starren Strukturen und an der Tradition orientierten Denkstilen.

18. Eine Chance für die Soziologie

Die Auffassung von Gesellschaft als „objektiver Gegenstand“ der Soziologie, dem der Forscher, die Forscherin als „Subjekt“ begegnet, ist obsolet geworden. Was immer wir tun, wir handeln in der Mitte dessen, was man als Gesellschaft benennt. Auch der Gesellschaftsbegriff hat sich verändert. Er ist „Text“ (Derrida), ein fraktales Gebilde, Durkheim hatte sogar schon als Metapher für Gesellschaft den (fraktalen) Baum gewählt, oder „System“ (Luhmann). Der Wandel der Kategorien lässt bereits in dieser kurzen Beleuchtung erkennen: es gibt keine absolute Wahrheit, es gibt ganz unterschiedliche Perspektiven zur Analyse sozialer Befindlichkeiten. Das unbedingte Festhalten an der Tradition hat die Soziologie als Fach ins Abseits gebracht. Und das zu einer Zeit, in der Wissenschaft sich in einer Krise befindet. Wissenschaftliches Wissen hat seine Autorität als einzige „wahre“ und „objektive“ Quelle eingebüßt. Der Vertrauensbonus in die Wissenschaft hat erheblich abgenommen. Hat sich zunächst die Verwissenschaftlichung von Gesellschaft ereignet, stellt die Gesellschaft jetzt Fragen, die nicht unbedingt durch wissenschaftliches Wissen allein zu lösen sind. Das Expertenwissen muss sich einer kritischen Öffentlichkeit stellen (vgl. Nowotny u. a. 2004: 307).¹⁶

In dem hier nur grob skizzierten gesellschaftlichen Wandel wird deutlich, Wissenschaft braucht neue Orientierungen, das bezieht sich hier auf die Einzeldisziplin Soziologie. Meine These oder Vermutung für die Zukunft: Nur wenn das Fach es schafft, sich in anderer Weise zu organisieren, sich zu öffnen u. a. für Frauen- und Geschlechterforschung und andere Verwerfungen, könnte die Soziologie wieder an Bedeutung gewinnen und sich in die Diskurse kritisch und initiativ einmischen.

19. Der Sturm der Empörung

1. Als Simone de Beauvoir gefragt wird, ob die Veränderungen, für die sie gekämpft hat, sich auch wirklich durchsetzen werden, antwortet sie: „...was die Ver-

änderungen betrifft, für die Frauen kämpfen, ja, da bin ich mir sicher, auf lange Sicht werden die Frauen gewinnen“ (Beauvoir 2003: 21). Leider bleibt sie ein wenig vage in ihrer Äußerung, aber das kann wohl kaum anders sein. Ich habe in der Universität die Erfahrung gemacht: Wenn ich etwas ändern will, so sollte ich wissen, dass aus dem, was ich wollte, sich etwas anderes entwickeln würde, als ich es mir vorgestellt hatte. Das heißt, Gedanken, Ideen oder Phantasien weiter geben zu können und ihre Entfaltung in der Zukunft abzuwarten.

Ein visionärer Blick in die Zukunft trifft auf die Generationenfrage. Die jüngeren Wissenschaftlerinnen wollen ihre eigene Sprache, sie wollen eine andere Stimme haben. Die Kategorien Frauenforschung und feministische Wissenschaft wurden abgelöst von Frauen- und Geschlechterforschung und schließlich fand der „Gender“-Begriff Zugang zu (internationalen, globalen) Diskursen. Dieser Begriff schließt Frauen in ihrer speziellen Lebenssituation aus. Kategorien sind Grundlage der „Konstruktion von Wirklichkeit“ und des Geschlechterverhältnisses. In diesem Kontext lässt sich behaupten: Die Geschlechterproblematik anders zu „lesen“, heißt sie zu verändern. Erkenntnisorientierte Kategorien können andere Möglichkeiten aufzeigen.

2. Einen Sturm der Entrüstung löste der Roman „Die Woche mit Sara“ von dem Bauernsohn, Kanzlisten und Landwirt in Värmland, Carl Jonas Love Almqvist in Schweden bei seiner Veröffentlichung 1839 aus.¹⁷ Der Autor erzählt die Geschichte des jungen Sergeant Albert, der sich auf einer Reise zu Wasser und zu Lande in eine hübsche junge Frau verliebt. Sie beachtet ihn zunächst kaum. Bei einem Landgang kommen sie einander näher. Sie übernachten in dem einzigen freien Zimmer einer Herberge. Albert hat Schwierigkeiten mit Saras Verhalten. Er ist hin – und her gerissen über ihre absolute Selbständigkeit. Während der Fahrt erklärt sie ihrem Begleiter ihre Ansicht über die Liebe: Liebe ist Freiheit. Nur wer „frei“ ist von Abhängigkeiten kann auch lieben. Voraussetzung ist allerdings die gegenseitige Anerkennung zwischen den Liebenden. Sie plädiert für zwei getrennte Wohnungen, Mann wie Frau sollten ihr eigenes Leben führen und sich nur sehen, wenn sie es wirklich wollen. Sara zahlt ihre Zeche selber, sie verdient ihr Geld als Glasmeisterin, sie hat große Sachkenntnisse.

Ist Almqvist ein Visionär? Er kritisiert das bestehende Geschlechterverhältnis als rein konventionell, charakterisiert durch männlichen Dominanzanspruch. In einem solchen Klima von Ungerechtigkeit den Frauen gegenüber kann keine Liebe oder Zuneigung gedeihen. Verglichen mit heute lässt sich sagen: Das, was er als Vision gegenseitiger Anerkennung entwirft, konnte bislang nicht eingelöst werden. Um das zu erreichen erscheint es notwendig, auch die Lebensweisen anders zu gestalten. Über ein Jahrhundert ist vergangen und höchstens ansatzweise ist das eingetreten, was er wollte. Das Interessante an seinem Konzept sind Gefühle, Maßstab für Veränderung zwischen den Geschlechtern. Die Macht, die Gefühlen zuge-

schrieben wird, vermittelt ein anderes Lebenskonzept jenseits der Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit. Sie sind Hoffnungsträger in einer rationalen Welt.

3. Die Neuen Frauenbewegungen haben einiges für Frauen in Bewegung setzen können. Auch war der Gang in die Institution durchaus erfolgreich, es bleibt aber ein retardierendes Moment. Um Stillstand oder Rücklauf zu verhindern, müssten Handlungspraxen gefunden werden, die auch zu strukturellen Änderungen führen könnten. Es lassen sich wechselnde Zentren des Aufbegehrens und der Empörung bilden, die vor allem auch im internationalen Kontext bestehen sollten. Anders formuliert: Damit das Denken des Widerstandes zum Handeln kommt, bedarf es freilich auch der Strategien politischen Bewusstseins. Soziologie als kritische Wissenschaft kann sich wesentlich an einem anderen Geschlechterkonzept beteiligen, indem sie auf die traditionelle „Ordnung der Geschlechter“ verzichtet. Was wir offensichtlich brauchen ist ein *Sturm der Empörung*.

Anmerkungen

1. Derrida, Jacques (1991): Die unbedingte Universität. Frankfurt a. M.
2. Mitscherlich, Alexander und Margarete (1980): Über die Unfähigkeit zu trauern. München
3. Schelsky, Helmut (1953): Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Dortmund
4. Levi-Strauss, Claude (1973): Das wilde Denken. Frankfurt a. M.
5. Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Frankfurt a. M.
6. Bührmann, Andrea D. (1995): Das authentische Geschlecht. Münster
7. Kant, Immanuel (1975): Werke in zehn Bänden. Bd. 4: Kritik der reinen Vernunft, Hg. von Wieschedel, Wilhelm. Darmstadt
8. Beauvoir, Simone de (2003): Absolute. Hg. von Hervé, Florence/Höltchl, Rainer. Freiburg
9. Schelsky, Helmut (1961): Soziologie der Sexualität. Reinbek b. Hamburg
10. Honegger, Claudia/Wobbe, Theresa (1998): Frauen in der Soziologie. München
11. Kofman, Sarah (1988): Die Ökonomie der Achtung. Kant. In: Nagl-Docekal, H. (Hg.): Feministische Philosophie. Berlin: 41-63
12. Adorno, Th.W./Horkheimer, Max (1969): Dialektik der Aufklärung. Frankfurt a. M.
13. Butler, Judith (2003): Kritik der ethischen Gewalt. Frankfurt a. M.
14. Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M.
15. Schiebinger, Londa (1993): Schöne Geister. Stuttgart
16. Nowotny, Helga u. a. (2004): Wissenschaft neu denken. Birkach
17. Almquist, Carl Jonas Love (2005): Die Woche mit Sara. Reinbek b. Hamburg

Arbeiten ‚zwischen den Disziplinen‘

Irene Dölling

Formal ist meine ‚Flugbahn‘ im wissenschaftlichen Feld gekennzeichnet durch einen mehrfachen Wechsel der Disziplin, der z. T. meinen eigenen Wünschen entsprach, z. T. verbunden ist mit einem Wechsel in eine andere Wissenschaftskultur nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten. Seit 1994 nehme ich die Professur für Frauenforschung an der Universität Potsdam wahr, die bei der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät verankert ist und mit der ‚Soziologie der Geschlechterverhältnisse‘ für einen obligatorischen Schwerpunkt in der dortigen Soziologie-Ausbildung verantwortlich zeichnet. Seit 1985 hatte ich am Institut für Kulturwissenschaft und Ästhetik der Humboldt-Universität zu Berlin eine Professur für Kulturtheorie inne. Unmittelbar nach einem Studium der Philosophie und Bibliothekswissenschaft von 1961 bis 1966 an der Humboldt-Universität habe ich von der Philosophie zur Kulturwissenschaft gewechselt, dort promoviert und mich habilitiert. Inhaltlich habe ich meist Forschungsthemen gewählt, die ein Arbeiten ‚zwischen den Disziplinen‘ bzw. ein Verknüpfen von Konzepten und Methoden verschiedener Wissenschaften notwendig machten. Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung habe ich seit Ende der 1970er Jahre in meine – damals kulturwissenschaftlichen – Lehr- und Forschungstätigkeiten eingebbracht.

Soziologisch gesehen gehöre ich zu den sozialen AufsteigerInnen (oder ‚Überläufern‘ nach Bourdieu!). Ich wurde am 23. Dezember 1942 in Leicester/England geboren, wohin meine Eltern – Sudetendeutsche mit tschechoslowakischem Pass, Kommunisten und aktive Widerständler gegen das Naziregime – 1939 emigriert waren. Ihr kulturelles Kapital war gering: mein Vater hatte eine 8-klassige ‚Bürgerschule‘ abgeschlossen, meine Mutter nach vier Jahren den Schulbesuch abgebrochen, weil sie als Älteste von 6 Kindern Hausfrauenpflichten anstelle ihrer kranken Mutter einnehmen musste. Beide waren Arbeiter – mein Vater hatte noch bei seinem Vater das Leinewebern erlernt und später das Linsen-/Prismenschleifen bei Carl Zeiss Jena, meine Mutter war Strickerin. Seit den 1930er Jahren arbeitete mein Vater hauptamtlich in der Textilarbeitergewerkschaft, eine Tätigkeit, die er ab 1946 in der SBZ/DDR wieder aufnahm. ‚Bildungsfern‘ nach soziologischem Vokabular, haben meine Eltern viel gelesen und verfügten über eine relativ große Bibliothek; vor allem aber ermunterten sie ihre beiden Kinder, sich bietende Bildungsmöglichkeiten wahrzunehmen, Abitur zu machen und zu studieren. Sie haben mir praktisch vorgelebt, sich über große und kleine soziale Ungerechtigkeiten zu empören, sie nicht als unveränderlich zu nehmen und insbesondere nach ihren sozialen Ursachen zu fragen. Ich gehöre nach sozialer Herkunft und Alterskohorte zu denjenigen, denen sich in der DDR der 1960er Jahre Wege sozialen Aufstiegs eröffneten. Nach dem Abitur begann ich im September 1961 an der Berliner Humboldt-

Universität das Studium der Bibliothekswissenschaft und Philosophie. Während ich Bibliothekswissenschaft bald nur pro forma weiterstudierte und meinen langjährigen Berufswunsch ad acta legte, nahm mein Interesse an Philosophie kontinuierlich zu, wenngleich ich ein Gefühl des Fremdseins nie los wurde. Anfang der 1960er Jahre war die Philosophie-Ausbildung bereits durch Lehrende dominiert, die sich als Marxisten verstanden, marxistische Philosophie stand im Zentrum, sie galt als Höhe- (und quasi End-)Punkt philosophischen Denkens. Dies schloss freilich zu dieser Zeit eine relativ umfängliche Ausbildung in formaler Logik und vor allem in der Geschichte der Philosophie nicht aus, auch spielten philosophische Probleme der Naturwissenschaften und der technischen Entwicklung eine Rolle. In der zunehmenden Ideologisierung der marxistischen Philosophie als ‚Weltanschauung der (siegreichen) Arbeiterklasse‘ bekam die traditionelle Distanziertheit der Philosophie zu den ‚Niederungen‘ der sozialen Wirklichkeit einen eigentümlichen, gleichermaßen realitätsfernen wie -verschleiernden Ausdruck. In einem spannungreichen Verhältnis dazu standen für mich die Habitus und Denkweisen einiger (weniger) Professoren: vor allem Wolfgang Heise hat mich in seinen Vorlesungen zur Geschichte der Philosophie und Ästhetik mit seinen profunden historischen, wissenschafts- und kunstgeschichtlichen Kenntnissen und seiner Fähigkeit, in einer historisch-materialistischen Gesellschafts-Analyse die Eigenlogik kulturell-geistigen Produzierens herauszuarbeiten und damit die Begrenztheiten eines ‚Ableitungsmarxismus‘ aufzuzeigen, Maßstäbe wissenschaftlichen Arbeits vermittelt. Insbesondere aber hat er – etwa mit seinem Aufsatz von 1965 über ‚Entfremdung im Sozialismus‘ – die Rolle des ‚kritischen Intellektuellen‘ vorgelebt, der sich, bei aller grundsätzlichen Zustimmung zum Sozialismus-Projekt, das eigenständige Denken bewahrt und politische Konflikte durchsteht, die das Benennen von Widersprüchen, von Interessensgegensätzen und -verletzungen in der ‚realsozialistischen‘ Praxis mehr oder weniger zwangsläufig nach sich zog. Er war für mich als Studentin ein ‚Leuchtturm‘ im Sinne einer ‚Orientierungshilfe‘ (Bourdieu?) im wissenschaftlichen Feld und im Verhältnis zum Feld der Macht und ist es auch als Kollege bis zu seinem Tod 1987 geblieben.

Anfang der 1960er Jahre entwickelte sich in der DDR aus der Philosophie die Kulturwissenschaft als eine eigenständige Disziplin; wenige Jahre darauf auch die Soziologie. Beide eröffneten neue, wenn auch politisch-ideologisch begrenzte Möglichkeiten, stärker soziale Prozesse in ihrer Komplexität und Widersprüchlichkeit zu untersuchen, als dies in der ‚marxistischen‘ Philosophie der Fall war. Politisch gewollt, um die Notwendigkeit einer ‚Kulturrevolution‘ bzw. die Entwicklung eines ‚neuen Menschen‘ zu begründen und damit ebenso wie die Philosophie stark von Ideologismen geprägt, eröffnete die Kulturwissenschaft dennoch einen Raum für die theoretische Konzeptualisierung individueller Subjektivität, ihrer Eigentümlichkeit in Relation zu konkreten Lebensbedingungen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Anknüpfend einerseits an die Auffassung des Historischen Materialismus,

dass die Menschen primär das Resultat der in ihrer sozialen Praxis geschaffenen Umstände sind, richtete Kulturwissenschaft andererseits ihren Blick gerade auf die kulturell-symbolische Dimension praktischer Tätigkeit, auf Besonderheiten und Eigenlogik der Persönlichkeitsentwicklung, auf die Differenz von sozialen Interessen und individuellen Bedürfnissen, auf Sexualität und Körperlichkeit, auf die Bedeutung von Künsten für die Orientierung der Sicht von Individuen wie sozialer Gruppen ‚auf die Welt‘.

Mich hatten schon während des Studiums die philosophischen Debatten um das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft besonders interessiert; das Angebot, nach dem Examen am Institut für Kulturwissenschaft und Ästhetik an der Konzipierung einer Kulturtheorie forschend und lehrend mitzuarbeiten, nahm ich daher sehr gerne an. In den folgenden Jahren habe ich mich im Zuge der Arbeit an der Dissertation intensiv mit den ersten Publikationen der damals in der DDR gerade etablierten Sozialpsychologie und – dadurch angeregt – mit der sowjetischen Psychologie-Schule von Rubinstejn und Leontjew beschäftigt mit dem Ziel, die Eigentümlichkeit individuellen praktischen Handelns in einer Theorie der Persönlichkeit zu konzeptualisieren, die mit der Besonderheit ihres Gegenstandes zugleich immanenter Bestandteil einer Gesellschaftstheorie ist, die die objektive und subjektive Dimension sowie die Widersprüchlichkeit sozialer Prozesse, nicht zuletzt der ‚realsozialistischen‘ Wirklichkeit reflektiert. Diesen Ansatz habe ich nach der Promotion (1970) unter verschiedenen Aspekten weiterverfolgt. In meiner Habilitationsschrift (Dr. sc. phil., 1975) beschäftigte mich insbesondere, welchen Einfluss die – nach damaliger Terminologie – ‚biologische Konstitution‘ auf die Gesellschaftlichkeit der Individuen, die Entwicklung ihrer Bedürfnisse, die Grenzen ihrer psychophysischen Belastbarkeit hat und welche Kriterien für die praktische Gestaltung ihrer Lebensbedingungen sich daraus formulieren lassen. Das Thema mag auf den ersten Blick befremdlich klingen, aber es gab zu dieser Zeit durchaus einflussreiche Positionen, etwa in den Erziehungswissenschaften, die die These, dass der Mensch ein gesellschaftliches Wesen sei mit der Schlussfolgerung verknüpften, dass deshalb seine Körperlichkeit, seine ‚biologische Konstitution‘ keinen Bedeutung hätte für individuelle Entwicklung bzw. für eine Persönlichkeitstheorie. Neben empirischen arbeitspsychologischen Forschungen – u. a. zu Auswirkungen des Biorhythmus auf Gesundheit und Lebensqualität von Schichtarbeitern – vermittelte mir in dieser Zeit vor allem die mit der westdeutschen Studentenbewegung verbundene Wiederentdeckung der Schriften Wilhelm Reichs, der Debatten um das Verhältnis von Marxismus und Psychoanalyse in den 1920er und beginnenden 1930er Jahren wichtige Anregungen. Die Schriften Freuds, die spannungsvolle Rezeption der Psychoanalyse im Marxismus von den 1920er Jahren bis hin zu aktuellen Debatten in Frankreich und der Bundesrepublik in den 1970er Jahren waren Entdeckungen für mich – insbesondere was die Rolle von Sexualität für die Konstituierung von Gesellschaftlichkeit und Subjektivität der Individuen betrifft. Auch

wenn die These von der unterdrückten Sexualität und vom emanzipatorischen Potenzial einer ‚befreiten‘ Sexualität aus heutiger Sicht stark zu relativieren ist – sie schärfte zunächst durchaus meinen Blick für Geschlechterdifferenzen, für ein Verständnis von Sexualität (auch) als ein historisch-gesellschaftlich produziertes Machtverhältnis zwischen Männern und Frauen, das mit hierarchisierenden Formen von sozialen Arbeitsteilungen zwischen den Geschlechtern korrespondiert. Der Anstoß dafür, mich der ‚kulturtheoretischen Analyse von Geschlechterbeziehungen‘ (wie der Titel meiner ersten einschlägigen Publikation 1980 lautete) zuzuwenden, kam aber nicht aus meiner Beschäftigung mit der Psychoanalyse bzw. der Lektüre der Arbeiten von Sexualwissenschaftlern wie z.B. Volkmar Sigusch. Unmittelbarer Anstoß waren vielmehr die 1977 erschienenen Protokolle der Gespräche, die die Schriftstellerin Maxie Wander mit Frauen unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Schichten über ihre Lebensbedingungen in der DDR, ihre Erfahrungen mit Arbeits-, politischen und Liebesverhältnissen geführt hatte. Was hier an Diskrepanzen und Widersprüchlichkeiten zwischen der proklamierten Gleichberechtigung und erfahrenen Ungleichheiten und Abhängigkeiten sichtbar wurde, regte mich an, den strukturellen Ursachen dafür nachzugehen, also nach dem Verhältnis der Geschlechter in seiner Homologie zu Produktions- und Austauschverhältnissen der ‚realsozialistischen‘ Gesellschaft zu fragen, aber auch stärker als bisher solche theoretischen Überlegungen mit der Analyse empirischer Befunde zu verknüpfen. Letzteres wurde auch dadurch angeregt und erleichtert, dass in diesen Jahren die Soziologie zunehmend Anerkennung gewann und in etlichen empirischen Untersuchungen – auch wenn diese für die Publikation politisch ‚frisiert‘ und in ihren Befunden abgemildert waren – Einblicke in die Lebensbedingungen verschiedener sozialer Schichten, in Arbeitsbedingungen, Zeitbudgets, in soziale Ungleichheiten und ihre Reproduktionsmodi und nicht zuletzt in Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern ermöglichten. Die Reaktionen innerhalb der Kulturwissenschaft auf meinen ersten Artikel zur ‚Frauenfrage‘ reichten von Abwehr, Desinteresse bis zu abfälligem Lächeln – der Rat allerdings, der mir bei dieser Gelegenheit gegeben wurde, nämlich einen Arbeitskreis zu gründen für diejenigen (Frauen), die sich mit solch randständigen Problemen befassen wollten, stellte sich als hilfreich und produktiv heraus. Dieser Arbeitskreis, der von 1980 bis 1989 existierte und unter meiner Leitung in der Regel in meiner Wohnung monatlich tagte, gab Wissenschaftlerinnen verschiedener Disziplinen – neben der Kulturwissenschaft waren u. a. Soziologie und Literaturwissenschaft vertreten – und verschiedener akademischer Institutionen den Rahmen, über ‚kulturhistorische und kulturtheoretische Aspekte von Geschlechterverhältnissen‘, wie sich der halboffizielle Arbeitskreis nannte, zu diskutieren. Neben der Interpretation empirischer Befunde, die uns zugänglich waren und vor allem die ‚Doppelbelastung‘ erwerbstätiger Frauen, geschlechtsspezifische Segmentierungen der Erwerbssphäre und hierarchische Arbeitsteilungen in der Familie aufzeigten, kreisten unsere Diskussionen vor allem

um ein gesellschaftstheoretisches Verständnis von Geschlechterverhältnissen und darum, wie dieses in unsere Forschungs- und Lehrtätigkeiten integriert werden könnte. Dabei spielte die gemeinsame Lektüre feministischer Literatur, wie sie zu diesem Zeitpunkt vermehrt auch in der Bundesrepublik publiziert wurde, spielten dann auch persönliche Kontakte zu westdeutschen Frauenforscherinnen eine gewichtige Rolle. Die Einladung etwa von Regina Becker-Schmidt und Axeli Knapp zu einer Konferenz und später zu einem zweitägigen Seminar mit Studierenden ans Institut für Kulturwissenschaft, wo sie – gegründet auf die empirischen Befunde ihrer Studie über die lohnabhängigen Mütter (bei Volkswagen) ihr Konzept einer kritischen sozialwissenschaftlichen Frauenforschung vorstellten (mit dem unsere Überlegungen viele Gemeinsamkeiten aufwiesen), war für uns nicht nur eine intellektuelle Bereicherung, ihr Auftreten wirkte auch als öffentlich gemachte Unterstützung und Anerkennung unseres, von offizieller Seite skeptisch beäugten ‚Feminismus‘.

In einer Zeit, da die Verhältnisse in der DDR generell und auch in der Wissenschaft zunehmend ‚bleiern‘ wurden, war die Hinwendung zur Frauenforschung durchaus eine ‚Nische‘, in der frau zwar nicht unbedingt wissenschaftliche Anerkennung finden, aber ein Stück weit eigenständiges Denken und Arbeiten bewahren konnte – insbesondere wenn man wie ich als Dozentin (vergleichbar etwa mit einer C3-Professur) und ab 1985 als Professorin Hochschullehrerstatus hatte, also meine Lehr- und Forschungsgegenstände weitgehend selbst bestimmen konnte. Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre las ich erstmals Arbeiten von Pierre Bourdieu – den ‚Entwurf einer Theorie der Praxis‘, die ‚Feinen Unterschiede‘ – und war sehr angetan sowohl von seinen Überlegungen zu einer ‚praxeologischen Erkenntnis‘ als auch von seinen soziologischen Analysen des Zusammenhangs von Positionierung in einem sozialen Raum, kulturellen Klassifikationen und individuell-habituellen ‚Stellungnahmen‘. Seine wissenschaftliche Denkweise, die Klaus Eder später als ‚kulturtheoretische Wende der Soziologie‘ bezeichnet hat, empfand ich als maßstabsetzend auch für kulturwissenschaftliches Arbeiten.

Als Kulturwissenschaftlerin interessierten mich in unseren Debatten um Geschlechterverhältnisse neben den gesellschaftstheoretischen Aspekten insbesondere Geschlechtsklassifikationen, Frauen- und Männerbilder und ihre normierenden, orientierenden Wirkungen im individuellen Handeln. Nicht zuletzt die Protokolle Maxie Wanders hatten anschaulich die Widersprüche zwischen dem propagierten Bild der gleichberechtigten, emanzipierten Frau ‚im Sozialismus‘ und den praktischen Erfahrungen wie den (stereotypisierenden) Weiblichkeitvorstellungen sichtbar gemacht, mit denen die befragten Frauen ihren konflikthaften Erfahrungen einen individuellen Sinn gaben. Die Möglichkeit zu empirischer Forschung, vor allem zu Befragungen und Interviews, war in der DDR sehr begrenzt. Nicht nur war der dafür zugelassene Personenkreis auf wenige Disziplinen und Institutionen

beschränkt, auch Fragebögen, Erhebung und Auswertung der Daten waren an aufwendige und zensurierende Genehmigungsverfahren gebunden. Um unter diesen Bedingungen meinen Wunsch nach empirischer Forschung zu kulturellen Geschlechterbildern und -normen nicht aufgeben zu müssen, habe ich Mitte der 1980er Jahre mit einem Projekt zu Frauen- und Männerbildern in DDR-Zeitschriften begonnen. Die Lektüre der Arbeiten feministischer Kunsthistorikerinnen, Kontakte und Debatten mit Kunsthistorikerinnen in Ost und West, um mein Verständnis für die mächtige ‚Sprache‘ von Bildern und die Spezifität des Mediums der Fotografie so zu qualifizieren, dass ich die so beiläufigen wie allgegenwärtigen ungleichen Arbeitsteilungen und Hierarchien zwischen den abgebildeten Frauen und Männern analytisch ‚sichtbar‘ machen konnte, waren für mich ein anregender Ausflug in wieder eine andere Disziplin. Die Ergebnisse konnten in Buchform erst 1991, als es die DDR schon nicht mehr gab, publiziert werden – aber auf den ‚cultural turn‘ in der (sozialwissenschaftlichen) Frauen- und Geschlechterforschung in den 1990er Jahren war ich durch dieses Projekt ganz gut vorbereitet. Ebenso erwiesen sich die langjährige Beschäftigung mit Geschlechterverhältnissen und Frauenforschung und das DDR-spezifische Verständnis von Kulturwissenschaft als eine gesellschaftstheoretische Disziplin 1989/90 als günstige Bedingungen für die Positionierung in einem sich verändernden Wissenschaftsfeld bzw. für meinen späteren Wechsel zur Soziologie.

In unserem Arbeitskreis hatten wir schon länger über Möglichkeiten diskutiert, den zunehmend als unbefriedigend empfundenen halboffiziellen Status zu überwinden. Im Frühjahr 1989 hatte ich deshalb Kontakt mit der Universitätsleitung aufgenommen, um die Chancen für die Etablierung und Vernetzung von Frauenforschung an der HUB zu erkunden. Die Reaktion war überraschend positiv, allerdings tat sich zunächst über verbale Zusagen hinaus praktisch nichts. Ab Mitte Oktober 1989 kam es auch an der Humboldt-Universität zu ersten strukturellen Veränderungen. Wir nutzten die Gunst der Stunde, um unser lange vorbereitetes Projekt umzusetzen und gründeten Anfang Dezember das Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung, dessen Leitung ich für die nächsten 2 Jahre übernahm. Unter Mitwirkung relativ vieler Wissenschaftlerinnen organisierten wir nicht nur Diskussionen, Ringvorlesungen, erste gemeinsame Forschungsprojekte, wir konnten auch bei der Überarbeitung von Studiengängen 1990/91 in einigen Disziplinen die Verankerung von Frauenforschung (z.B. in Sozialwissenschaft, Kulturwissenschaft, Germanistik) erreichen. Dies schuf auch günstige Ausgangsbedingungen dafür, dass bei der Evaluierung und Neukonstituierung der Fächer und Studiengänge ab 1992/93 einige Professuren mit einem Geschlechter-Schwerpunkt eingerichtet werden konnten. Für die meisten der in der Anfangsphase engagierten Wissenschaftlerinnen am ZiF bedeuteten diese Umstrukturierungen und Neubesetzungen allerdings das Aus. Ich selbst konnte mein Verbleiben im universitären Feld durch

eine Berufung auf die Professur für Frauenforschung sichern, die an der Universität Potsdam v. a. von ostdeutschen Wissenschaftlerinnen erkämpft worden war.

Seit sich 1989/90 die gesellschaftlichen Veränderungen immer deutlicher abzeichneten – die, so unsere damalige Hoffnung, auch zu einer Veränderung der Geschlechterpolitik führen würden – war für mich klar, dass der Schwerpunkt meiner Forschungsarbeit auf den gesellschaftlichen Transformationsprozessen mit ihren Auswirkungen auf Geschlechterverhältnisse bzw. die Situation der Frauen in den neuen Ländern liegen würde. Mein langjähriges Interesse an der subjektiv-individuellen Dimension sozialer Wirklichkeit orientierte auch die Projekte der folgenden Jahre. Wie Frauen (und Männer) die gesellschaftlichen Umbrüche und die neuen Verhältnisse konkret, in ihrem Arbeits- und familiären Alltag erleben, wie sie sich dazu mit ihren individuellen Handlungs- und Deutungsmustern ins Verhältnis setzen, welchen ‚Eigensinn‘ sie in dieser biographisch vermittelten ‚Stellungnahme‘ zu veränderten Lebensbedingungen und Anforderungen entwickeln und behaupten, welche Spielräume und Grenzen ihnen dafür die in der DDR praktizierten Geschlechterarrangements aber auch die angeeigneten normativen Vorstellungen von Gleichberechtigung eröffnen bzw. setzen, schließlich auch, wie gesellschaftstheoretisch Unterschiede und Gemeinsamkeiten in ost- und westdeutschen Geschlechterverhältnissen ausgemacht und begründet werden können – das waren und sind die Fragen, die mich seither in mehreren Projekten beschäftigt haben. Die Tagebücher, die ca. 60 ostdeutsche Frauen und (einige) Männer im Herbst 1990, zwischen Wählungsunion und ersten gesamtdeutschen Wahlen, geschrieben haben sowie die Aufzeichnungen über wichtige Stationen ihres weiteren Lebens, die sie mir 1994 und 1997 zur Verfügung stellten, waren eine empirische Fundgrube für das Entdecken unterschiedlicher Strategien, mit denen (vor allem) Frauen unterschiedlichen Alters und sozialer Positionierung mit den neuen Herausforderungen umgingen. Ihre Analyse war aber auch eine konzeptionelle und methodische Herausforderung an mich insofern ich mir u. a. Kenntnisse der Biografieforschung und qualitativer Methoden aneignen musste.

1997/98 hatte ich Gelegenheit, am Antrag auf die Einrichtung eines Schwerpunktprogramms „Professionalisierung, Organisation, Geschlecht. Zur Reproduktion und Veränderung von Geschlechterverhältnissen in Prozessen sozialen Wandels“ bei der DFG mitzuarbeiten, was für mich u. a. das Einarbeiten in soziologische Organisationstheorien mit sich brachte. Dies und die Tatsache, dass meine Professur an der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät verankert ist, die einen Schwerpunkt Verwaltungswissenschaft hat, veranlasste mich, nochmals einen Gegenstandswechsel vorzunehmen. In einem über vier Jahre von der DFG geförderten Projekt habe ich mit einer kleinen Gruppe von WissenschaftlerInnen und StudentInnen am Beispiel einer Ostberliner Bezirksverwaltung untersucht, ob und in welcher Weise die Modernisierung der (Kommunal-)Verwaltung Chancen für den Abbau von Geschlechterhierarchien in der Arbeitsorganisation eröffnet.

Ausgehend von einem akteurszentrierten Organisationsverständnis und mit einem analytischen Blick auf die biographie- und feldabhängigen Habitus der (vor allem ost-deutschen) ReformakteurInnen hat uns neben feststellbaren Vergeschlechtlichungen in arbeitsorganisatorischen Strukturen und unternehmenskulturellen Leitbildern vor allem das ‚Geschlechter-Wissen‘ der Führungskräfte als eine (subjektive) Ressource dafür interessiert, ob die praktische Realisierung der Reformziele als eine Möglichkeit des Abbaus von Geschlechterhierarchien in der Organisation wahrgenommen wird/werden kann oder auch nicht.

Mein Wechsel zur Soziologie fiel in eine Zeit, da die Soziologie ihre Position als ‚Leitwissenschaft‘ verloren hatte, Makrotheorien und Gesellschaftskritik an Bedeutung verloren gegenüber mikrosoziologischen, handlungs- und akteurszentrierten, empirisch orientierten Forschungen. Auch in der (sozialwissenschaftlichen) Frauen- und Geschlechterforschung ließen sich nach dem ‚linguistic turn‘ bzw. dem ‚cultural turn‘, mit stärkerem Blick auf die Prozesse des (interaktiven) Herstellens von Geschlecht ähnliche Entwicklungen beobachten. Dies kam und kommt mir – entsprechend meinen langjährig verfolgten wissenschaftlichen Interessen – einerseits entgegen, andererseits empfinde ich es (zunehmend) als einen Mangel, dass in der Soziologie im allgemeinen wie in der Frauen- und Geschlechterforschung im besonderen die gesellschaftstheoretisch orientierte Debatte relativ schwach entwickelt ist, die auf die aktuellen Umbrüche in der ‚Moderne‘ reagiert, durch die auch bisherige ‚passende‘ soziologische Konzepte und Begriffe ‚veralten‘.

25 Jahre Beschäftigung mit Frauen- und Geschlechterforschung, des Bemühens, die Geschlechterperspektive in die kultur- bzw. sozialwissenschaftliche Lehre und Forschung einzubringen, lassen mich im Rückblick eine ambivalente Bilanz ziehen. Fokussiere ich meinen Blick auf die wissenschaftliche Arbeit, auf die theoretischen Debatten, auf die entstandenen Netzwerke und Freundschaften und die, zwar nicht reibungs- und konkurrenzfreien, dennoch im Wesentlichen produktiven und solidarischen Formen der Kooperation unter Frauen- und Geschlechterforscherinnen, kann ich persönlich nur von Glück sagen, diese Entscheidung getroffen zu haben. Ziehe ich andererseits in Betracht, wie viele Kämpfe und Energien die – zudem oftmals vergeblichen – Versuche mich gekostet haben, einschlägige Lehrangebote in Studiengänge zu integrieren, Frauen- und Geschlechterforschung institutionell an der Universität zu verankern, Forschungsergebnissen Anerkennung in der scientific community zu verschaffen und mit dem personellen wie fachlichen Minderheitenstatus praktisch-alltäglich umzugehen, finde ich den Preis, den ich – wie wohl viele andere Frauenforscherinnen der ersten Generation – für diesen ‚Aufbruch‘ zu zahlen hatte/habe, (zu) hoch.

Zur positiven Bilanz gehört, dass Frauenforschung bzw. ‚Gender-Studies‘ im letzten Jahrzehnt ein ganzes Stück vom Rand weg und hin zur Mitte des (sozial-)wissenschaftlichen Feldes gerückt sind – die Einrichtung von Studiengängen, Gradiertenkollegs sowie die – ansatzweise – Integrierung ihrer Konzepte und Resulta-

te in den so genannten Main Stream belegen dies eindrucksvoll. Zugleich ist nicht zu übersehen, dass theoretische Ansätze wie empirische Befunde der Frauen- und Geschlechterforschung bis heute in Lehre und Forschung ignoriert werden können, ohne dass dies die akademische Reputation beeinträchtigen würde.

Für die nächste Zeit sehe ich die (sozialwissenschaftliche) Frauen- und Geschlechterforschung vor allem vor zwei Herausforderungen gestellt. Zum einen wird sie – angesichts von Mittelkürzungen, einer ‚Ökonomisierung‘ der universitären Lehre und Forschung und eines damit einhergehenden tendenziellen Bedeutungsverlusts von Sozial- und Geisteswissenschaften im universitären/wissenschaftlichen Feld – darum kämpfen müssen, ihre bisher errungenen Positionen zu halten. Zum anderen und vor allem wird sie sich inhaltlich in diesem sich verändernden Wissenschaftsfeld (neu) positionieren müssen. Die Möglichkeiten reichen dabei – um nur die beiden extremen Pole zu nennen – von einer Geschlechterforschung, die die Lösung der ‚Geschlechterfrage‘ vor allem als ein Problem von Verwaltung und Management, von Gender Mainstreaming und Genderkompetenz begreift, bis zu einer Konzeptualisierung von Geschlechterverhältnissen im Rahmen einer Sozialtheorie, die den gesellschaftlichen Umbrüchen in einem globalisierten Kontext angemessen ist, Geschlechterungleichheiten in Relation zu neuen Formen sozialer Ungleichheit reflektiert und so zur „Ausübung eines ungeheuer schwierigen Berufs“ beiträgt, der – mit Bourdieu zu sprechen – „darin besteht, der Wiederkehr des Verdrängten den Weg zu bahnen und in aller Öffentlichkeit das auszusprechen, was niemand wissen möchte“.³

Anmerkungen

1. Bourdieu, Pierre (2002): Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt a. M.: 95
2. Bourdieu, Pierre (2002): Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt a. M.: 33
3. Bourdieu, Pierre (2002): Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt a. M.: 126

„Wege und Brücken“

Carol Hagemann-White

1. Herkunft, Kindheit, Jugend

Aufgewachsen bin ich im Bundesland New Jersey an der US-Ostküste. Soweit wir den Stammbaum kennen, kam die Familie aus England und Schottland, die älteste Linie verließ England ca. 1649 aus Gründen religiöser Nichtanpassung. Einen Bezug zu Deutschland hat es, so weit ich weiß, nicht gegeben.

Meine Mutter war Tochter eines Landarztes und einer Amateur-Malerin. Sie besuchte eine renommierte Privatschule und eine ebensolche Frauenhochschule. Doch ein Jahr vor dem Abschluss – Wirtschaftskollaps 1929 – wurde das Einkommen ihres Vaters knapp; ihr Bruder (ohne intellektuelle Interessen) sollte zu Ende studieren, sie wurde nach Hause geholt und ging als Sekretärin arbeiten, bis sie sich mit meinem Vater verlobte, was einer Kündigung der Arbeitsstelle gleichkam.

Mein Vater entstammt einer Familie, die in früheren Generationen bürgerlich gewesen war, sein Vater war Tischler, vermittelte ihm aber den Traum von Bildung. Mit Stipendium und Nebenjobs schaffte er es, eine angesehene Hochschule zu besuchen, musste aber 1929 aufgeben. Seine Liebe galt der Musik und der Antike, da ihm aber solche Studien nur für verwöhnte Bürgersöhne denkbar schienen, studierte er Chemie und arbeitete sein Leben lang im Labor. Später belegte er Abendkurse, doch die Hochschule hat ihm als nunmehr Auswärtigem den Abschluss verweigert, was ihn nachhaltig verbitterte. Als er die letzte Rechnung für das Studium der jüngsten Tochter bezahlt hatte, kündigte er seine Arbeitsstelle.

Gemeinsam haben meine Eltern eine kritische Abkehr von den vorgeblichen Werten der bürgerlichen Schichten vollzogen und versuchten, geistige Bildung in der Familie zu pflegen. Die vier Töchter – ich bin die jüngste – wurden nie getauft, denn die Religionen hätten insgesamt mehr Schaden als Wohl in der Geschichte angerichtet. Dafür gab es Lesungen von Literatur, Shakespeare mit verteilten Rollen; Naturwissenschaftliches auch, z.B. aufwendige geologische Karten, Vogelkunde, Astronomie; mein Vater ließ sich gerne Bausätze zuschicken (so habe ich mit 16 einen einfachen Computer gebaut, der mit Birnen blinken konnte – das war ja 1958!).

Mein Vater galt in der Familie als genial, zugleich allerdings eigensinnig und etwas weltfremd, ein Überbleibsel aus dem 19. Jahrhundert. Meine Mutter war die Praktische, sie war es aber auch, die mir historische und gesellschaftliche Ideen nahe brachte, vor allem das Argumentieren aus verschiedenen Blickwinkeln. Besonders hat der sonntägliche poetische Wettbewerb geprägt: Jede/r trug ein eigens verfasstes Gedicht vor. Ich lernte so das Schreiben als Kunst und Arbeit kennen und lieben.

Mit der Pflege einer intellektuellen Kultur waren wir für die amerikanische Gesellschaft, zumal im ländlichen Raum, absolute Außenseiter. Fremd zu sein war mir später keine ganz neue Erfahrung. Die Schule war mir vor allem wegen der dort angesiedelten „extracurricularen“ Aktivitäten wichtig, vor allem die Schulzeitung, aber auch andere Vereine. Dort habe ich Erfahrungen mit dem Organisieren, mit freiwilliger Zusammenarbeit und deren Scheitern gesammelt.

Angeregt durch einzelne LehrerInnen habe ich mich in der Oberschulzeit am liebsten in Bereiche eingelesen, die im Unterricht nicht vorkamen. Ein Volkshochschulkurs machte mich mit der Kulturanthropologie bekannt, besonders Margaret Mead und Ruth Benedict haben mich beeindruckt. Ein Chemielehrer lieh mir ein Buch über die Philosophie des 20. Jahrhunderts. Von da an las ich an Philosophie alles, was ich aus der Bibliothek oder insbesondere als Taschenbuch in die Finger bekam, von Platon bis Whorf und Suzanne Langer, von den existentialistischen Theologen bis zur klassischen jüdischen Philosophie. Zu meinen ersten und wohl wichtigsten Entdeckungen gehörte Hannah Arendt – zuerst „Vita activa“, dann ihre Analyse des Totalitarismus. In der Schule hatten wir, so weit ich mich erinnere, den Nationalsozialismus gar nicht behandelt; die jüdische Familie meiner besten Freundin, deren Großeltern Anfang des 20. Jahrhunderts aus Russland eingewandert waren, sprach allenfalls mal über Israel. Ich las Arendt also ohne Vorwissen oder Vorannahmen und gewann die Erkenntnis, dass nicht das Deutsche dabei zählt, sondern die Abgründe menschlicher Möglichkeiten. Arendt prägte wohl auch mein Verständnis von Philosophie, die selbstverständlich in die Politik hineinreicht, da es zuletzt darum geht, wie die Menschen leben können und sollten.

2. Studium

Ein Stipendium im nationalen Förderprogramm für Spitzentalente öffnete mir die Chance, die Hochschule meiner Wahl zu besuchen. Ich wählte Harvard, weil die Palette der Fächer so groß war. Ich konnte mir nicht vorstellen, mit Philosophie und Gedichten meinen Lebensunterhalt zu verdienen, und es stand für mich außer Frage, dass ich berufstätig sein würde. Ich kann nicht einmal sagen, dass ich gegen die Lebensform meiner Mutter rebelliert hätte, als Hausfrau zu leben war mir schlichtweg unvorstellbar. So habe ich mich zunächst für Physik, dann, vorsichtiger geworden, für Mathematik eingeschrieben. Obwohl mich die mathematische Theorie faszinierte, fehlten mir von der Schule her Grundlagen, und im 5. Semester wechselte ich zur Geschichte des Mittelalters. Ich war von der Kunst und der Musik dieser Epoche begeistert und habe mit einem kulturanthropologischen Zugang verstehen wollen, wie Menschen gedacht, gefühlt, gehandelt haben und welche Muster sich darin verbergen.

Viel stärker hat mich die beklemmende Atmosphäre des Studierens im angepassten und privilegierten Milieu von Harvard (auch heute noch eine der arrogantesten Institutionen, die ich kenne) beschäftigt, was ich damals den verschulten Vorgaben zuschrieb. So beschloss ich, mein Wunschfach Philosophie doch zu studieren, und bewarb mich um Stipendien für ein Studium im Ausland in der Hoffnung, es gäbe an europäischen Universitäten mehr geistige Unabhängigkeit und eine andere Wertschätzung für Intellektualität. Eher Zufall war es, dass ich ein „Luftbrückendankstipendium“ für Deutschland gewann; ich hatte aus Neugierde seit drei Jahren deutsch gelernt, nachdem ich Französisch an der Schule hatte. Nach einem Semester in Bonn kam ich im Frühjahr 1965 nach Berlin an die Freie Universität, die gerade in einer heftigen Kontroverse um diesen Namen verwickelt wurde – was zur Sprengung der wohl letzten feierlichen Immatrikulation führte, die zugleich meine Einführung in die Universität war. So kam ich recht unvermittelt aus der selbstgefällig geschlossenen Welt von Harvard, an deren Rändern ich nur einen individualistischen Anarchismus als Alternative kannte, in die beginnende Studentenbewegung in Berlin, begegnete der kritischen Theorie und der Frage nach dem gesellschaftlichen Ganzen.

In der Philosophie studierte ich die „Klassiker“, vor allem Kant und Hegel, sowie die philosophische Anthropologie, die mich aufgrund der Bezüge zur Vielfalt und doch Strukturiertheit menschlicher Lebensweisen faszinierte, aber auch, weil anthropologische Entwürfe eine unverkennbare Verbindung zu gesellschaftspolitischen Orientierungen aufweisen. Geschätzt habe ich an den Seminaren von Michael Theunissen die Sorgfalt und Genauigkeit seines Denkens ebenso wie seinen Verzicht auf implizite oder explizite Hierarchien unter den Studierenden, die damals sehr ausgeprägt waren. Auch als seine Doktorandin erlebte ich eine Betreuung, die ausschließlich darauf aus war, dass ich den eigenen gedanklichen Weg kläre und gründlich ausarbeite.

Die gängigen autoritären Verhaltensmuster an der deutschen Hochschule erlebte ich weniger als bedrückend denn als kurios, aber das Streben nach anderen Formen und Inhalten des Studiums riss mich mit, etwa bei der „kritischen Universität“ in selbst organisierten Seminaren, die einen gedanklichen Zugriff auf soziale Ungerechtigkeit suchten. In der „Streikphase“ bildeten wir eine Arbeitsgruppe, die vier ganze Nachmittage in der Woche gemeinsam Satz für Satz Hegel lasen und erfahrungsnahe zu interpretieren versuchten. Die Hermeneutik des Textverständens als Weg in eine das gesamte Leben erfassende Politik – da waren einige Spuren für die spätere feministische Theoriebildung vorgezeichnet.

Mit meiner Dissertation über die Anthropologie Arnold Gehlens wollte ich begreifen, wie die Einsicht in die Plastizität der Menschen, die „links“ einen Abbau oder Umbau von institutionellen Normen zu begründen schien, „rechts“ zur Festigung der Legitimität eben dieser Zwänge diente, die Institutionen als solche von der Zumutung einer rationalen Begründung befreite und sogar Komplizität mit

dem Nationalsozialismus erlaubte. Meine Vermutung ging dahin, dass die eigene psychosoziale Entwicklung in die Verknüpfungslogik der Argumentation einfließt. Der antiautoritäre Diskurs, in dem ich stand, griff insoweit dem späteren feministischen vor: Das Politische, so meine Prämissen, wurzeln im Privaten.

3. Der Weg in den Beruf und zur Soziologie

Mit der Soziologie kam ich aufgrund der Verpflichtung zu zwei Nebenfächern für das Rigorosum in Berührung, und damit eher unsystematisch. Die strukturelle Anthropologie von Dieter Claessens leuchtete mir als Ansatz unmittelbar ein (erst später habe ich begriffen, wie sehr und warum er damit im Nachkriegsdeutschland Außenseiter war), und ich sprach ihn als Zweitgutachter für meine Promotion an. Nach dem Abschluss 1970 traf zu meiner völligen Überraschung – ich las etwas ziel- und ratlos die Stellenanzeigen im Tagesspiegel und begriff gerade, dass ich für deutsche Verhältnisse keine Ausbildung hatte – ein Brief ein, mit dem Claessens mir die eine Assistentenstelle anbot, die im Zuge der faktischen Institutsübernahme durch den linken Mittelbau ihm noch zur Besetzung übrig gelassen wurde. So begann ich, mir ein Selbstverständnis als Soziologin zu erarbeiten – was von der stilten und oft staunenden Teilnahme an der Roten Zelle Soziologie, über die heftigen Debatten über Psychoanalyse in der „Kommission Sozialisation“, bis zum gemeinsamen zweisemestrigen Seminar mit Claessens über Niklas Luhmann reichte.

Claessens hat, wie kaum ein anderer, es als seine Berufung zur Soziologie verstanden, aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen und sich anzeigenende Umbrüche zu verstehen. Er bot 1967, nach dem Tod von Benno Ohnesorg, ein Seminar zu den aktuellen Ereignissen an, er las schon damals die amerikanischen Feministinnen und fragte uns, was wir davon hielten. Von seinem zugleich distanzierten und engagierten Blick auf soziale Bewegungen, besonders aber von seinen subtilen Kenntnissen über Institutionen und deren Funktionsweisen habe ich sehr viel gelernt.

In der Promotionsphase hatte ich geheiratet; 1972 wurde ich schwanger, dies mag mich zusätzlich für Erfahrungen als Frau sensibilisiert haben. Ich regte ein Treffen von lehrenden Frauen an, Frauenarbeitsgruppen in den Seminaren stellten die marxistischen Analysen der damaligen Zeit in Frage, 1975 bot ich das Studienprojekt „Zur Situation der Frau“ mit dem provokativen Zusatz an: „Teilnahmevoraussetzung: gelebte Erfahrung als Frau“. 90 Studentinnen zogen aus, um an verschiedenen Orten zu hospitieren, um dann in Arbeitsgruppen über die Situation von Mädchen oder Frauen zu diskutieren. Ich selbst war in der AG „Hausarbeit“, die genauer hinsehen wollte, worin die häusliche Arbeit von Frauen, uns selbst eingeschlossen, genau besteht, wodurch bestimmt ist, was, wie und in welchem Umfang getan wird und was diese Arbeit für eine Theorie der Gesellschaft bedeu-

ten kann. Wir trafen uns über drei Semester wöchentlich einen ganzen Vormittag, lasen das Wenige, was es dazu gab, unternahmen teilnehmende Beobachtungen und suchten eine Begrifflichkeit dafür und übersetzten schließlich das Buch „Soziologie der Hausarbeit“ von Ann Oakley (1978) ins Deutsche. Wir hatten das Gefühl, die Soziologie neu erfinden zu müssen, um zu erfassen, was wir im eigenen täglichen Leben tun und erfahren – und wurden dafür rundherum belächelt, dass wir uns mit einem solchen trivialen Thema überhaupt befassen.

Meine Habilitation im Februar 1976 war getragen von der Stimmung dieses großen Frauenprojektes. Die Entscheidung zu habilitieren ist eher pragmatisch gefallen, gemeinsam mit Reinhart Wolff, mit dem ich meine erste Vorlesung gewagt hatte. Es zeichnete sich ab, dass die allseits angenommene Abschaffung der Habilitation nun doch nicht Realität werden sollte. Im Berliner Hochschulgesetz galt schon, dass eine herausragende Dissertation als Habilitation anerkannt werden kann (und sollte). So weist mein Habilitationsverfahren einen doppelten Bezug auf: die Bewertung meiner inzwischen publizierten Dissertation in Kombination mit den Theoriekapiteln des Buches „Lebenseumstände und Erziehung“ wurden zusammen anerkannt. Dass man später gefragt werden würde, wie die Habilitationsschrift heißt, war mir in der damaligen Atmosphäre nicht vorstellbar. Blieb nun das Ritual des Vortrages: Ich wählte ein Thema, das in den Frauenseminaren heiß diskutiert wurde, nämlich den Stellenwert der Psychoanalyse für die Frauenbewegung, und entschied mich damit zugleich für ein „re-framing“ des traditionellen Rituals selbst: Der Vortrag sollte für die Frauenöffentlichkeit gedacht sein, die denn auch zahlreich erschien. Am Morgen des Vortrags sagte mir die Lehrstuhlsekretärin Biruta Schaller, ich sei die erste Frau in der Bundesrepublik seit 20 Jahren, genauer: seit Helge Pross und Renate Mayntz-Trier, die sich in Soziologie habilitiere. Ob das stimmt, habe ich nie überprüft; ich habe mich jedenfalls kaum in einer Prüfung und eher im Mittelpunkt eines Ereignisses für und mit Frauen gefühlt: dies verlieh dem Geschehen eine Leichtigkeit, die eine Seltenheit blieb. Im Vortrag, der mit Verzögerung publiziert wurde (in der „Psyche“) und dann im Buch „Psychoanalyse und Frauenbewegung“, habe ich vieles von dem vorweggenommen, was später durch Nancy Chodorow populär wurde.

4. Aus der Hochschule in die Praxis: Forschung gegen Gewalt gegen Frauen

Als Privatdozentin bekam ich meinen Vertrag um ein Jahr verlängert, und in dieser Zeit verliefen die nicht unkomplizierten Verhandlungen, ob und wie ich die wissenschaftliche Begleitung zum ersten Berliner Frauenhaus verantwortlich übernehme. Gewünscht war eine Feministin mit Professorenstatus, die es kaum gab, aber ob mein Feminismus zu dem passen würde, was das Team des Frauenhauses im Sinne hatte, war lange Zeit unklar – auch und vor allem, weil die kritischen Fragen

nicht offen ausgesprochen wurden. (Viel später erfuhr ich, dass mir nachgesagt wurde, ich würde Lohn für Hausarbeit befürworten und könnte daher den von Gewalt betroffenen Frauen zum Verbleib in der Ehe raten.)

Das Frauenhaus wurde im Herbst 1976 eröffnet. Im Dreieck von Bundesfamilienministerium, radikalfeministischem Team und mir kam es schließlich zur Einigung, dass ich für eine Probezeit von vier Monaten mit der Begleitforschung beginne. Die Mitarbeiterinnen wurden vom Team des Frauenhauses ausgesucht (ich erfuhr nicht einmal, wer sich beworben hat) und ich habe als „Unternehmerin“ die Ausgewählten angestellt. Mein Vertrag mit der Bundesregierung sah eine Rückzahlung aller Mittel vor, wenn das Projekt misslingen sollte. Das Konzept des Frauenhausteams sah vor, dass alle gleichermaßen in der Praxis und in der wissenschaftlichen Begleitung mitarbeiten und alle Entscheidungen im Kollektiv gefällt werden (alle sollten auch das gleiche Einkommen haben). Wie ich später hörte, galt es im Ministerium als sicher, dass niemals ein Bericht zustande kommen würde.

Zum Glück wurde ich für ein Jahr als Lehrstuhlvertretung auf der Stelle von Helge Pross in Gießen eingestellt, um dort (14-tägig) Frauenseminare anzubieten, und war daher im ersten Jahr der Begleitforschung zwar räumlich und in meiner Arbeitskapazität zerrissen (zumal meine Tochter damals erst drei war und meine Ehe getrennt), aber materiell von dem Ausgang dieses Abenteuers etwas unabhängig. Nun habe ich den Gewinn aus den Lehrjahren bei Claessens über das Funktionieren von Institutionen verspürt. Langsam wurde mir klar (und dies verdanke ich u. a. der klugen Beratung durch Ruth Nehren), dass alle Beteiligten, das Ministerium, der mitfinanzierende Berliner Senat, das Team vom Frauenhaus und die Angestellten in der Begleitforschung ein überragendes Interesse am Gelingen des Projekts hatten. Nach den vier Monaten bildete die Begleitforschung eine Gesellschaft bürgerlichen Rechts und schloss einen Vertrag mit dem Ministerium ab, im Team schälte sich heraus, wer wirklich an Forschung mitwirken wollte, und es wurden Phasenmodelle erprobt, bis schließlich eine Gruppe bis zum Zwischenbericht, eine zweite bis zum Abschlussbericht außerhalb des Hauses in eigenen Räumen forschen durfte.

Aufgrund des Misstrauens war klar, dass ich zunächst Praxis im Hause und keine Wissenschaft mache (an den ersten Arbeitstagen habe ich den Spendenkeller aufgeräumt und einen gespendeten Schrank angestrichen). So habe ich anderthalb Jahre Beratung mit misshandelten Frauen geübt. Den Bezug zur Soziologie als Fach konnte ich nicht pflegen; als der Soziologie-Kongress in Berlin stattfand, hatte ich Dienst. Allerdings war die Initiative von Lerke Gravenhorst zur Gründung einer Sektion Frauenforschung der Anlass, der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (unter Hinweis auf die geplante Sektion) beizutreten. Insgesamt war ich im Frauenhaus und in der Folgezeit stark gefordert; nur die in Berlin selbstverständlich ganztägigen Kindertagesstätten und von Anfang an wechselseitige private Betreuung machten den Weg gangbar.

Die Begleitforschung war meine erste empirische Arbeit und zugleich mein Einstieg in den Mehr-Methoden-Ansatz, der durch Triangulierung ein ausreichend komplexes Bild von solchen Handlungsfeldern gewinnt, in denen eine Fokussierung auf wenige abgegrenzte Variablen unergiebig wäre. Hierbei bildete sich das Grundverständnis aus, mit dem ich über mehrere Jahrzehnte hinweg im Themenfeld Gewaltintervention doch recht wirkungsvoll geforscht habe. Die intervenierende Forschung ist methodisch und praktisch darauf angelegt, den handelnden Prozess zu erfassen, indem sozialer Wandel bewusst herbeigeführt wird. Seitdem habe ich in einer langen Reihe unterschiedlicher Projekte dieses Verständnis von Forschung fortentwickelt und differenziert. Sie ist unbedingt loyal gegenüber denen, die das Unrecht zu verändern versuchen, aber gerade mit Blick auf diese Loyalität unbedingt intellektuell selbständig und kompromisslos ehrlich in der Erkenntnissuche. Wissenschaft hat in diesem Kontext nur Wert und Nutzen, wenn alle darauf vertrauen können, dass sie ihren eigenen Regeln folgt, diese aber transparent macht.

Dabei bin ich, ohne es vorher zu bedenken, auf Grundlegendes gestoßen. Eine der entscheidenden Fragen zum Begreifen einer gesellschaftlichen Ordnung und zum Ausmachen ihrer zivilisierenden Potenziale ist die, wer sanktionsfrei und ungehindert gegen wen Gewalt ausübt. Die Antworten darauf sind nur scheinbar schlicht, in Wirklichkeit aber höchst komplex. Zwar hat sich die Gründungsidee nicht einlösen lassen, dass die von Gewalt betroffenen Frauen für ein neues Geschlechterverhältnis arbeiten würden – eher wünschten sich die meisten, dass das alte für sie funktionieren möge – aber richtig war, dass die Gewalt von Männern gegen Frauen eine der größten theoretischen Herausforderungen unserer Zeit in sich birgt. Dass ich unverhofft über so viele Jahre hinweg und bis heute mit dem Thema der Gewalt beschäftigt blieb, hat mit dieser intellektuellen Herausforderung zu tun. So gehört zu den spannenden empirischen Fragen: Wenn alle von der Kulturgeschichte und der Kindheit her eine Geschichte der Verstrickung in Gewalt haben, wie wird es möglich, konsequent und wirksam gegen die Fortschreibung von Gewalt zu handeln?

5. Als Selbständige in Berlin

Der Einstieg in die Empirie war zugleich mein vorläufiger Ausstieg aus der Hochschule. Nach der Frauenhaus-Begleitung lebte ich drei Jahre von Arbeitslosengeld bzw. -hilfe. Das war die große Chance, ohne die ich kaum meinen Berufsweg hätte weitergehen können. Bei der Tagung der Sektion Frauenforschung in Gießen 1981 wurde ich zur Sprecherin gewählt, mit Unterstützung von Infrastruktur in der Berliner Gruppe; Ilona Ostner wurde zweite Sprecherin. Radikalfeministische Ansichten waren mir aus dem Berliner Projektmilieu relativ selbstverständlich geworden;

die Münchener Gruppe hingegen hatte zahlreiche Bezüge zum „Mainstream“ der Soziologie; so verlief die Verständigung zwischen den beiden Gruppen und den zwei Sprecherinnen nicht ohne Staunen und Befremden ab, diente aber letztlich der Entwicklung eines Verständnisses von Frauenforschung, das beides integrierte.

Drei Jahre intensivster Beschäftigung mit Geschlechtergewalt sind an meinem Denken nicht spurlos vorübergegangen. Es gräbt sich im Denken und in der Wahrnehmung tief ein, welche fatale Auswirkungen es hat, Geschlechterbilder für Natur zu nehmen. Die zahllosen Beratungsgespräche und auch Interviews mit misshandelten Frauen warfen für mich aber auch verstärkt die Frage nach der weiblichen Sozialisation auf, die damals überall problemlos angeführt wurde: Was ist sie, wie wirkt sie, welchen Anteil an den Lebensverläufen können wir wirklich der Sozialisation zuschreiben, wenn wir die Folgen von materieller Gewalt kennen und darauf achten, Wirkungen und Ursachen nicht zu verwechseln. So war ich froh über die Gelegenheit, für den 6. Jugendbericht die Literatur gründlich aufzuarbeiten und eine eigene Position zu entwickeln. Ich gelangte dahin, die Zweigeschlechtlichkeit (den Begriff habe ich als, wie mir schien, verständliche Übersetzung für „gender“ geprägt) als kulturelle und soziale Konstruktion zu verstehen. Indem ich die Handlungsebene als Ort von Gender fokussierte, rückte der Prozess der Aneignung und Fortschreibung dieser Konstruktion in den Blick. Diese Sicht sollte strukturelle Analysen mit psychoanalytischen Erkenntnissen verbinden, die berücksichtigen, dass Geschlechtlichkeit in einem von Begehrten und Verletzbarkeit gekennzeichneten Körper (er)lebt wird.

Beruflich hat diese Arbeit am meisten dazu getan, mich zu „etablieren“, was ich aber nicht vorhersah. Ich habe begonnen, mich in den USA zu bewerben, habe aber festgestellt, dass eine Rücksiedlung in die alte Heimat zugleich eine Rückstufung in den Status einer Berufsanfängerin bedeutet hätte, denn meine Publikationen auf deutsch waren unbekannt. Mich packte der Trotz, und ich verkündete mit Faltblatt eine freie Praxis als Soziologieprofessorin ohne Stelle, gründete dann 1984 zusammen mit Sabine Gensior und Marianne Rodenstein das „Berliner Institut für Sozialforschung und sozialwissenschaftliche Praxis e.V.“, das von Forschungsaufträgen leben sollte und auch heute noch besteht. Dort habe ich vor allem mit Evaluationsaufträgen geforscht, allerdings auch ein Grundlagenprojekt zum Umgang von Frauen und Männern mit Macht in einer Vorstudie entwickelt.

Über eine „Rezeptionssperre“ gegen die Idee eines „kulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit“ kann ich mich nicht beklagen, wohl aber fand meine Verknüpfung von Psychoanalyse und Konstruktivismus wenig unmittelbaren Nachklang. Es wird mir jedoch immer ein Rätsel bleiben, wie einige soziologische Lehrbücher später dazu kamen, mich als Vertreterin der Ethnomethodologie einzurordnen. Ich finde zwar die Erkenntnisse einiger ethnomethodologische Studien für die Theoriebildung anregend, selbst habe ich jedoch in mittlerweile fast 30 Jahren empirischer Projekte nie mit dieser Methode gearbeitet, weil sie für die Fragestellun-

gen und Ziele meiner jeweiligen Studien nicht adäquat gewesen wäre. Der größte Teil meiner Forschung ist um die Frage zentriert, welche Akteure mit welchen Handlungsstrategien und unter welchen Voraussetzungen den Prozess der gesellschaftlichen Selbstaufklärung und des partiell gesteuerten Wandels vorantreiben, welche gesellschaftlichen Widersprüche eine Dynamik des Wandels ermöglichen. (Habe ich damit Hegel in die Empirie geholt?) Dies sind hochkomplexe Prozesse, denn es müssen viele Akteure daran mitwirken, und es muss mit den unvorhergesehenen Folgen sozialen Handelns gerechnet werden, d.h. es müssen kybernetische Regelkreise der Fehlerkorrektur mitbedacht werden. (Bin ich wohl Systemtheoretikerin?) Die Politik im Sinne des Regierens ist nur ein kleiner Teil dieser Prozesse, und das nur insofern, als sie sich selbst als lernendes System begreifen kann.

Eine Prämisse dieser Forschung ist, dass Geschlecht eine Relation und nicht eine Sache ist und dass uns die Zweigeschlechtlichkeit immer schon als Konstruktion begegnet, in die eine bedeutungsgeladene Leiblichkeit und historisch-gesellschaftlich beladene Macht- und Ungleichheitsverhältnisse eingeflossen sind. Das „biologische Geschlecht“ als vom sozialen geschieden ist uns so unzugänglich wie das Ding an sich bei Kant: Es gibt es wohl, als Träger hinter den wahrgenommenen Eigenschaften und Bedeutungen, aber wir können darüber keine Aussage treffen. (Bin ich vielleicht Neukantianerin?) Im Rahmen der europäischen Vernetzung, die ich inzwischen zu einer verbindlichen Zusammenarbeit mit 95 ForscherInnen aus 18 Ländern habe bündeln können, kristallisiert sich heraus, dass diejenigen, die zum Thema Gewalt im Alltag arbeiten, diese Prämisse teilen, so unterschiedlich ihre theoretischen Herkünfte auch sind. Eine dichte Nähe zum Konnex Geschlecht und Gewalt, auch wenn es um Männer oder Kinder als Opfer geht, scheint ein Verständnis von Geschlecht als Konstruktion geradezu unausweichlich zu machen. Manche sagen dazu einfach „feministische Theorie“; diese kommt aber im Ordnungssystem der Theorien etwa in der Soziologie nicht vor, es sei denn, unter der Rubrik Ideologien.

Praktisch wie theoretisch war mein Ort nicht disziplinär eindeutig, und dies ist auch so geblieben. An der Freien Universität Berlin wurde in der Politikwissenschaft das Teilzeitprofessorenmodell aus der Taufe gehoben; Peter Grottian und Wolf-Dieter Narr haben gemeinsam die erste Zwei-Drittel-Stelle für Frauenforschung möglich gemacht. Ich erhielt zwar den ersten Listenplatz, der damalige Wissenschaftssenator Kewenig verwarf jedoch die gesamte Liste als unqualifiziert und äußerte sich spöttisch zur Frauenforschung als Mode. Das löste breite Empörung auch unter Politikerinnen und in der Öffentlichkeit aus. Nach einer formell auferlegten Neuaußschreibung wurde ich dann doch berufen. Dem Modell zufolge sollte ich zwei Jahre voll arbeiten und ein Jahr frei haben, insgesamt war die Stelle auf 5 Jahre befristet, die Bezahlung war weniger als bei einer AB Maßnahme. Ich sah das freie Berliner Institut weiterhin als meine Haupttätigkeit an und fand die

außeruniversitäre Forschung mit Praxisbezug sehr viel anregender als den Universitätsbetrieb.

6. Nach Osnabrück und Hannover: Chancen und Risiken des Integrationskonzepts

1985 wurde in Osnabrück einer die beiden bundesweit ersten Lehrstühle für Frauenforschung ausgeschrieben; sich dort zu bewerben war ein politischer Akt. Die Stelle war für Rita Süßmuth geschaffen als Basis für ihre Leitung des (damals CDU-nahen) Instituts Frau und Gesellschaft (IFG) in Hannover. Dass aber sogar in der Ausschreibung stand, dass eine geeignete Bewerberin schon vorhanden sei, fanden wir in der Sektion Frauenforschung dreist. Noch während die Telefonleitungen heiß liefen, wer sich bewerben sollte, wurde Süßmuth von Kohl zur Bundesministerin berufen und die Besetzung war plötzlich offen. Die geforderte „Erfahrung in der Leitung eines außeruniversitären Forschungsinstitutes“ hatte ich ja. Das Verfahren zog sich allerdings lange hin; die Landesregierung hat schließlich die Leitung des IFG von der Professur abgekoppelt und Rosemarie Nave-Herz dafür gewonnen, zumindest für fünf Jahre die Leitung zu übernehmen. Ich trat 1988 den Lehrstuhl „Allgemeine Pädagogik/Frauenforschung“ an und habe mich damit wieder in das Umfeld der Geisteswissenschaften begeben. Mit mir kam Leonie Herwartz-Emden nach Osnabrück und stellte die Weichen für einen Schwerpunkt in interkultureller Frauenforschung. Mein erstes Projekt dort war eine Bestandsaufnahme des Hilfesystems zu Gewalt gegen Frauen in Niedersachsen. Der Zeitpunkt war 1990 reif für eine kritische Reflexion; mit einem rasch zusammengestellten Team von praxiserfahrenen Wissenschaftlerinnen haben wir innerhalb von sechs Monaten zahlreiche Interviews geführt und in der kleinen Studie „Strategien gegen Gewalt im Geschlechterverhältnis“ den Weg zum Kooperationsmodell der Intervention aufgezeigt, der sich im folgenden Jahrzehnt durchsetzen sollte.

Eine gesonderte Disziplin „Frauenforschung“ hielt ich nie für sinnvoll, kam es doch darauf an, die bestehenden Disziplinen so zu verändern, dass die Erfahrungen und Sichtweisen von Frauen und die Bedeutung des Geschlechts in allen Lebensbereichen adäquat zum Thema werden. Dies sprach für einen Integrationsansatz; so habe ich bald die Doppelstrategie abgesteckt, die erst nach Jahren wirklich verstanden wurde. Einerseits behandle ich Kernbereiche der Pädagogik mit einer Gender-Perspektive, wobei dieser Blick mir „heiß“ Themen erschließt, wie zum Beispiel „Macht und Machtmissbrauch“, die von der pädagogischen Literatur gemieden worden sind. Andererseits gehörte Osnabrück zu den ersten Universitäten, die (1990) Frauenforschung als Wahlpflichtfach curricular verankert und systematisch in Teilgebieten ausgewiesen hat. Seither ist es möglich, de facto mit Hauptfach Frauenforschung zu studieren.

Rosemarie Nave-Herz hatte die Leitung des IFG übernommen, um dessen Bestand als Ort zu sichern, der die Leistungen von Frauen bündelt und dokumentiert. Sie hat die Übergabe vorbereitet, und ich wurde 1992 – inzwischen gab es eine rot-grüne Koalition in Niedersachsen – zur Leiterin auf fünf Jahre berufen. Das begonnene Projekt, Frauenforschung in Osnabrück zu verankern, mochte ich nicht abbrechen, und der Leitungsauftrag war befristet und als Nebenamt definiert, insofern stand ein Umzug nach Hannover nicht zur Debatte.

Ich habe gependelt und das Institut als meine Hauptaufgabe verstanden. Es war mein Ziel, mit den dort vorhandenen Ressourcen die Spaltung zwischen „staatsnahem“ Institut und feministischer Frauenforschung zu überwinden und ein stabiles Forschungszentrum auszubauen. Rasch ist es auch gelungen, die „Zeitschrift für Frauenforschung“ zu einem Forum umzugestalten, das ebenso für feministische Theoriebeiträge wie für empirische Berichte und Praxisreflexion aus allen Richtungen offen war. Ich konnte in Hannover nur wenige eigene Fragestellungen forschend entfalten, zumal durchgängig die Existenz des Instituts politisch in Frage gestellt wurde, wohl war aber sehr viel Vernetzung möglich.

Einige „Highlights“ dieser Zeit waren ein Workshop zur Reflektion der Möglichkeiten und Grenzen von Frauenpolitik 1992; ab 1993 der Aufbau der Vernetzungsstelle für kommunale Frauenbüros; ein globaler „Vorkongress“ zum Weltkongress für Soziologie über Frauenbewegungen und feministische Ideen in Hameln 1994; die Unterstützung des 1994 gegründeten Vereins „Arbeitskreis Frauengesundheit in Medizin, Psychotherapie und Gesellschaft“ im ersten Jahr des Aufbaus; die Entwicklung eines europäischen Netzwerkes zur Frauengesundheit EWHNET 1996; die Planung des empirischen Teils vom Frauengesundheitsbericht 1996-97 und die erste europäischen Tagung eines europäischen Forschungsnetzwerkes zu „Conflict, Gender and Violence“ in Loccum 1997.

Begleitet wurde diese Aktivität von einer ambivalenten und undurchsichtigen Sparpolitik des Landes, wobei das Frauenministerium, um sich nicht öffentlich unbeliebt zu machen, nie bereit war, verbindliche Vorgaben zu machen oder eine Gestaltung der Einsparfolgen zuzulassen. Ich habe mit allen mir verfügbaren Mitteln um den Bestand des IFG gerungen, doch aus Ressortegoismus wurde die Chance verschenkt, das Institut an eine Universität anzubinden (7 niedersächsische Hochschulen „bewarben“ sich darum), weil damit der Etat des Frauenministeriums kleiner geworden wäre. Die Zumutung, dass ich neben Professur und wissenschaftlicher Leitung die persönlich haftende kaufmännische Geschäftsführung ebenso nebenbei übernehmen solle, führte schließlich zum Bruch. Nach den Wahlen 1997 wurde zuerst das Frauenministerium, dann das Institut gnadenlos abgewickelt.

Mir war es nicht möglich, die in dieser Zeit wachsende Aufmerksamkeit für konstruktivistische Theorieansätze in der Frauenforschung mehr als punktuell zu begleiten, doch nahm insbesondere Angelika Wetterer den Faden auf und organisierte jährliche Tagungen über „Profession und Geschlecht“. Daraus erwuchs der

Antrag auf einen DFG-Forschungsschwerpunkt, der ab 1998 eine Vielzahl spannender Projekte ermöglichte, wenn auch eher wenig an theoretischer Klärung der „Konstruktion von Geschlecht“ geschehen ist. Ich selbst habe im Fünf-Jahres-Projekt zur Interaktion von Pflege und Medizin empirisch zu entschlüsseln versucht, wie die Konstruktionsprozesse von Professionalität einerseits, Geschlecht andererseits interagieren.

7. Eine europäische Perspektive

Die Kampfzeit in Hannover war erschöpfend, und ich war froh, als ich mit der Verleihung des deutsch-schwedischen Humboldt-Preises für herausragende Geschlechterforschung im März 1998 die Einladung erhielt, bis zu 12 Monate als Gast an der Uppsala Universität zu arbeiten. Allerdings konnte ich diese Einladung nur in Intervallen wahrnehmen, denn ich hatte Forschungsprojekte mitgenommen oder neu akquiriert und wurde auch nicht aus der Lehre entlassen. Insbesondere war ich mit dem Frauengesundheitsbericht (und auch dem Aufbau des AKF) einige Jahre lang stark engagiert, und in der Forschung rund um die Frage „was ist eine gute, frauengerechte Versorgung?“ Andererseits begann ich 1998, gemeinsam mit Barbara Kavemann, die wissenschaftliche Begleitung der Interventionsprojekte gegen häusliche Gewalt, ein Projekt, das über 6 ½ Jahre mit stetig wachsendem Team (zuletzt 6 Stellen) lief und eine große Bedeutung für die Entwicklung, die bundesweite Akzeptanz und die Qualitätsstandards der inter-institutionellen Strategie hatte.

Mit der Zeit in Schweden begann meine Hinwendung zu Forschung und Vernetzung auf europäischer Ebene. Ich wurde als Expertin für den Europarat tätig, erarbeitete vergleichende Analysen der Literatur zu Gewalt in verschiedenen Ländern, publizierte endlich auch auf Englisch und baute weiter an dem Netzwerk, aus dem heute eine EU-geförderte „Coordination Action“ hervorging, in der WissenschaftlerInnen aus 18 europäischen Ländern ein spannendes Arbeitsprogramm umsetzen. Die Faszination der komparativen Forschung ist aus meiner eigenen Geschichte zu erklären, aber es hat sich auch eine eindrucksvolle Dynamik in der europäischen Arena entwickelt, Gewalt im Geschlechterverhältnis zu überwinden. Durch die Rahmung des Gewaltproblems im Kontext der Menschenrechte wurden Beziehungen zu weiter gesteckten Diskussionen hergestellt, und ein größerer Antrag für das nächste Forschungsrahmenprogramm ist in Vorbereitung.

Inwieweit meine Arbeiten in die Sozialwissenschaften hineingewirkt haben, kann ich schwer sagen. Mir lag wohl immer mehr daran, auf die gesellschaftliche Praxis Einfluss zu nehmen, und dies habe ich sicher in nicht geringem Maße getan, sowohl auf der Ebene der Politikberatung als auch in der Breite der Fachöffentlichkeit und den Institutionen. Dazu gehört auch die Entwicklung einer Sprache für

die Diskussion um Gewalt und Geschlecht, die Gräben nicht vertieft sondern zu überwinden hilft. Noch immer ist der Prozess im Gange, die Gender-Sicht und die Sensibilisierung für Gewalt in den verschiedensten Institutionen und Handlungsfeldern einzuführen und auszugestalten, hier bin ich weit über die Grenzen meiner Arbeitskapazitäten hinaus „gefragt“ und stelle mir die Pensionierung als eine Zeit vor, in der ich endlich mit der 40-Stunden-Woche auskomme, wieder jedes Jahr Urlaub nehme, Zeit für den Garten finde und Termine ohne Rücksicht auf das Semester vereinbaren kann.

Tanz auf verschiedenen Hochzeiten! Stadtsoziologie, Gesundheitsforschung und die Geschlechterfrage

Marianne Rodenstein

Diesen Rückblick schreibe ich zu einer Zeit, da ich seit 17 Jahren Professorin für Soziologie und Sozialpolitik mit dem Schwerpunkt Stadt-, Regional- und Gemeindeforschung am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Frankfurt am Main bin. Zur Zeit meiner Berufung war ich wohl ähnlich qualifiziert für eine Professur für „Gesundheitssoziologie“, die es in der Bundesrepublik jedoch noch nicht gab. Die damals vollzogene Weichenstellung war nur eine von zahlreichen, denn Mehrgleisigkeit und das ständige Bemühen, zunächst Unverbundenes wie feministische Positionen und soziologisches Wissen zusammen zu bringen, haben meinen Werdegang geprägt. Dabei habe ich den Aufschwung der Stadtsoziologie, der in den 1960er Jahren in Deutschland mit Hans-Paul Bahrts Buch über die moderne Großstadt (1961) als Kritik der Stadtplanung begann, den Start und die weitere Etablierung der Frauengesundheitsforschung wie der feministischen Stadtforschung und Planungskritik miterlebt und mitzugestalten versucht. Immer ging es darum, mit dem soziologischen Wissen an gesellschaftlichen Zuständen Kritik zu üben, Forschungslücken zu entdecken, neue Forschungsrichtungen und -themen zu begründen, diese zu etablieren und darüber auch praktisches Handeln anzuleiten.

1. Soziologiestudium in den 1960er Jahren

Ich bin mit kommunalpolitischen Diskussionen aufgewachsen. Mein Vater, Sohn einer Engländerin und eines Deutschen, war Bankangestellter und wurde gleich nach Kriegsende auch Stadtverordneter. Meine Mutter war während des Krieges als Sport- und Handarbeitslehrerin berufstätig und hat sich danach als Hausfrau um meine jüngere Schwester und mich gekümmert. Ich war die Erste in der Familie, die auf Grund besserer materieller Bedingungen studieren konnte. Beim Abitur 1962 in Hamburg nannte ich Soziologie als Studienwunsch. Heute erkläre ich mir dieses Interesse mit dem Bruch, den der Umzug aus dem kleinstädtischen Wittenbüttel im Alter von 11 Jahren nach Hamburg bewirkte. Ich konnte nun zwei Lebenswelten vergleichen, die kleinstädtisch-gemeinschaftliche und die der großstädtischen Klassengesellschaft, fühlte mich aber in keiner wirklich zu Hause. Allerdings weckten die Möglichkeiten der Großstadt mein Interesse an intellektuellen Dingen. Ein einjähriger Aufenthalt mit meiner Familie in Buenos Aires nach dem Abitur, bedingt durch den beruflichen Aufstieg meines Vaters, verstärkte das Interesse an der Soziologie, so dass ich 1963 in München – nun mit einem auch durch

das Leben in einer anderen Gesellschaft geformten Blick – das Studium der Soziologie mit den Nebenfächern Volkswirtschaft und Wirtschaftsgeschichte aufnahm.

Wie unbekannt die Soziologie als Studienfach 1963 noch war, erfuhr ich bald, weil Bekannte zunächst immer „Zoologie“ verstanden, wenn ich vom Soziologiestudium erzählte. Die Zahl der Soziologie-Studierenden in München war noch klein. Es gab einen Stammtisch, man kannte und befreundete sich bald. Doch plagten mich Zweifel und Unruhe, was Sinn und Ziel des Studiums sein könnten. Dabei ängstigte mich weniger, dass ich am Beginn des Studiums außer den wenigen Professoren niemanden kannte, der mit der Soziologie Geld verdiente. Vielmehr beunruhigte mich die Vielzahl der soziologischen Ansätze, mit denen der einzige damalige Ordinarius Emmerich Francis und seine Assistenten Lepsius und Treinen uns konfrontierten, wobei die amerikanische Soziologie, vor allem Parsons, den Vorrang hatte. Dieses Problem, zwischen Ansätzen, mit denen man arbeitete, eine Entscheidung zu treffen, verschärfte sich noch durch den Methodenstreit zwischen Popper und Albert auf der einen, Adorno und Habermas auf der anderen Seite. Der Wechsel an die FU Berlin für zwei Semester 1965/66, wo ich den dortigen Beginn der Studentenbewegung miterlebte, zeigte mir dann den Weg. Man konnte die Soziologie als Gesellschaftskritik und damit Ansatzpunkt für gesellschaftliche Aufklärung und Veränderungen begreifen. Dabei war ich wie viele andere überzeugt, dass eine kritische Soziologie polit-ökonomischer Analysen bedürfte, die die materiellen Verhältnisse in den Mittelpunkt stellten. Neben der Teilnahme an den Aktionen der Studierenden an der FU, den zahlreichen teach-ins, erinnere ich mich vor allem daran, dass mir hier zum ersten Mal eine Professorin, Renate Mayntz, begegnete. Ohne Zweifel hat sie auf mich als „role model“ gewirkt, wie wir später gesagt hätten. Die Frauenbewegung lag noch in weiter Ferne. Zurück in München habe ich ab 1966 sicherlich mehr fürs Studium außerhalb der Universität in studentischen Diskussionsgruppen, bei Kapital-Schulungen und bei konkreten Aktionen gelernt als innerhalb.

2. Die 1970er Jahre: Soziologische Forschung außerhalb der Universität

Drei Monate nach Ende des Studiums in München hatte ich mehrere Stellenangebote. Bei einem ging es darum, kurdische Nomaden in Nordpersien zusammen mit Agraringenieuren sesshaft zu machen.¹ Doch vor dieser Aufgabe schreckte ich aus verschiedenen, auch ideologischen Gründen zurück und nahm stattdessen das Angebot von Infratest an, eine stadtsoziologische Studie durchzuführen. Da Infratest jedoch den erwarteten Auftrag nicht erhielt, hatte ich mich selbst um den Auftrag am damaligen zeitungswissenschaftlichen Institut der Universität München bemüht und dann die Befragung zum Einleben in der neuen Großsiedlung Neu-Perlach in München in Eigenregie durchgeführt. Damit war eine neue Richtung meines sozio-

logischen Interesses gefunden, die noch dadurch verstärkt wurde, dass ich etwa gleichzeitig 1970 mit Herbert Grymer und Thomas Krämer-Badoni die Arbeitsstelle für verkehrssoziologische Forschung gründete. Wir haben als erstes das Buch „Zur sozioökonomischen Bedeutung des Automobils“ (1971)² gemeinsam geschrieben. Die Gründung dieser außeruniversitären Forschungsstelle war unsere Antwort auf die damalige end- und fruchtlose Staatstheorie-Debatte, die an den Universitäten betrieben wurde. Wir hingegen wollten die alltägliche Herrschaft im Verkehr, die durch die Autoindustrie und den ADAC ausgeübt wurde, nachweisen. Das Buch mit einer Auflage von 5000 Exemplaren in der edition suhrkamp wirkte als Türöffner in verschiedenen Bereichen. Es folgten Aufträge der Stadt München und vom Land Baden-Württemberg und ein weiteres Buch über „Die Kommune in der Staatsorganisation“ (1974), das wir zusammen mit Rainer Emenlauer schrieben. Durch das erste Buch und unser stadtpolitisches Engagement im Münchener Forum war Claus Offe auf unsere Gruppe aufmerksam geworden, nachdem er im Gefolge von Habermas an das neu gegründete Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt in Starnberg gekommen war. Erst durch die von Claus Offe eröffnete Möglichkeit eines Stipendiums am MPI fasste ich den Entschluss zu promovieren. Das Thema der Dissertation lag im Bereich der politischen Soziologie und behandelte das damals neue Phänomen der städtischen Bürgerinitiativen und deren Legitimationsproblematik wie es einerseits aus Luhmannscher, andererseits aus Habermasscher Theorieperspektive zu erklären war, wobei ich deren jeweiligen diesbezüglichen Defiziten und der daraus entstehenden Erklärungslücke nachging.³ Es folgte im Anschluss die Einbindung in das Starnberger Projekt „Sozialpolitik als soziale Kontrolle“ (1978), zu dem ich einen Artikel über die historische Entwicklung der Selbstverwaltung in der Krankenversicherung beitrug, an den sich meine ersten Bemühungen zur Frauensforschung anschlossen.

3. Der Weg in die Frauenbewegung und zur Frauenforschung

Während dieser Starnberger Jahre von 1972 bis 1977, als die Enttäuschung über Verlauf und das Ende der Studentenbewegung meine Freunde und Arbeitskollegen in eine mehr oder weniger verborgene Sinnkrise ihrer sozialwissenschaftlichen Tätigkeit trieb, hatte ich einen Ersatz in der Frauenbewegung gefunden. Mein gesellschaftspolitisches Engagement hatte sich nun konkretisiert; es ging nicht mehr um das Abstrakte oder weit entfernte Lebenslagen, sondern auch konkret um mich als Frau, als angehende Wissenschaftlerin und um die Lage all der anderen Frauen, deren Rechte und Lebenschancen durch die zahllosen männlichen Vorrechte eingeschränkt wurden. Die bisherige Wissenschaft wurde als Teil der patriarchalen Herrschaft begriffen, die die Legitimation dazu lieferte, die Frauen in ihren abhän-

gigen Positionen zu halten. In den Arbeitsgruppen mit meinen Freunden war ich lange Zeit die einzige Frau: so in der Arbeitsstelle, in der Starnberger Arbeitsgruppe, aber auch auf den ersten Sitzungen der Sektion Stadtsoziologie (1971) oder denen der Lokalen Politikforschung (seit 1972), gegründet von Rolf-Richard Grauhan. Dass ich der männlichen Dominanz etwas entgegen zu setzen hatte und mich offen gegen Zumutungen wehrte, kam nur selten vor, z.B. wenn ich in diesen Kreisen als Sekretäinnen-Ersatz eingespannt werden sollte. Das wurde jedoch bald anders, denn eine der nicht intendierten Folgen meiner ersten Münchner Frauengruppe (1973/74), auf die ich durch Barbara Riedmüller aufmerksam wurde, war die der Reflexion der eigenen Frauenrolle. Die (promovierenden) Frauen aus dem akademischen Milieu, die sich in der katholischen Hochschulgemeinde in der Kaulbachstraße trafen, wollten eigentlich „nur“ die neuesten Schriften der Frauenbewegung über ungleichen Lohn, Lohn für Hausarbeit, weibliche Sexualität und Emotionalität diskutieren. Wiederum über Barbara Riedmüller stieß ich dann zur Münchner Gruppe von Soziologinnen, die die Vorbereitung der Etablierung der Frauenforschung in der Soziologie mit der Gründung einer Sektion innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Soziologie übernommen hatte. Es war damals nicht einfach, fünfzehn Soziologinnen innerhalb der DGS zu finden, die willig waren, eine Sektionsgründung zu unterstützen, weil es noch nicht so viele Promovierte gab. Zur inhaltlichen Vorbereitung einer Sektionssitzung hatte in München 1978 eine Tagung „Frauenforschung in den Sozialwissenschaften“ stattgefunden, bei der ich Ilona Kickbusch kennen lernte, die später beim Regionalbüro der WHO in Kopenhagen großen Einfluss auf die Entwicklung der deutschen Gesundheitsforschung nehmen sollte. Die Gründungssitzung der Sektion auf dem 19. Deutschen Soziologentag im Frühjahr 1979 in Berlin wurde von Vorträgen zur Sozial- und Gesundheitspolitik begleitet.⁴

Als ich im Herbst 1979 im Institut für Stadt- und Regionalplanung eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich der Planungstheorie an der TU Berlin antrat, hatte ich in Berlin gleichzeitig auch die Möglichkeit, meine feministische Sicht der Gesundheitspolitik und -forschung in einer Gruppe weiterzuentwickeln, die vom Bundesgesundheitsministerium damit beauftragt war, ein Forschungsprogramm für die Frauengesundheit zu entwickeln. Zu dieser Gruppe gehörten Ulrike Maschewsky-Schneider und Giselind Grottian-Berg.

4. Frauengesundheitsforschung

Die oben genannte und z. T. erweiterte Gruppe führte auf dem ersten Gesundheitstag in Berlin 1980 (einer kritischen Alternative zum Ärztetag) eine Arbeitsgruppe „Gesundheitsforschung und Prävention von Frauen“ durch. Auch auf dem Gesundheitstag in Bremen 1984 trat ich in der Gruppe „Ganzheitliche Gesund-

heitskonzepte“ auf. Die Berliner Gruppe, die ich zunächst offiziell beraten hatte, schickte Ihren Bericht an das Ministerium, das jedoch nicht weiter interessiert war, das Forschungsprogramm auch umzusetzen. In der Folge gab Ulrike (Maschewsky-) Schneider den Band „Was macht Frauen krank? Ansätze zu einer frauenspezifischen Gesundheitsforschung“ (1981) heraus, der die Ergebnisse der Ministeriumsarbeit enthielt. Auf einer damals noch vor überfüllten Sälen stattfindenden Sektionsveranstaltung der Frauenforschung auf dem 21. Soziologentag 1982 in Bamberg verfolgte ich das Thema weiter und sprach über somatische Kultur und Gebärdopolitik (1984). Dem folgte 1989 der von Barbara Riedmüller und mir herausgegebene Band „Wie sicher ist die Soziale Sicherung?“, der sich mit den Möglichkeiten der Weiterentwicklung in der Sozial- und Gesundheitspolitik befasste.

Nach Antritt der Professur für Soziologie mit dem Schwerpunkt Stadt-, Regional- und Gemeindesoziologie in Frankfurt am Main 1988 konnte ich die Frauengesundheitsforschung weiter unterstützen. Dank des hier bestehenden Frauennetzwerkes wurde ich als einzige Frau neben jeweils ca. zehn Kollegen in das Beratungsgremien zum Aufbau der Public Health Forschungsverbünde in Deutschland berufen. In der fast zehnjährigen Laufzeit wurden auch Anträge zur Frauenforschung gefördert. Meiner Ansicht nach trug dieser Forschungsverbund dazu bei, dass sich das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer speziellen Frauengesundheitsforschung unter Fachleuten steigerte. Schließlich hatte ich noch die Genugtuung, die endlich seit 1996 im ministeriellen Auftrag laufende Untersuchung (von Ulrike Maschewsky u. a.) über die gesundheitliche Situation von Frauen in Deutschland als Beirätin zu begleiten.

5. Stadt und Gesundheit

Da ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich Planungstheorie des Institut für Stadt- und Regionalplanung der TU Berlin das angenehme Leben der Professoren aus der Nähe kennen lernte, gab dies den Anstoß, mich für das Habilitieren zu entscheiden. Neben Arbeiten zur Planungstheorie versuchte ich für mich die Themen Stadtplanung und Gesundheit zusammenzubringen, wozu es damals keine systematische Untersuchung gab. So entstand meine historisch-soziologisch orientierte Habilitationsschrift „Mehr Licht, mehr Luft. Gesundheitskonzepte im Städtebau seit 1750“. Sie war 1985 gerade abgeschlossen, als Helmut Brede, ein befreundeter Vertreter der Stadtsoziologie in Frankfurt am Main, plötzlich starb. Nach Vertretungen in Frankfurt und Aachen⁵ wurde ich nach Frankfurt berufen. Dort begann ich im Frühjahr 1988 sofort mit einem Forschungsprojekt zu der Frage, wie in Stadtplanungsämtern von sieben deutschen Großstädten die Themen Gesundheit und Umweltschutz Beachtung fanden. Es ging um Stadtplanung als gesundheitsrelevante Institution, um das Gesundheitsbewusstsein von Planern und

den Vergleich der Städte bei ihrer Planung (1991). Das Projekt war als aktuelle Fortsetzung meiner historisch orientierten Habilitation gedacht. Damals zeigte sich die eindeutige Tendenz, dass dort, wo das Wirtschaftswachstum erheblich war, die Sorge um die Gesundheit noch keine Relevanz hatte. Besonders deutlich war dieser Zusammenhang in Frankfurt, obgleich die Stadt Mitglied in der Initiative „Gesunde Städte“ des Regionalbüros Europa der WHO wurde. Diese Initiative wurde wesentlich von Ilona Kickbusch entwickelt und propagiert. In diesem Zusammenhang nahm ich an internationalen Konferenzen zu „Gesunden Städten“ als Expertin teil.

6. Stadt- und Regionalsoziologie in Frankfurt am Main

In den 1970er Jahren wurden im Zuge der Ausweitung der Universitäten vor allem in Norddeutschland (auch in Frankfurt) Professuren für Stadtsoziologie geschaffen. Ich war wohl die Erste in diesem Fach, die nach den sich wieder etablierenden traditionellen Standards eine Habilitation aufweisen musste, um in Frankfurt 1987 berufen zu werden.

Meine Professur im Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften war in der Einheit „Staat, Planung, Raumstruktur“ verbunden mit den politikwissenschaftlichen Professuren der Kollegen Josef Esser und Joachim Hirsch, mit denen ich vor allem in der Lehre kooperierte. Während die Stadtsoziologie in dieser institutionellen Rahmung zunächst noch am Rande stand, wuchs doch von politikwissenschaftlicher Seite angesichts der Globalisierung und Europäisierung das Interesse an der Stadt und der Stadtforschung. Heute bilden wir den Arbeitsbereich „Stadt, Staat, Region“. In diesem Kontext haben wir seit Ende der 1990er Jahre zusammen mit ProfessorInnen der Geographie, der Kulturanthropologie und der Jurisprudenz eine Zusatzausbildung „Europäische Stadt- und Regionalentwicklung“ angeboten und einen diesbezüglichen Forschungszusammenhang aufgebaut.

In meinen Forschungsarbeiten bin ich wiederum zweigleisig gefahren. Ich habe in den vergangenen 17 Jahren stadtssoziologische Forschung mit und ohne feministischen Ansatz betrieben. Dies mag als nicht konsequent erscheinen, denn ich bin nach wie vor davon überzeugt, dass die patriarchalen Machtverhältnisse die ökonomischen und politischen durchdringen. Doch hat es sich zum einen gezeigt, dass bei manchen Fragestellungen eine feministische Analyse von der politischen Relevanz her zweitrangig war und dass ich mich angesichts der Fülle stadtssoziologischer Themen, zu denen mich nicht zuletzt die Besonderheiten der Stadt Frankfurt als Finanzplatz mit Bürohochhausbauten anregten, die Festlegung auf Frauen- und Geschlechterforschung eingeengt hätte.

Stadtsoziologische Forschung

Mein Ansatz zur Analyse der Stadtentwicklung stellt die ökonomischen und politischen Machtkonstellationen in den Mittelpunkt der Stadtentwicklung. Da meine Arbeiten häufig einen Städtevergleich enthielten, thematisierte ich neben den strukturellen Komponenten der Stadtentwicklung auch bald die stadspezifischen Unterschiede.

Den traditionellen Themen der Stadtsoziologie wie Urbanität, Gentrification und Segregation widmete ich mich nur in der Lehre. In der Forschung suchte ich nach neuen Themen, die das Profil der traditionellen Stadt- und Regionalsoziologie erweiterten. So habe ich im Zusammenhang der Gründung der Reihe „Stadt, Raum und Gesellschaft“ im ersten von meinen Freunden, den Mitherausgebern und Kollegen (Häußermann, Ipsen, Krämer-Badoni, Läpple, Siebel) und mir geschriebenen Band „Stadt und Raum. Soziologische Analysen“ einen Aufsatz über Städtebaukonzepte veröffentlicht. Städtebaukonzepte, die seit dem 19. Jahrhundert unsere Städte geprägt haben, und die bisher undifferenziert als Leitbilder behandelt werden, habe ich in den jeweiligen gesellschaftlichen Kontext gestellt und ihre unterschiedliche Funktion für die Stadtentwicklung gesellschaftstheoretisch zu bestimmen versucht (1991). Zu einer größeren Anstrengung wurden mein damaliger Mitarbeiter Stefan Böhm-Ott und ich herausgefordert, als wir im Rahmen der Herausgabe der Geschichte des Wohnens durch die Wüstenrot-Stiftung einen 100-seitigen Aufsatz zum Thema „Gesunde Wohnungen und Wohnungen für gesunde Deutsche. Der Einfluss der Hygiene auf Wohnungs- und Städtebau in der Weimarer Republik und im Dritten Reich“ schrieben, der auf zahlreiche neue bzw. vergessene Aspekte der Wohnungspolitik der unterschiedlichen Regime hinwies (1996). Ab 1996 habe ich mich den verschiedenen Aspekten der Erforschung der Bürohochhäuser zugewandt, einem Thema, das bis dahin in der deutschen Stadtforschung nicht behandelt wurde und das ich derzeit mit dem Interesse fortführe, einerseits die neuen Konflikte um den Blick auf das historische europäische Stadtbild, der durch Hochhäuser als Repräsentanten des Globalisierungserfolgs gestört wird (2005), zu analysieren, andererseits aber auch die Rehistorisierung von Hochhausstädten wie Frankfurt zu interpretieren.

Feministische Stadtforschung

Meine erste Veröffentlichung zur feministischen Stadtforschung in dem von Kersstin Dörhöfer herausgegebenen Buch „Stadt-Land-Frau“ enthielt einen Überblick über die feministische Forschung in dem Bereich der Stadtsoziologie und der Stadtplanung (1990). Derartige Überblicke zur Standort- und Strategiebestimmung habe ich danach noch mehrfach veröffentlicht.⁶ Zuletzt habe ich ausgehend von

einem Schlüsselwerk der feministischen Kritik an der Stadtplanung, dem Beitrag der wesentlich von Ulla Terlinden inspirierten Gruppe „Frau Steine Erde“ von 1980, bis hin zu den Veränderungen, die sich in der Frauen- und Geschlechterforschung dadurch ergaben, dass Raum und Geschlecht heute als soziale Konstruktionen behandelt werden, ein Resümee gezogen (2005). Dabei konnte ich mich u. a. auf Beiträge in dem von Martina Löw herausgegebenen und mir zum sechzigsten Geburtstag zugeeigneten Sammelband „Differenzierungen des Städtischen“ (2002) beziehen.

Der Überblick über die feministische Forschung bezüglich Stadt und Stadtplanung in Deutschland von 1990 weckte mein Interesse an den diesbezüglichen Fortschritten in den USA mit ihrer starken Frauenbewegung. Mein Aufenthalt in New York und Los Angeles während meines ersten Forschungssemesters offenbarte zwar das Vorgehen feministischer Planerinnen und Architektinnen, zeigte jedoch wider Erwarten nicht, dass man in Deutschland viel von ihnen lernen konnte bis auf die nicht unwichtige Tatsache, dass amerikanische Feministinnen in ihren männlichen Kollegen nicht selten Mitstreiter suchten und fanden (1994).

Mein erster Überblick über die feministische Stadtforschung von 1990 enthielt die Unterscheidung zwischen Situationsanalysen, welche die aktuelle Lage von Frauen beschreiben, Dekonstruktionsanalysen, in denen Kritik an der bisherigen patriarchalen Sicht der soziologischen Forschung und ihren Begriffen wie z.B. Arbeit, Schlafstadt etc. geübt wird, mit denen die spezifischen Lebensbedingungen von Frauen ausgebendet werden, und Rekonstruktionsanalysen, die mit Begriffen zur adäquaten Erfassung der gesellschaftlichen Lage beider Geschlechter arbeiten und auf die Veränderung der Lage der Frauen gerichtet sind. Wende ich diese Typologie auf meine Forschungen an, so kann ich mich nur an eine Situationsanalyse zur Lage der Architektinnen heute (2003) erinnern, dagegen an mehrere Arbeiten, die rekonstruktionsanalytisch ausgerichtet waren. So habe ich mit Stephanie Bock und Susanne Heeg im Rahmen des Arbeitskreises „Agglomerationsräume in Deutschland“ der Akademie für Raumforschung und Landesplanung die These von der Krise der Reproduktionsarbeit bzw. Hausarbeit und deren Folgen für die Stadtstruktur ausgearbeitet (1996, 1997). Während meiner Arbeit an dem Buch über Architektinnen und Planerinnen in den USA war mir klar geworden, dass wir die Stadtstruktur als durch die Bedürfnisse und Arbeit von Frauen geformt betrachten müssen. Der Blick auf die aktuelle Stadtentwicklung in Zeiten der Krise der Reproduktionsarbeit, bei dem die Frauen als aktiv ihre Umwelt Gestaltende konzipiert wurden, erwies sich als erfolgreich. Bei Vorträgen leuchtete gerade der sperrige Begriff der Krise der Reproduktionsarbeit den anwesenden Frauen meistens unmittelbar ein und sie reagierten dementsprechend positiv darauf. Dieser Begriff steht für die angespannte Situation ungleicher Lebenschancen, die sich durch die heutige strukturelle Asymmetrie der Rollenerwartungen an beide (berufstätige) Geschlechter ergibt, für die verschiedene Auswege gesucht werden.

So beugen manche Paare den dadurch im innerfamilialen Geschlechterverhältnis entstehenden Konflikten durch Nichtverheiratung, Kinderlosigkeit vor. Oder Frauen, seltener Männer, nehmen die Kosten mittels Halbtagsarbeit, gesundheitlicher Überforderung auf sich. Auch das Alleinleben ist ein Weg, vorhersehbaren Krisen zu entgehen. In der Literatur zur Stadtsoziologie hat sich der Begriff bis heute gehalten. Die Weiterentwicklung meiner Fragestellung nach dem Umgang mit der Asymmetrie der Rollenmuster fand unter Einbeziehung des von Martina Löw entwickelten Raumkonzepts in einer in drei Gemeinden in Mittelhessen durchgeföhrten Untersuchung bei verheirateten Berufspendlerinnen mit Kindern statt. Wie konstituieren diese Pendlerinnen Räume und was geschieht in ihren Familien mit dem Geschlechterverhältnis? Diese Untersuchung deckte u. a. im ländlichen Raum bestehende kulturelle Hindernisse auf, mit denen Frauen, die berufstätig sein wollten, hier noch zu kämpfen haben.⁷ Der Frage nach kulturellen Differenzen im Geschlechterverhältnis und der damit einhergehenden, differenten Konstitution von Räumen, zu der auch mein Projekt mit der Stadt Dietzenbach und der TU Darmstadt im Rahmen des Forschungsprogramms „Stadt 2030“ des Bundesforschungsministeriums einen Beitrag leistete, gehe ich zur Zeit bei der Herausgabe eines Buches über „Kulturelle Differenzen und Konflikte im räumlichen Arrangement der Geschlechter“ nach. Hier stellen vor allem jüngere Kolleginnen aus verschiedenen Disziplinen ihre, die Räume der Geschlechter betreffenden, Analysen aus Syrien, Israel, Mexiko und Deutschland vor. U. a. möchte ich zeigen, dass auch im Rahmen der Genderforschung der Blick auf das emanzipatorische Potenzial nicht verloren gehen muss, wie diejenigen befürchten, die den Gegensatz von feministischer Forschung und Genderforschung betonen. Denn mit der veränderten gesellschaftlichen Lage müssen sich auch unsere analytischen Instrumente wandeln, um noch den kritischen Blick auf die realen Verhältnisse zu gewährleisten.

Das Kapitel meiner Frauen- und Geschlechterforschung in der Stadtsoziologie möchte ich nicht schließen ohne den Hinweise auf meine Forschung zur Geschichte der Frauen in Frankfurt. Auf Anregung von Gisela Engel, Zentrum zur Erforschung der frühen Neuzeit der Universität Frankfurt, untersuchte ich z.B. die Modernisierung der Stadt Frankfurt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter dem Aspekt des an der Veränderung von Stadträumen und Wohnungen zu beobachtenden Wandels der Geschlechterverhältnisse (2002).

7. Aktivitäten innerhalb der akademischen Frauenbewegung

Die Frauen- und Geschlechterforschung war und ist kein einsames Geschäft, sondern wurde und wird getragen von wechselnden Diskussionsgruppen und wachsenden Netzwerken. Deshalb gehörte für mich die Teilnahme am Aufbau und der

Organisation der akademischen Frauenbewegung immer zum Programm der Etablierung der Frauen- und Geschlechterforschung.

Nach der Gründung der Sektion Frauenforschung in der DGS begannen wir mit Vorstößen in den Sektionen unserer speziellen Soziologien. So organisierte ich zu einer unserer Sitzungen der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie in den 1980er Jahren in Bad Zwischenahn mehrere passende Beiträge aus der Frauenforschung, worauf viele Kollegen mit Fernbleiben reagierten. Ende der 1980er Jahre gründete sich dann die Gruppe der Frauen in der Sektion Stadtsoziologie, die bis heute eigene, vornehmlich von jüngeren Wissenschaftlerinnen besuchte, zusätzliche Tagungen abhält.

Nach der Berufung nach Frankfurt⁸ setzte ich die Bemühungen um Förderung von Frauen und Förderung der Frauenforschung am Fachbereich und in der Universität fort.

Seit den frühen 1990er Jahren war ich Mitglied der hochschulpolitischen Liste „Für Frauenpolitik und demokratische Hochschulreform“ und darüber als gewähltes Mitglied im Konvent und Senat in den verschiedensten Funktionen tätig. Diese Liste löste sich 2001 wegen mangelnden Engagements der jüngeren Professorinnen auf.

Als sich Mitte der 1990er Jahre die Frauenforschung einen Platz in der akademischen Welt und im politischen Bewusstsein vor allem bei Grünen und der SPD erkämpft hatte, wurden auch neue Lehrstühle geschaffen bzw. alte umdefiniert, auf denen Frauenforscherinnen aus der Stadt- und Regionalsoziologie Platz nehmen konnten. Im Ergebnis wurden in Kassel (2), Hamburg-Harburg, Dortmund, Hannover (2) und Chemnitz in Architektur- und Planungs- und Soziologiebereichen derartige Professuren besetzt. Ulla Terlinden, seit 1994 Soziologieprofessorin in Kassel, hat 1995 die damals gut zehn feministisch orientierten Professorinnen aus Stadtsoziologie, Stadtplanung und Architektur zu einem Informationsaustausch nach Kassel eingeladen, der sich als außerordentlich nützlich erwiesen hat und dessen Netz sich durch jüngere Professorinnen zur Zeit auf etwa 15 Teilnehmerinnen ausgeweitet hat, die sich regelmäßig treffen.

Ulla Terlinden war es auch, die den Bereich City and Gender der Internationalen Frauenuniversität anlässlich der Expo 2000 leitete, zu dem ich berufen wurde, um drei Monate lang Vorlesungen zu halten und ein Projekt mit 10 graduierteren Teilnehmerinnen aus 10 Nationen durchzuführen. Von dieser Erfahrung profitiere ich bis heute.

Unter allen Beiratstätigkeiten war mir die liebste und interessanteste diejenige beim Niedersächsischen Forschungsverbund für Frauen-/Geschlechterforschung in Naturwissenschaften, Technik und Medizin. Der Beirat tagte unter der Leitung der Architekturprofessorin Ursula Paravicini an der Universität Hannover zwischen 1997 und 2004.

Die akademische Frauenbewegung war neben dem Engagement in den Universitäten zunächst wesentlich durch außeruniversitäre Aktivitäten geprägt. So hatte ich bereits in Berlin zusammen mit Carol Hagemann-White und Sabine Gensior das Berliner Institut für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis e.V. gegründet, das den zahlreicher werdenden Wissenschaftlerinnen, die an den Universitäten noch wenig Chancen hatten, unabhängige Möglichkeiten der Forschung geben sollte. Das Institut besteht heute noch. Eine geringere Lebensdauer hatten Institute, die staatliche Förderung erhielten. 1993 wurde ich zusammen mit Sylvia Kontos, Sibylla Flügge und Tilla Siegel in den professoralen Vorstand des Frankfurter Instituts für Frauenforschung (FIF) berufen. Das FIF war als autonome Organisation der Frauenbewegung gegründet worden, hatte es jedoch mit dem Einfluss der Frauenpolitik der Grünen in Frankfurt und in Hessen erreicht, dass seine Infrastruktur vom hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst gefördert wurde und daher ständiger Kontrolle des Ministeriums unterlag. Der Aufwand für Forschungspersonal (fünf und zeitweilig mehr Frauen) wurde über die Akquisition von Forschungsprojekten gedeckt. Es wurden zahlreiche Projekte, zuletzt auch im Rahmen der EU-Forschung, durchgeführt. Unter der FDP-Ministerin Ruth Wagner in der Regierung Koch (CDU) wurde die Unterstützung für diese außeruniversitäre Frauenforschung abgeschafft, wobei neben der staatlichen Finanzknappheit die Zentralisierung der Mittel für die Frauenforschung auf die Hochschulen eine Rolle spielte. Eva Brinkmann to Broxten, langjährige ehrenamtliche Geschäftsführerin und Mitarbeiterin des FIF, gründete anschließend 2000 ihre private Stiftung maeccenia für Frauen in Wissenschaft und Kunst. Seit 2002 bin ich im Beirat dieser Stiftung.

Last not least: nach dem Vorbild der FOPAs (Feministische Organisation von Planerinnen und Architektinnen) in Berlin, Dortmund, Hamburg gründete ich 1991 auch in Frankfurt eine FOPA Rhein-Main e.V. Diese Gruppe besteht aus etwa 10-20 jungen Architektinnen, Planerinnen, Soziologinnen und Geografinnen, die sich durch Diskussionen und kleine Veranstaltungen hier weiterbilden und Netzwerke bilden. Zielsetzung des gemeinnützigen Vereins ist es, frauenpolitisch auf Stadt- und Regionalplanung, Verkehrsplanung und das Wohnen im Rhein-Main-Gebiet Einfluss zu nehmen. Von FOPA aus bestanden immer Verbindungen zum Frankfurter Frauenreferat und zu den Frauenbeauftragten im Rhein-Main-Gebiet. Die vereinten FOPAs bringen die Streitschrift „Freiräume“ heraus.

8. Resümee und Perspektiven

Wollte ich heute ein persönliches Resümee ziehen, wie ich zu meiner derzeitigen Position und den verschiedenen Tätigkeitsfeldern gekommen bin, so ist neben der Voraussetzung des liberalen Elternhauses, das mir das Soziologiestudium ermög-

lichte, für mich vor allem der frühe Eintritt in die wissenschaftlichen Netzwerke von „linken“ Soziologen, später in die der feministischen Wissenschaftlerinnen kennzeichnend. Dabei habe ich die Verbindung zum einen wie anderen Netzwerk zu halten gesucht. Diese Kreise bestehen weitgehend getrennt voneinander und überlappen sich auch heute noch kaum. Dieser notwendige, aber auch riskante „Tanz auf verschiedenen Hochzeiten“ hat einerseits damit zu tun, dass ich die Kollegenkreise, zu denen ich Zugang hatte, mit Inhalten der Frauen- und Geschlechterforschung konfrontieren wollte, andererseits damit, dass ich einen flexiblen und undogmatischen Umgang mit kontroversen wissenschaftlichen, auch feministischen Positionen befürworte.

Die Integration der Frauen- und Geschlechterforschung in die Stadtsoziologie ist nur teilweise gelungen. Zwar wird diese grundsätzlich anerkannt, steht aber „daneben“ bzw. wird wie in der 2004 erschienenen „Einführung in die Stadtsoziologie“ von Häußermann/Siebel als Extrakapitel (von Susanne Frank) abgebucht. Die Sitzungen der Sektion Stadtsoziologie, auf denen Ergebnisse der Frauen- und Geschlechterforschung präsentiert werden, werden – wie in Darmstadt 2003 – nach wie vor kaum von männlichen Kollegen besucht. Noch herrscht das Verständnis vor, dass Frauen- und Geschlechterforschung allein Frauensache ist.

Die politische Nachfrage nach stadtsoziologischen Erkenntnissen ist ange- sichts der durch die Globalisierung und Europäisierung in den Städten verursachten ökonomischen, sozialen und politischen Veränderungen groß. Dies zeigte sich nicht zuletzt in den Programmen der „Sozialen Stadt“ wie der „Stadt 2030“ auf Bundesebene, aber auch in dem Diskussions- und Forschungsbedarf vor Ort. Dabei besteht gerade in den großen Programmen die Verpflichtung zum Gender Mainstreaming, was – wenn es überhaupt Beachtung findet – in der Regel nur durch den expliziten Einbezug der Situation von Frauen geschieht (Situationsanalysen). Vor diesem Hintergrund ist die Frauen- und Geschlechterforschung in der Stadtsoziologie heute jedoch schon anders legitimiert als vor 20 Jahren.

Während sich derzeit eine gesellschaftliche Nachfrage nach stadtsoziologischem und auch feministischem Wissen artikuliert, der auch nachgekommen wird, kämpft die Stadtsoziologie an den Universitäten nach 30 Jahren ihrer Expansion um ihre Existenz.

Woran liegt das? Neben den sicherlich entscheidenden machtpolitischen Konstellationen an den jeweiligen Universitäten sind noch andere Gründe zu nennen. Die Stadtsoziologie hat es bisher nicht geschafft, an ihre Bedeutung als einen Kernbereich der Soziologie, als der sie im Chicago der Zwanziger Jahre entwickelt wurde, anzuknüpfen. Die Ursachen dafür sehe ich erstens im sektionspolitischen Bereich. Die „linken“ Sprecher und Sprecherinnen der Sektion haben in den 1980er und 1990er Jahren keinen Einfluss auf die Politik der DGS gesucht, so dass wir u. a. nach der Wiedervereinigung gegen die Umwidmung von stadtsoziologischen Lehrstühlen in Rostock und Leipzig nur erfolglos protestieren konnten.

Zweitens können wir aber auch deswegen nur mit wenig Unterstützung von den anderen Vertretern der Soziologie rechnen, weil die Stadtsoziologie mit ihren traditionellen Themen wie Suburbanisierung, Wohnen, Gentrification und Segregation zwar für die Auftragsforschung hoch relevant ist, aber bisher wenig zur theoretischen Profilierung der Soziologie beigetragen hat. Eine bedeutende Ausnahme macht dabei die Diskussion über den Raum, die neben den anregenden Arbeiten von Giddens, Foucault u. a. in Deutschland in den frühen 1990er Jahren in der Sektion Stadtsoziologie durch Dieter Läpple begann und inzwischen mit den Beiträgen von Löw zur Raumsoziologie (2001) und Krämer-Badoni und Kuhn (Hg.) zur systemtheoretischen Raumdiskussion (2003) die Aufmerksamkeit der allgemeinen wie anderer speziellen Soziologien erreicht hat. Mit dieser Diskussion trifft die Stadtsoziologie nun allerdings ins Zentrum der Soziologie.

Ergebnis der bisherigen Marginalisierung ist in der aktuellen Hochschulsituation die (zukünftige) Streichung bzw. Umwidmung von stadtsoziologischen Professuren in Bremen, Hamburg, Oldenburg und Kassel. Damit verengen sich jedoch die Ausbildungsmöglichkeiten für den Nachwuchs auf die sich derzeit für die Stadtsoziologie öffnenden Fachhochschulen sowie die Architektur- und Raumplanungsfakultäten der Technischen Universitäten. Schrumpfung statt Expansion, wo gesellschaftliche Nachfrage herrscht: ein deutsches Globalisierungsparadoxon!

Anmerkungen

1. Durch mein Studium zog sich – wegen des Argentinienaufenthalts – wie ein roter Faden die Entwicklungsländerproblematik, zu der ich schließlich auch meine Diplomarbeit über „Nationbildung in Entwicklungsländern“ bei Francis schrieb.
2. Hinweise zu meinen Veröffentlichungen finden sich auf meiner Homepage: www.gesellschaftswissenschaften.uni-frankfurt.de/mrodenstein.
3. Gleichzeitig mit mir erhielt Thomas Krämer-Badoni ein Dissertationsstipendium. Die beiden anderen Freunde verfolgten andere, neue Interessen.
4. Dabei hielt ich einen Vortrag zum Thema „Fraueninteressen in Gesundheitspolitik und -forschung“, der mir aus zweierlei Gründen in lebhafter Erinnerung geblieben ist. Zum einen hatten sich die Gegnerinnen der Institutionalisierung der Frauenforschung, die es in Berlin zahlreich gab und die für autonome Organisationen der Frauenbewegung (wie in Berlin das Frauenbildungszentrum, in Frankfurt die Frauenschule) plädierten und uns „Staatsfeministinnen“ nannten, versammelt und griffen gerade bei meinem Vortrag mit Diskussionen ein und versuchten auch auf allerlei Weise zu stören. Zum anderen kam ich mir wie „entdeckt“ vor, als Heinz Hartmann, geschäftsführender Herausgeber der Zeitschrift Soziale Welt, mich gleich nach meinem Vortrag darum bat, den Vortrag veröffentlichen zu dürfen.
5. Da ich die Venia legendi für Soziologie und Planungstheorie erhielt, konnte ich sowohl in Frankfurt am Main die Professur von Helmut Brede vertreten, als auch anschließend eine Gastprofessur an der RWTH Aachen (Lehrstuhl Planungstheorie von Gerhard Fehl) übernehmen.
6. So bezüglich der feministischen Planungsforschung (1998, 1999); als Stichwort „Frauen“ in „Großstadt. Soziologische Stichworte“ (1998), zum Zusammenhang „Stadtsoziologie und Geschlechterverhältnis“ (1999). In ihnen spiegelte sich der auch in der feministischen Stadtforschung

vollzogene Wandel von der Opfer- zur Täterinnenperspektive, von der Frauen- zur Geschlechterforschung.

7. So setzen sich die meist zugezogenen Pendlerinnen in ihren Wohnortgemeinden für eine verbesserte Kinderbetreuung ein, die dann für einheimische Frauen „Impulsräume“ darstellen, die ihnen neue Möglichkeiten für die berufliche Entwicklung und die Lösung ihrer Reproduktionsarbeitskrise bieten können (2005).
8. Noch im Hearing hatte ich es auf den Rat von Insidern unterlassen, von meiner Frauenforschung zu sprechen, da man damals am Fachbereich der Meinung war, eine Professur für Frauenforschung sei genug. Doch feministisch orientierte Mitarbeiterinnen, Ute Gerhard und ich setzten uns in den Berufungskommissionen dafür ein, möglichst niemanden zu berufen, der oder die auf dem eigenen Fachgebiet nicht die darauf bezogene Frauenforschung kannte. Im Laufe der Jahre erhöhte sich die Zahl der Professorinnen am Fachbereich auf neun.

Soziologisch informiert die Vorstellungskraft für eine weniger gewaltträchtige (Welt-)Gesellschaft entfalten

Eva Senghaas-Knobloch

I.

Als ich in Berlin im November 1942 als Schwester zweier älterer Brüder geboren wurde, setzte die Vernichtungsgewalt des Hitlerregimes zu neuen Anstrengungen an, und immer mehr Menschen in Deutschland ahnten, dass die offen und geheim in Gang gesetzte Vernichtungsmaschinerie nicht nur die klar benannten Ziele – Menschen jüdischer Herkunft, politisch Andersdenkende, Menschen aus und in Osteuropa – sondern am Ende auch sie selbst treffen würde. Daran, dass das Hitlerregime und seine Kriege verbrecherisch waren, gab es in meinem Elternhaus keinen Zweifel. Warum ist es aber den Deutschen nicht gelungen, die totalitäre Herrschaft und den kollektiven Wahn aus eigenen Kräften abzuschütteln? Diese Frage bewegte mich, seitdem ich im Alter von 14 Jahren das Tagebuch der Anne Frank gelesen hatte: Wie kam es dazu, dass zu wenige und diese vergeblich den Widerstand wählten, viele – so auch meine Eltern – sich wegduckten und nur im Kleinen hier und da sich gegen Willkür auflehnten, während die meisten dem kollektiven Wahn buchstäblich bis zum „bitteren Ende“ verhaftet blieben? Wie müssten die sozialen Beziehungen zwischen den Menschen beschaffen sein, um sie gegen das Gift von Willkür, Gewaltterrschaft und Vernichtungsenergien immun oder doch wenigstens resistent zu machen? Der Dokumentarfilm „Bei Nacht und Nebel“, den ich in meiner Grundschule im amerikanisch besetzten Sektor in Berlin-Mariendorf zu sehen bekam, hatte einen bleibenden Eindruck bei mir hinterlassen: Menschen sind unter bestimmten Umständen zu unvorstellbar menschenfeindlichen Handlungen im Stande; kollektive Zuschreibungen sind immer in Gefahr, ein äußerstes Maß an Gewaltträchtigkeit in sich zu bergen – so hatte ich auch das Drama „Andorra“ von Max Frisch verstanden. Ich war überzeugt, dass nur die strikte Anerkennung von Individualität zu einem Ausweg aus dem Teufelskreis von kollektiven Zuschreibungen führen kann.

II.

Aber was bedeutete das im Alltag, z.B. im Schulalltag? Ich habe nie eine andere als eine ko-edukative Schule kennen gelernt. Die Oberschule wissenschaftlichen Zweiges (so wurden im Westen Berlins die Gymnasien genannt), die ich nach Beendigung der sechsjährigen Grundschule besuchte und die demnächst ihren 100. Jahrestag feiert, war vor Einführung der Koedukation ein Gymnasium für Knaben

gewesen. So konnte es schon geschehen, dass sich Lehrer über das mangelnde Talent von Mädchen äußerten, das diese aber durch größeren Fleiß wettzumachen wüssten. Die kollektiven Zuschreibungen waren nicht zu überhören. Ich habe vorgezogen, sie weit möglichst zu ignorieren. Das war keine selbstbewusste Haltung eines Mädchens, sondern das war der Versuch, individuell Geschlechtsstereotypen dadurch zu entkommen, dass sie einfach nicht auf die eigene Person bezogen werden. Dass eine solche Strategie zur Entkräftigung von Vorurteilen nur beschränkt tauglich ist, war eine Problematik, mit der ich mich viel später, Mitte der 1960er Jahre, in meiner Diplomarbeit befasste.

Aufgewachsen bin ich in einer bildungsbeflissen Handwerkerfamilie. Sie unterstützte das Studium ihrer Kinder. Meine beiden ältesten Brüder und mein jüngerer Bruder hatten sich den Naturwissenschaften zugewandt. Ich war am Schreiben interessiert; ebenso wollte ich „etwas mit Menschen“ zu tun haben. So nahm ich nach meinem Abitur im Februar 1961 das Studium der Soziologie in dem noch jungen Diplomstudiengang an der Freien Universität Berlin auf; eingeschrieben in der philosophischen Fakultät mit den Nebenfächern Psychologie, Geschichte und Theologie. Meine Eltern unterstützten mich darin, das anfängliche Gefühl der Verlorenheit durchzustehen. Während meiner ersten Studienjahre gab es noch einen so genannten Testatszwang. Auf diese Weise schätzte ich mich glücklich, in meinem Studienbuch die Unterschriften u. a. von Renate Mayntz, Helmut Gollwitzer, Wilhelm Weischedel, Klaus Holzkamp, Otto Stammer und Klaus Heinrich zu bewahren. Mein fünftes und sechstes Semester verbrachte ich an der Universität Tübingen, wo Ralf Dahrendorf sein soziologisches Seminar aufzubauen begann. Vor allem er und Hansgert Peisert vermochten es, die Lust zu soziologischen Untersuchungen zu vermitteln. Sie eröffneten mir einen geistigen Horizont, in dessen Licht sich empirische Untersuchungen, theoretische Durchdringung und politischer Praxisbezug auf sinnfällige Weise miteinander verbinden ließen. Dahrendorf war zu jener Zeit mit empirischen Befunden über die ungleichen Chancen in der Gesellschaft, insbesondere auch hinsichtlich der kumulierten Benachteiligungen von Mädchen in ländlichen Gebieten, in skandalisierender Absicht an die Öffentlichkeit gegangen. In seiner Eliteuntersuchung hatte er nachgewiesen, dass es nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik Deutschland eine unübersehbare Kontinuität alter Eliten in Wirtschaft und politischer Administration gab. In Tübingen erlebte ich das inspirierende Klima dichter Zusammenarbeit zwischen Mitarbeitern und Studierenden, intensive Gespräche über die Vorlesungen von Dahrendorf und Ernst Bloch, nächtelange Debatten in der Bibliothek des soziologischen Seminars. In einer solchen Umgebung war es möglich, Selbstvertrauen zu gewinnen, noch verstärkt durch die Übernahme von Hilfsätigkeiten in Bibliothek und Seminar. Mit dieser Erfahrung suchte ich nach meiner Rückkehr an die Freie Universität Berlin einen entsprechenden Wirkungskreis. Ich fand ihn in dem Projektzusammenhang um Dietrich Goldschmidt. Hier war es nicht nur möglich, wiederum in einen

höchst anspruchsvollen Diskussionszusammenhang zu kommen, sondern auch eine Diplomarbeit zu beginnen, die nicht von vornherein das Schicksal haben würde, allein ins Archiv des Prüfungsamts zu wandern.

Dietrich Goldschmidt hatte 1963 an der kirchlichen Hochschule Berlin eine Arbeitsgruppe von Theologen und Soziologen gebildet, um das Berufsverständnis und die Berufswirklichkeit Berliner Gemeindepfarrer zu entwickeln. Zu dieser Gruppe stieß ich eher zufällig durch Vermittlung meines Studienfreundes Ulrich Teichler, der Mitglied dieser Gruppe war. Der Befund ihrer soziologischen Erhebung über den Beruf des Theologen hatte auch eine kleine Anzahl von Theologinnen einbezogen. Schnell wurde deutlich, dass die gesammelten Materialien zu dieser Gruppe nicht ohne weiteres denen der männlichen Theologen zuzuschlagen wäre. So fügte es sich, dass mein Interesse an einer in einen größeren Forschungszusammenhang einbezogenen Diplomarbeit und an der soziologischen Kategorie der Minderheit sich mit den Bedürfnissen der Forschungsgruppe aufs Schönste miteinander verbinden konnte. Meine 1966 abgeschlossene Diplomarbeit erschien auf Anregung meines akademischen Lehrers Dietrich Goldschmidt im Jahre 1969 als Band 5 der von ihm und Yorick Spiegel herausgegebenen Reihe „Pfarrer in der Großstadt“ im Christian Kaiser Verlag in München.

In „Die Theologin im Beruf. Zumutung, Selbstverständnis, Praxis“ (München 1969) geht es um die Vermittlung gesellschaftlicher Emanzipationsprozesse (von Frauen) mit den Wünschen und Selbstverständnissen von Individuen und institutionellen Diskursen. Und es geht zugleich um die Bedeutung theologischer Ansätze, in denen gesellschaftliche Emanzipationsbewegungen reflektiert und unter verschiedenen historischen Bedingungen verarbeitet wurden. Die Theologinnen suchten Wege, um das, wozu sie sich individuell berufen sahen und durch ein Studium fundiert hatten, in ihrer Kirche auch praktizieren zu können. Die Institution Kirche musste sich damit auseinandersetzen und war dabei gehalten, die jahrhundertealte Legitimation des Ausschlusses von Frauen aus dem evangelischen Pfarramt zu überdenken. Das schloss die Reflexion der Erfahrungen in den Kriegsjahren ein, in denen Frauen wie selbstverständlich die zivilen Aufgaben von Männern, auch des geistlichen Amtes, übernommen hatten.

Für die Theologinnen eröffnete sich nach dem Zweiten Weltkrieg das klassische Dilemma, gegen ihren erneuten Ausschluss aus dem geistlichen Amt entweder mit den besonderen unersetzlichen weiblichen Fähigkeiten zu argumentieren – einer Argumentation, die mit der Diagnose der Veränderungsbedürftigkeit des Amtes und der Innovationsfähigkeit von Frauen verbunden ist, damit aber auch den Rekurs auf kollektive Zuschreibungen entlang Geschlechterkategorien zu begründen; oder aber strikt auf die individuelle Verschiedenheit auch der Frauen abzuheben, wobei durch den Verzicht auf eine Argumentation hinsichtlich von besonderen Fähigkeiten, die der Innovation der Amtspraxis dienen können, oft auch die Kritikwürdigkeit und Veränderungsbedürftigkeit vorfindlicher Amtspraktiken we-

nig dringlich erschienen. Dieses Bewusstseinsdilemma, das ich später als das Wollstonecraft-Dilemma kennen lernte – denn schon Mary Wollstonecraft hat es in ihrem bahnbrechenden Band „A Vindication of the Rights of Women“ benannt – stellt sich mir bis heute als ungelöstes Dilemma dar: Wer die selbstverständliche Gleichstellung von Menschen gemäß individueller Fähigkeiten anstrebt, kann dies nicht mit Rekurs auf kollektiv zugeschriebene Fähigkeiten bisher ausgeschlossener Gruppierungen tun. Als ich in den 1980er Jahren zeitweilig zusammen mit Birgit Volmerg Frauenbeauftragte in unserem Fachbereich war, zeigte sich deutlich, dass die Verbesserung der Chancen von Frauen im Wissenschaftsbetrieb keineswegs mit der Verbesserung der Chancen für feministische innovative Theorien gleichzusetzen war.

III.

Durch Dietrich Goldschmidt kam ich auch in Verbindung mit der Forschungsstelle der Evangelischen Studiengemeinschaft in Heidelberg. Hier hatten sich um Georg Picht und Eduard Tödt fünf multidisziplinär zusammengesetzte Arbeitsgruppen gebildet, die sich verschiedenen Fragestellungen in dem neuen Gebiet der Friedensforschung widmeten. Das Interesse an Friedensforschung hatte in protestantischen Kreisen stark zugenommen, nachdem die Kammer für Öffentliche Verantwortung im Jahre 1965 in ihrer so genannten Ostdenkschrift für die Anerkennung der Grenze mit Polen plädiert hatte. Diese Denkschrift hatte politisch einen nicht vorhergesehenen Wirbel ausgelöst, der es angeraten machte, den Thesen in praktischer Absicht ein solides wissenschaftliches Fundament zu geben. Vor diesem Hintergrund begann ich direkt nach dem Diplom im Jahre 1967 eine befristete wissenschaftliche Assistenz für die Kammer für Öffentliche Verantwortung der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Aus dieser Tätigkeit resultierte als erste wissenschaftliche Veröffentlichung, „Wege der Friedensforschung. Materialien zu einer Friedenspolitik“, eine Ausarbeitung über die verschiedenen wissenschaftlichen Ansätze, sich dem Friedensthema zu nähern, die in den „Pädagogischen Arbeitsblättern“ 1968 erschien. Zur Fortführung der entsprechenden Studien hatte sich Dietrich Goldschmidt bei dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft zusammen mit Ludwig Raiser erfolgreich um die finanzielle Unterstützung eines entsprechenden Forschungsvorhabens bemüht.

Mein Anteil daran erschien unter dem Titel „Frieden durch Integration und Assoziation“, als Band 2 der von Georg Picht und Heinz Eduard Tödt herausgegebenen „Studien zur Friedensforschung“ im Ernst Klett Verlag (Stuttgart 1969). In dieser Studie ging es um die Entfaltung der Grundthese, dass trotz aller Gewalt in den internationalen Beziehungen reale Entwicklungen in Gang gekommen sind, die

als friedensfördernde Tendenzen geeignet sind, kriegsträchtigen Strukturen entgegen zu wirken. Ich befasste mich mit dieser Thematik zu einer Zeit, in der aus der bundesdeutschen Zivilgesellschaft heraus Ideen für eine neue Ostpolitik entwickelt worden waren und dem Thema internationale Organisation trotz des macht- und drohpolitisch verhärteten Ost-West-Konflikts auch realpolitisch eine neue Relevanz zuzukommen schien. Hier wie schon in der „Theologin im Beruf“, ging es um eine zeitgemäße Einbettung von theoretischen und praktischen Ansätzen. Einem ersten Teil über Konzeptionen von Funktionalismus, Weltregierung und Regionalismus folgen in diesem Buch empirische Bestandsaufnahmen zu Strukturen, Trends und Ausprägungen konkreter internationaler Organisationen staatlicher und nichtstaatlicher Art sowie ein dritter Teil, der sich mit Theoremen der politischen Integrationstheorie auseinandersetzt, die in den 1960er Jahren an einzelnen friedensforschungsorientierten Zentren in den USA entstanden waren. Im Mittelpunkt stehen dabei Fragen nach der Prägungskraft von internationalen Organisationen in ihrer Bedeutung für Konfliktregelung, weiterhin das Verhältnis von sachlich begründeter Zusammenarbeit über staatliche Grenzen hinweg, einschließlich rechtsförmiger zwischenstaatlicher Zusammenschlüsse sowie die Bedeutung und Beeinflussbarkeit emotionaler Bindungen und Loyalitäten.

Während der Tätigkeit für die Kammer für öffentliche Verantwortung hatte ich während einer Konferenz der Vereinigung deutscher Wissenschaftler zum Thema Civilian Defense im September 1967 Dieter Senghaas kennen gelernt. Seine konzisen Darstellungen über die modernen Ansätze in der Friedensforschung hatte ich zuvor schon ergiebig für die eigene Arbeit genutzt. Ich lud ihn zu einer von Dietrich Goldschmidt und mir konzipierten kleinen Arbeitskonferenz ein, zusammen mit Ekkehart Krippendorff und Theodor Ebert. Diesem Treffen verdanke ich meine Verbindung mit Dieter Senghaas, die den künftigen wissenschaftlichen Weg stark prägte. Er half mir bei den Vorbereitungen für die Drucklegung der Diplomarbeit und bei der Gestaltung der Studie zu Integration und Assoziation. In letztem Thema sah er ein Pendant zu der Problematik, mit der er sich damals vorrangig befasste: der Strukturanalyse der Abschreckungskonstellation im Ost-West-Konflikt, von Drohpolitik, Rüstungsdynamik und Rüstungskontrolle in einem hierarchischen, staatenzentrierten internationalen System.

IV.

Das Selbstverständnis von Frauen in beruflichen Zusammenhängen, in denen ihre Beteiligung nicht vorgesehen war, und die Analyse der Möglichkeit kooperativer Beziehungen zur Überwindung von Feindseligkeiten in internationalen Systemen waren für mich zwei lebensgeschichtlich begründete Themen. Diese Einsicht und die Verbindung dieser beiden Themenstränge gewann ich erst in den 1970er Jah-

ren, nachdem Dieter Senghaas und ich von einem knapp zweijährigen Aufenthalt in den USA nach Frankfurt am Main gezogen waren. Hier kam im September 1970 unsere Tochter Tanja zur Welt. In Cambridge (Mass.) hatte ich mich auf Anraten von Ingrid Sommerkorn, die ich in Berlin im Umkreis von Dietrich Goldschmidt im Zusammenhang mit ihrer Doktorarbeit über Frauen in der Wissenschaft kennen gelernt hatte, einer der Consciousness Raising Gruppen von „Bread and Roses“ der neuen Women’s Liberation Bewegung angeschlossen. Hier kam ich mit jungen Wissenschaftlerinnen und Aktivistinnen in Berührung, die ihre politische Haltung gegen den Krieg in Vietnam, der in den Universitätsstädten der USA auf immer stärkeren Widerstand stieß, mit einem bewusst feministischen Ansatz verbanden. Die Diskussionen fanden in kleiner vertrauter Runde in einem offenen Erfahrungsaustausch über Wünsche, Bedürfnisse und Erfahrungen von Frauen statt. Nie zuvor hatte ich mir eine solche Perspektive erlaubt, wenngleich ich mich während der Diplomarbeit in die Lage der Theologinnen hineingedacht hatte. Während der Studienzeit war es für mich eheres Gesetz gewesen, alles zu tun, um möglichst nicht als Frau angesprochen zu werden: Die demonstrative Weiblichkeit mancher Studentinnen erschien mir gefährlich und abwegig, sie war – wie ich fürchtete – geeignet, vom Geist des Studiums abzulenken, wenn nicht gar zum Studienabbruch zu führen, vor allem aber den Zuschreibungen zu entsprechen, denen ich ja gerade entkommen wollte.

Im Herbst 1968, als ich Dieter Senghaas als frisch getraute Ehefrau an die Harvard Universität begleitete, musste ich die Erfahrung machen, dass ich für meine Gegenüber nicht als Eva Knobloch sondern als Mrs. Dieter Senghaas existierte. Gegen solche Festlegungen, Selbstbilder und Strukturen begannen in den USA Frauen zu opponieren. Betty Friedan hatte sich mit ihrer Polemik „The Feminine Mystique“ an die Spitze eines Frauenbündnisses mit dem Akronym NOW gestellt. „Bread and Roses“ entstand aus dem studentischen Protestmilieu, das den Versuch machte, die tiefere Verstrickung Amerikas in den Krieg in Vietnam mit persönlichen Anliegen zu verbinden: Wer sich auf die Seite der Befreiungsbewegung in den Ländern der Dritten Welt stellte, sollte sich auch mit der Überwindung von Unterdrückung im eigenen Leben befassen. Die Erfahrung, dass individuelle Strategien, um kollektiven Zuschreibungen zu entkommen, unverzichtbar sind, aber auch an Grenzen stoßen, war eine Lebenserfahrung, die ich aus Amerika mitgebracht hatte.

Als unsere Tochter bald ein Jahr wurde, suchte und fand ich – nach Westdeutschland zurückgekehrt – in Frankfurt a. M. gleichgesinnte Mütter, die sich zu Initiativen für Babygruppen und Kinderläden zusammengeschlossen hatten. In der von Müttern getragenen Kinderladenarbeit, in die die Väter nach Kräften und Möglichkeiten einbezogen wurden, haben sich stabile freundschaftliche Beziehungen entwickelt. Wissenschaftlich war ich in der Frankfurter Zeit in der Friedensforschung tätig, die aufgrund der Initiative des Bundespräsidenten Gustav Heinemann in der Deutschen Gesellschaft für Friedens- und Konfliktforschung (DGFK) einen

Förderungsrahmen und in der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung (AFK) ein Forum für inhaltliche Auseinandersetzungen erhalten hatte. Ich war im Wissenschaftskonzil und im Kuratorium der DGFK sowie im Vorstand der AFK und im Council der International Peace Research Association (IPRA) tätig, blieb aber in Frankfurt ohne institutionelle Anbindung.

Meine frühe Befassung mit internationalen Organisationen hatte in mir den Gedanken geweckt, dass eine Einschätzung friedensförderlicher Möglichkeiten von internationalen Organisationen ohne eine gründliche Analyse von Kapitalinteressen und multinationalen Konzernen nicht möglich sei. So befasste ich mich in diversen Aufsätzen mit der Verbindung zwischen der Internationalisierung des Kapitals und Prozessen der Unterentwicklung in Schwarzafrika, mit Strategien einer neuen internationalen Arbeitsteilung und mit gewerkschaftlichen Ansätzen für einen international gültigen Verhaltenskodex für multinationale Konzerne. In den entsprechenden Publikationen ging es darum, vorfindliche Strategien transnationaler und internationaler Kooperation auf den Prüfstein für Friedensverträglichkeit zu stellen.

Die kritische Analyse bestehender Kooperationsstrukturen erwies sich als Vorbereitung für meine Dissertation über eine exzeptionelle internationale Organisation, die Internationale Arbeitsorganisation (IAO): Fasziniert von einem Band des französischen Anthropologen Claude Meillassoux „*Femmes, Greniers & Capitaux*“, für dessen Übersetzung ich mich erfolgreich beim Syndikat-Verlag einsetzte, und inspiriert durch die IPRA-Sommerseminare, in denen ich eine Arbeitsgruppe leitete, suchte ich nach einem Weg, die Stimmigkeit internationaler Programmatik mit weltgesellschaftlichen Entwicklungstrends zu überprüfen. Bindeglied war die Kategorie der Arbeitskraft. Dabei ging es im Gefolge von Meillassoux darum, die Reproduktion menschlicher Arbeitskraft als gesellschaftliches Problem zu entfalten.

„Reproduktion von Arbeitskraft in der Weltgesellschaft. Zur Programmatik der Internationalen Arbeitsorganisation“, eingereicht bei Egbert Jahn und Ludwig von Friedeburg (Frankfurt a. M., Campus 1979), ging von der Frage aus, auf welche Weise die Arbeitskraft von Frauen in den ökonomischen Leistungsaustausch einbezogen wird und darüber weltgesellschaftliche Strukturen geprägt werden. Mit Meillassoux hatte ich mich schon in meinem in der Zeitschrift „*Leviathan*“ 1976 erschienenen Aufsatz „*Weibliche Arbeitskraft und gesellschaftliche Reproduktion*“ befasst. Dieser handelte von Grenzen der Transformation von Funktionen der Familienarbeit in Lohnarbeit. Meillassoux hatte am Beispiel Schwarzafrikas gezeigt, wie Subsistenzgemeinschaften und damit Subsistenzmöglichkeiten ihrer Mitglieder zerfallen, wenn im Rahmen des Kapitalisierungsprozesses ihre Ressourcen systematisch angezapft und in Form einer „*Arbeitsrente*“ verwertet werden. Ich setzte mich kritisch mit der Übertragung dieses Mechanismus auf die Analyse unbezahlter Familienarbeit in den metropolitanen Gesellschaften auseinander. Die Forderung nach genereller Abschaffung unbezahlter Familienarbeit von Frauen, um damit die Grundbedingung für die gesellschaftliche Organisation von Ausbeutung abzuschaf-

fen, wurde von mir unter dem Gesichtspunkt einer auf ökonomische Begriffe verkürzten Analyse kritisiert. Wie aber verhalten sich ökonomische und sozialpsychologische Kategorien zueinander? Diese Frage blieb offen. Ich habe mich erst viel später wieder mit ihr im Zusammenhang mit fürsorglicher Praxis befasst. In der Dissertation ging es im Kern um die verschiedenen Mechanismen, die auf der Ebene der Weltwirtschaft zu einer ungleichen Bewertung von Arbeitskraft beitragen und um eine Untersuchung des damals aktuellen Weltbeschäftigsprogramms der Internationalen Arbeitsorganisation unter dem Gesichtspunkt, wie weit es diese Mechanismen berücksichtigt und ihnen entgegenwirken könnte.

Der konkreten Analyse der Mechanismen ungleicher Bewertung von Arbeitskraft im bundesdeutschen Kontext näherte ich mich auch wieder in einem Aufsatz mit Ute Gerhard, die ich nach dem Umzug von Frankfurt am Main nach Bremen im Herbst 1978 kennen lernte. Unser Aufsatz „Was heißt Gleichberechtigung?“, der in der Zeitschrift „Freiheit und Gleichheit“ 1979 erschien, handelt von der Widersprüchlichkeit der in Recht gegossenen gesellschaftlichen Erwartungen an Frauen. Zwar war in den großen Reformen der sozialliberalen Koalition der 1970er Jahre auch das Familienrecht dahingehend verändert worden, dass beispielsweise nun nicht mehr der Ehemann die letzte Entscheidung über die Aufnahme einer Berufstätigkeit seiner Ehefrau haben sollte, gleichwohl standen den gesellschaftlichen Erwartungen an die Zuständigkeit der Mütter für die Betreuung von Kindern im Arbeitsrecht Ansprüche an die volle Verfügbarkeit einer Person für den Arbeitsmarkt gegenüber.

In Bremen kam ich in einen Forschungszusammenhang mit Thomas Leithäuser und Birgit Volmerg, in dem ich wieder an mein an Arbeits- und Berufsfor schung orientiertes Interesse anknüpfen konnte – jetzt im Licht einer sozialpsychologischen Perspektive. Mit Birgit Volmerg und Thomas Leithäuser entstanden 1985 und 1986 die Bände „Betriebliche Lebenswelt. Eine Sozialpsychologie industrieller Arbeitsverhältnisse“ (Opladen, Westdeutscher Verlag) und der Band „Erlebnisperspektiven und Humanisierungsbarrieren“ (Frankfurt a. M., Campus Verlag), beide Resultat eines großen Forschungsvorhabens im Bereich des von der sozialliberalen Bundesregierung initiierten Aktions- und Forschungsprogramms zur Humanisierung des Arbeitslebens. In Frankfurt am Main hatte ich mich in der freundschaftlichen Kooperation mit Klaus Horn dem Thema Subjektivität methodisch mit Blick auf friedensrelevante Fragen genähert. Auch Birgit Volmerg und Thomas Leithäuser hatten sich mit Friedensforschung befasst. Sie hatten im Wissenschaftsbetrieb gegen alle Barrieren mit ihren unkonventionellen Forschungsmethoden Erfahrungen gesammelt, die uns zu Gute kamen, um jetzt von Aktionsforschung inspirierte, empirische Methoden zur Erforschung subjektiver Verarbeitungsformen im Arbeitsleben erfolgreich einsetzen zu können. Wir hatten den Anspruch, lebensweltliche Dimensionen auch in hoch restriktiven tayloristischen Arbeitsstrukturen auffindbar zu machen. Uns lag daran, Lebenswelt (im Sinne von Jürgen Habermas)

aus der räumlichen Beschränkung außerhalb des Erwerbsarbeitslebens zu lösen und in eben diesem selbst seine Bedeutung für Probleme der Humanisierung aufzuzeigen.

Wir waren glücklich, als Marie Jahoda, die auf Initiative von Thomas Leithäuser die Ehrendoktorwürde an der Universität Bremen erhielt, unseren Ergebnissen über die betriebliche Lebenswelt ein Vorwort vorausstellte. Ihre noch heute klassische Studie über die Arbeitslosen in Marienthal war uns in vielerlei Weise auch methodisch ein Vorbild. Uns lag daran, die Interaktion zwischen denen, die als Forschende auftreten, und jenen, die als Beforschte gelten, zu reflektieren und neue Wege zu finden, vermittels derer beide Seiten ein Arbeitsbündnis eingehen können. Es kam uns darauf an, nicht nur Bedürfnisse nach Sinngebung in diversen Situationen zu untersuchen, sondern ihnen auch durch eine entsprechende Ethik und Ästhetik im Forschungsprozess Rechnung zu tragen. Hierin waren wir uns mit methodischen Positionen der Frauenforschung einig. Unser kommunikativ orientiertes Forschungsdesign und die hermeneutisch orientierte Auswertung waren dem Ziel der Gegenstandsadäquanz von Forschungsmethoden verpflichtet. In dem zweiten großen Forschungsvorhaben, das Birgit Volmer und ich zwischen 1985 und 1987 in inhaltlicher Fortsetzung des ersten Vorhabens, jetzt in der Ingenieurwelt, unternahmen, haben wir entsprechend unsere methodische Vorgehensweise wiederum angepasst.

Im ersten Vorhaben waren wir zu dem Befund gekommen, dass die Arbeitssituation angelernter Industriearbeiterinnen am wenigsten von ihnen selbst, aber auch kaum von anderen Gruppen im Industriebetrieb als nach humanen Kriterien gestaltbar angesehen wurde. Der Zwang zur Kostenreduktion durch Rationalisierung und Automatisierung machte offenbar inhumane Arbeitsplätze überflüssig, schaffte aber nicht unbedingt neue humanere. In unserem zweiten Vorhaben entwickelten wir daher auf dieser Basis ein Dialogprojekt mit Ingenieuren in verschiedenen beruflichen Praxisfeldern.

Die beiden Bände „Technischer Fortschritt und Verantwortungsbewusstsein“ von 1990 sowie „Technikgestaltung und Verantwortung“ von 1992 (beide Opladen, Westdeutscher Verlag) verweisen auf Möglichkeiten und Grenzen bewusster Technikgestaltung durch Ingenieure.

Obwohl in beiden Vorhaben die Bedeutung der Geschlechterbeziehungen keine herausgehobene Forschungsfrage war, gewannen sie durch unsere Methodik ein eigenständiges Gewicht. Dass noch die restriktivste Industriearbeit erträglich wird, wenn sie von Arbeiterinnen mit dem subjektiven Sinn gesellschaftlich anerkannter, weil bezahlter Produktion in außerhäuslichen Kooperationszusammenhängen ausgestattet wird, und dass sich diese subjektive Sinngebung unter bestimmten Umständen auch als Barriere gegen Veränderungen auswirken kann, hatten wir im ersten Forschungsvorhaben gelernt. Die supervidierenden Reflexionen mit Thomas Leithäuser über die Interviews und Gruppendiskussionen, die wir im

zweiten Vorhaben mit Ingenieurkreisen führten, zeigten uns, in welch sublimer Weise Annahmen über Weiblichkeit und Männlichkeit auf den Gang und die Struktur unserer Dialoge über Technikgestaltung mit den Ingenieuren Einfluss nahmen.

Ähnlich wie die neue Frauenbewegung in den von Aufbruchsstimmung und Konflikten geprägten 1970er Jahren gewannen neben der neuen Frauenbewegung auch die Ökologiebewegung und eine neue Friedensbewegung an Momentum. Wenngleich sich die zentralen Themen der neuen Friedensbewegung auf Rüstungsdynamik und Rüstungsstrategien bezogen, kam in der Friedensbewegung unterschiedlich ein starkes Bedürfnis nach Emotionalität und Subjektivität zum Ausdruck. Ähnlich wie im Fall von Frauenbewegung und Frauenforschung (und von Arbeiterbewegung und Arbeitsforschung) musste auch zwischen Friedensbewegung und Friedensforschung ein angemessenes Verhältnis gefunden werden. Das galt insbesondere für die Frauenfriedensbewegung.

Zuerst habe ich in einem Beitrag zum 65. Geburtstag für Dietrich Goldschmidt „Bewusstwerdung der Frauen und Politik gegen Gewalt“ im Jahre 1980 versucht, ein differenziertes Bild von der Affinität zwischen Frauen- und Friedensfrage zu entwerfen. Dabei war für mich ein Blick auf die erste Frauenbewegung in Deutschland erhelltend. Nur die kleine radikale Minderheit von Frauen, die sich für das Frauenstimmrecht und für Gleichheit im Recht eingesetzt hatten, gehörten zu jenen, die sich im Ersten Weltkrieg dem Kriegspatriotismus verweigert hatten und noch 1915 mit gleich gesinnten Frauen aus Ländern, mit denen Deutschland im Krieg lag, zusammengetroffen waren. Ihre Vision einer Überwindung des Rechts der Gewalt durch eine Macht des Rechts, der Schaffung internationaler Organisationsstrukturen und der Beachtung der Rechte von Frauen in allen Ländern war aus eigenen Erfahrungen der Vorenthaltung von Recht entstanden. Es kommt also darauf an, sich nicht mit kollektiven Zuschreibungen – hier einer wesensmäßigen Friedfertigkeit von Frauen – zu identifizieren, sondern eine wachsende Befähigung zu verantwortlichem Handeln zu gewinnen. Berührungs punkte zwischen kritischer Friedensforschung und neuer Friedensbewegung habe ich insbesondere in der Aufmerksamkeit für strukturellen Unfrieden im Rahmen asymmetrischer Kooperationsverhältnisse ausgemacht. So wie der Begriff der strukturellen Gewalt eine Art Entdeckerleistung der kritischen Friedensforschung war, die den Anstoß für neue Wahrnehmungen gegeben hat, ist für die neue Frauenbewegung die Aufdeckung der Privatsphäre als fundamental gesellschaftlich vermittelter von entscheidender Bedeutung.

Ich hatte die Frage nach der Friedensverantwortung von Frauen in den 1980er Jahren immer wieder aufgegriffen. Im Kern ging es dabei um die Auseinandersetzung über die Frage, ob Frauen einen besonderen Beitrag zur Überwindung von Gewaltstrukturen und Feindseligkeit zu leisten in der Lage sind. Eine Sichtung historischer und aktueller empirischer Befunde zeigte mir, dass die Beantwortung

dieser Frage in jedem Fall davon abhängig ist, ob und in welcher Weise Frauen ein Verständnis sie selbst betreffender Unfriedensstrukturen gewonnen haben. Ange- sichts der damaligen Debatte über eine mögliche Öffnung der Bundeswehr für Frauen bedeutete diese Einsicht für mich, strikt auf dem Recht auf individuelle Entscheidung und politische Urteilskraft zu beharren. Sie bedeutete auch, Stellung gegen die politische Instrumentalisierung von Frauen im Ost-West-Konflikt zu beziehen.

V.

1987 reichte ich im Studiengang Politikwissenschaft der Universität Bremen zusammen mit einer längeren systematischen Einleitung gesammelte Studien zur Thematik „Zivile Konfliktbewältigung in internationalen und innergesellschaftlichen Beziehungen“ als Habilitationsschrift ein. In einem ersten Teil hatte ich die Studien versammelt, in denen es darum ging, wie Kooperation zwischen Staaten strukturiert werden müsste, um Gewaltträchtigkeit strukturell zu überwinden. Der zweite Teil enthielt Studien, die sich mit internationalen Ansätzen befassten, die sich auf die Zähmung ökonomischer Macht durch politisch legitimierte Regeln bezogen. Im dritten Teil ging es um die Frage nach der Lernfähigkeit handelnder Individuen im Sinne ziviler Konfliktbefähigung, um die Analyse der Binnensicht von Institutionen und der in ihnen Handelnden. Der Bezug auf die neue Frauenbewegung und die durch sie inspirierte Betrachtungsweise überkommener Interaktionsstrukturen bekam hier eine besondere Bedeutung. Teil vier bezog sich auf die Analyse subjektiver Barrieren gegen notwendige Veränderungen in betrieblichen Konfliktsituatio- nen. Im letzten Teil wurden die Studien zu forschungsmethodischen und for- schungspraktischen Fragen versammelt. Im Resümee kam ich zu der Überlegung, dass zivile Konfliktbewältigung ein Zusammenspiel institutioneller Rahmenbedin- gungen mit individuellen Handlungsmöglichkeiten erfordert, das auf der Makro- ebene der internationalen Beziehungen erheblich schwieriger als in nahe liegenden Praxisfeldern sowohl zu analysieren als auch zu bewerkstelligen ist. Entwicklung und Erhaltung von Zivilität sind nur möglich, wenn in dieses Zusammenspiel alle unaufhebbaren Bedürfnisse und unveräußerlichen Werte von Menschen einfließen können. Kooperation zwischen den durch nationalstaatliche Grenzen gegebenen Großkollektiven kann eine globale zivile Konfliktbewältigung nur in dem Maße fördern, wie es im Innern der Kollektive gelingt, grundlegende Bedürfnisse und Werte zu befriedigen. Wo immer sich aber Minderheiten oder gar Mehrheiten nur als Lastträger statt als Vorteilsträger internationaler oder transnationaler Kooperati- on – sei es auf Regierungs-, sei es auf Konzernebene – erfahren, ist eine solche kooperative Beziehung nicht nur konflikt- sondern auch potenziell gewaltträchtig. Ich plädierte für eine Forschungsperspektive, in der die Spannung zwischen gesell-

schaftlich Vergegenständlichtem und Subjektivität sowie zwischen funktional Vorgegebenem und verständigungsorientierter Willensbildung ernst genommen wird. Dass ich in Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt auf Friedens- und Konfliktforschung habilitierte, hatte nicht mit dem Ende meines soziologischen Forschungsinteresses zu tun, sondern war vor allem darin begründet, dass die Leitwissenschaft der Friedens- und Konfliktforschung nach wie vor Politikwissenschaft war. Ein breites Verständnis von Sozialwissenschaft hatte sich bisher in allen eigenen Forschungsvorhaben als notwendig erwiesen, in der Dissertation über die Internationale Arbeitsorganisation und ihren institutionellen Möglichkeiten zur Regulierung weltgesellschaftlicher Trends und Problemlagen ebenso wie in den Forschungen über die subjektive Seite der Erwerbsarbeitswelt und den Möglichkeiten zu verantwortlicher Technikentwicklung.

1989 wurde nach einem aufwändigen Verfahren, an dem ich beteiligt war, das Forschungszentrum Arbeit und Technik gegründet. 1992 nahm ich einen Ruf auf die Professur für Arbeitswissenschaft mit dem Schwerpunkt sozialwissenschaftlicher Humanisierungsforschung im Fachbereich Arbeit und Bildung der Universität Bremen an. Die weltpolitische Zäsur, die Ende 1989 mit der Erosion des Ostblocks begann, und die deutsch-deutsche Vereinigung am 3. Oktober 1990 hatte für die Friedens- und Konfliktforschung, die Frauenforschung und die Arbeitsforschung eine tief greifende Bedeutung. In der Friedens- und Konfliktforschung kam es jetzt darauf an, auf allen Ebenen über friedensförderliche Kooperationsstrukturen nachzudenken. Ich habe 1997 diese Frage in Wiederanknüpfung an mein altes Interesse für die Internationale Arbeitsorganisation verfolgt, indem es darum ging, Programmatiken und Strategien der ILO zu untersuchen, die eine Antwort auf die neuen globalen Arbeitsmärkte geben sollten.

Als Hauptprodukt eines Forschungsprojekts entstand das gemeinsame Buch: Eva Senghaas-Knobloch, Jan Dirks, Andrea Liese: „Internationale Arbeitsregulierung in Zeiten der Globalisierung. Politisch-organisatorisches Lernen in der Internationalen Arbeitsorganisation (IAO)“ (Münster 2003).

An den theoretischen Bemühungen von Dieter Senghaas um einen konstruktiven Begriff von Frieden beteiligte ich mich insbesondere mit Blick auf die Bedeutung der subjektiven Dimension. Ute Gerhard und ich versuchten, für ein Schwerpunkttheft der Zeitschrift „Feministische Studien“ Autorinnen aus Ost- und Westeuropa zu gewinnen, um die Bedeutung des Umbruchs in Europa für Frauen auszuloten.

Tatsächlich gelang es uns nur in den bisherigen Staaten des Warschauer Pakts – und das unter den damals abenteuerlichen Bedingungen noch unausgebildeter technischer Kommunikationsstrukturen – Autorinnen zu gewinnen: „Umbruch in Europa, Aufbruch der Frauen?“ (Feministische Studien, November 1992). Bei den Frauen in Westeuropa schien die epochale Veränderung noch nicht angekommen zu sein.

Arbeits- und Technikforschung haben erst spät auf die allgemeine Bedeutung der politischen Zäsur reagiert. Mit Hellmuth Lange hatte ich angesichts der durch Gorbatschow repräsentierten neuen politischen Strömungen, aber noch zu Zeiten der Berliner Mauer, im Rahmen des Forschungszentrums Arbeit und Technik ein Vorhaben konzipiert, das auf vergleichende Weise Gestaltungsansätze der Informationstechnik ausloten sollte.

Tatsächlich hatten wir das historische Glück, in der allerersten Phase der Öffnung zwischen Ost und West mit Akteursgruppen der Arbeit- und Technikgestaltung, besonders mit Entwicklungingenieuren, Probleme der Transformation hautnah mitzuverfolgen, und es entstand unser Band: „Springen aus dem Stand. Akteure der Arbeits- und Technikgestaltung in der Transformation“ (Münster und Hamburg 1994). Die Befunde dieser Studie hatten uns schon verdeutlicht, dass die Transformation keineswegs auf den Osten der neuen Bundesrepublik beschränkt bleiben würde. Aus eigenen Quellen gespeist, deren Dynamik durch das Ende des Ost-West-Konflikts und die Bedeutung neuer globaler Weltmarktstrukturen verstärkt wurde, veränderten sich in den Unternehmen generell Organisations- und Arbeitsstrukturen.

So lag es nahe, sich analog dem Verfahren in der „Betrieblichen Lebenswelt“ nun mit den Problemen persönlicher Sinngebung angesichts neuer Organisationsstrukturen, besonders von Gruppenarbeit in der industriellen Produktion zu befassen, ein Vorhaben, das von der Hanns-Lilje-Stiftung gefördert wurde und zu einem Film und einer Buchveröffentlichung Eva Senghaas-Knobloch, Brigitte Nagler, Annette Dohms: „Zukunft der industriellen Arbeitskultur. Persönliche Sinnansprüche und Gruppenarbeit“ (Münster und Hamburg 1996) führte.

Zugleich war deutlich, dass sich die registrierte Arbeitslosigkeit in der Bundesrepublik von Zyklus zu Zyklus nicht nur verfestigte, sondern jeweils anstieg. Das weckte mein Interesse an der Wiederaufnahme grundlegender theoretischer Fragen zum Verständnis dessen, was in der Gesellschaft Erwerbsarbeit sowohl objektiv auch subjektiv bedeutet. Hannah Arendts großes Werk „Vita Activa“ erschien mir als notwendiger kritischer Stachel angesichts der Einhelligkeit, mit der Erwerbsarbeit zur Hauptsache erklärt wurde, unter anderem auch in verschiedenen Strömungen feministischen Denkens.

In dem Beitrag „Wohin driftet die postindustrielle Gesellschaft?“ für die Festschrift zum 60. Geburtstag von Dieter Senghaas im Jahre 2000 vertrete ich die Auffassung, dass die faktische Veränderung der Geschlechterbeziehungen, die neue Selbstverständlichkeit, mit der Frauen berufstätig sind oder sein wollen, eine fundamentale gesellschaftliche Veränderung bedeutet, deren eher ungeplante, ungewollte gesellschaftliche Implikationen in der breiten Öffentlichkeit und Politik unter dem Stichwort Kinderlosigkeit erst gegenwärtig reflektiert werden.

In dieser Situation ist eine Besinnung und Erforschung der Möglichkeit von fürsorglicher Praxis, wie von Christel Eckart seit langem in die Diskussion gebracht

(so in dem von uns herausgegebenen Extraheft der Feministischen Studien: „Fürsorge-Anerkennung-Arbeit“ (2000)) unabweislich. Wenn kollektive Zuschreibungen (Fürsorge als Frauertätigkeit) nicht mehr greifen, gilt es auch zu fragen, welche gefährdeten Praxisformen neue Unterstützung brauchen.

VI.

Soziologische Wissenschaft bedeutet für mich eine Denk- und Betrachtungsweise zur Durchdringung gesellschaftlicher, einschließlich weltgesellschaftlicher Gegebenheiten, insbesondere des Verhältnisses von Subjektivität und strukturellen Gegebenheiten. Diesen Sachverhalt in seiner Bedeutung für die Interaktionen zwischen Menschen sehe ich als ein Leitmotiv in meinen verschiedensten Forschungsvorhaben an. Die Frauen- und Geschlechterforschung hat sich längst disziplinär differenziert. Verbleibende interdisziplinäre Organe wie die „Feministischen Studien“ müssen sich mit dieser Entwicklung immer erneut auseinandersetzen. Dass Wissenschaft bei der humanen Gestaltung von Gesellschaft helfen soll, davon bin ich fest überzeugt. Für manche Vertiefung in verästelten theoretischen Debatten meinte ich jedoch, weder Zeit noch Energie übrig zu haben. Dennoch zweifle ich nicht daran, dass Theorie auch praktisch hoch relevant sein kann. Da es sich bei meinen Forschungsgegenständen – sei es in der Friedens- und Konfliktforschung im engeren Sinn, sei es in der Frauen- und in der Arbeitsforschung – immer um Themen gehandelt hat, in denen sich soziologische Forschung auch mit Gestaltungsaufgaben auseinander zu setzen hatte, bin ich gegenüber den heute üblichen schnellen, oft kopflosen Verwertungsinteressen skeptisch, denn eine gründliche Auseinandersetzung mit methodologischen und forschungspraktischen Dimensionen von Vermittlung halte ich immer für unausweichlich.

Zweifellos existiert heute in der Soziologie eine sehr viel größere Offenheit für Gestaltungsaufgaben als noch vor zwei Jahrzehnten. Die arbeitsbezogene soziologische Forschung interessiert sich längst nicht nur für die klassischen industriellen Berufe, sondern auch für typische Frauenberufe. Auch ist die Aufmerksamkeit für die subjektive Dimension im Arbeitsleben gewachsen. Die viel größere Menge und die Ausdifferenzierung soziologischer Forschung bringen es jedoch mit sich, dass viele Forschungskreise voneinander abgeschottet sind. Dennoch scheint mir die Neugier an bisher unbekannten Ansätzen, an neuen Wegen, verblüffenden Fragestellungen zu wachsen. Inwieweit die Forschungsförderungslandschaft mit ihrem stärkeren Nachdruck auf verwertbaren Expertisen solche neuen Strömungen wieder versiegen lässt, wird sich in Zukunft erweisen.

Frauen- und Geschlechterforschung als Prozess der Selbstveränderung – berufliche Entwicklungen im Schnittpunkt von Soziologie, Psychoanalyse und Frauen- und Geschlechterforschung

Karin Flaake

Ich habe 1965, gleich nach dem Abitur, in Frankfurt am Main begonnen Soziologie zu studieren. Die Entscheidung für ein solches Studium, das mit den Namen Adornos und Horkheimers und der „Kritischen Theorie“ verbunden war, hing eng zusammen mit meinem Interesse an allen in den beginnenden 1960er Jahren zur CDU- und Adenauer-Politik oppositionellen Impulsen. Ich sympathisierte mit der Ostermarschbewegung gegen die Wiederaufrüstung und Atombewaffnung, las Pardon und Twen und zumindest zeitweise Konkret und den Spiegel, war begeistert von linken Kabarettisten wie Wolfgang Neuss und Wolfgang Gruner, die die Enge dieser Zeit, die Politik des Kalten Krieges und militanten Antikommunismus mit ironischer Schärfe karikierten. Mit einer solchen oppositionellen Haltung konnte ich mich zugleich in dem konservativen Mädchengymnasium in Mainz, das ich nach einigen Schul- und Ortswechseln zwei Jahre bis zum Abitur besuchte, von der meiner Meinung nach dort herrschenden Provinzialität, der apolitischen und traditionellen Atmosphäre, abgrenzen. So waren von denjenigen in meiner Klasse, die sich für ein Studium entschieden – eine Mitschülerin, die vorhatte, Medizin zu studieren, und ich – wir die einzigen, die nicht in Mainz blieben, um sich von dort aus an einer nahe gelegenen Pädagogischen Hochschule zur Volksschullehrerin – so die damalige Bezeichnung für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen – ausbilden zu lassen – eine Perspektive, die bei den meisten eng mit der Vorstellung verbunden war, bald zu heiraten, mit der Geburt der Kinder den Beruf aufzugeben und später begleitend zur Familienarbeit reduziert wieder aufzunehmen. Eine solche Zukunftsvorstellung löste bei mir große Abwehr und Abneigung, aber auch Verachtung aus. Sie erinnerte mich zu sehr an das Leben meiner Mutter, die ihren Beruf mit meiner Geburt aufgegeben hatte, immer unter ihrem Nichtausgefülltsein als Hausfrau gelitten, aber nicht das Selbstbewusstsein und die Kraft hatte, an dieser Situation etwas zu ändern. Auch für ihre Tochter wünschte sich meine Mutter kein radikal anderes Leben als das ihre, wohl in der Hoffnung, dass Enkel – denn Kinder waren in ihren Vorstellungen für meine Zukunft noch wichtiger als ein Ehemann – ihr wenig glückliches Leben zum Besseren verändern könnten. Zu einer solchen in meinen Augen mit Enge und Unglück verbundenen Welt schien mir das Leben meines Vater eine sehr viel attraktivere Perspektive zu bieten. Mein Vater war Journalist – ein Berufsziel, dass ich zu Beginn meines Studiums auch hatte, er arbeitete zu der Zeit beim Zweiten Deutschen Fernsehen in Mainz, der eher linken SPD sich zugehörig fühlend. Er war im Bereich Gesellschaftspolitik tätig, hatte nicht studiert, es sich aber immer gewünscht, so dass ich mit meinem

Soziologiestudium, das von ihm anders als von meiner Mutter sehr unterstützt wurde, wohl auch einem Teil seiner nicht gelebten Wünsche entsprochen habe. Aber erst sehr viel später – im Zuge meiner Hinwendung zur Frauenforschung – wurde mir bewusst, wie stark meine Entscheidung für die Soziologie eine Entscheidung gegen den mütterlichen und für den väterlichen Lebensweg gewesen war.

In der ersten Hälfte meines Studiums hat mich Adorno sehr beeindruckt. Wie viele in den ersten Semestern habe ich wenig von dem verstanden, um was es ging in den Lehrveranstaltungen, die im größten Hörsaal der Universität stattfanden und an denen meist vom Erstsemester bis zu Promovierenden alle teilnahmen, aber ich hatte – ebenfalls wie viele andere auch – das Gefühl, dass es sich lohnt, Adorno zu verstehen, dass es sich lohnt, sich in die zunächst kompliziert wirkende Begrifflichkeit und Art zu denken und zu schreiben einzuarbeiten. Dabei habe ich die Übungen, die Regina Schmidt, damals Assistentin am Institut für Sozialforschung, begleitend zu Adornos Seminaren anbot, als sehr hilfreich erlebt. Nach solchen Sitzungen hatte ich manchmal – ebenso wie nach einigen Lehrveranstaltungen bei Adorno – das Gefühl, dass mir die Augen geöffnet worden sind für etwas, das ich bisher noch nicht verstehen und wahrnehmen konnte und es mir jetzt möglich war, die Welt um mich herum anders und neu zu sehen. Besonders faszinierend an Adornos Lehrveranstaltungen, in denen er seine Gedanken meist beim Sprechen entwickelte, war für mich seine Fähigkeit, komplexe gesellschaftliche Zusammenhänge und abstrakte Begriffe – z.B. den der alles Gesellschaftliche durchdringenden Warenfähigkeit – durch konkrete Beispiele zu entfalten – z.B. das des Kindes, das das ihm von einem Fremden in freundlicher Absicht angebotene Bonbon ablehnt, weil es davon ausgeht, dass solche Angebote nur mit bösen Absichten, mit unerwünschten Gegenleistungen verbunden sein können. Diese Genauigkeit und Sensibilität im Beobachten von Alltagsphänomenen und die Bereitschaft, das Individuelle, Besondere ernst zu nehmen und zugleich das in ihm enthaltene Allgemeine herauszuarbeiten, ist für mich bis heute eine Fähigkeit, die ich in meinen Lehrveranstaltungen zu vermitteln versuche.

Die Studentenbewegung hat mich dann ebenso mitgerissen wie viele andere auch. In Frankfurt Soziologie zu studieren und im Sozialistischen Deutschen Studentenbund zu sein, gehörte zusammen. Das Angezogensein von Adorno verkehrte sich aus Enttäuschung darüber, dass er sich weiterhin nur als kritischer Intellektueller verstand und unsere politischen Aktionen, die damals als legitim geltende „Gewalt gegen Sachen“, nicht unterstützte, in Wut. Es ist für mich noch immer beschämend zu sehen, mit welcher Unerbittlichkeit und Grausamkeit wir – die wir doch für uns in Anspruch nahmen, uns kritisch mit der nationalsozialistischen Vergangenheit unserer Eltern und deren Verstrickung in die Ausgrenzung, Verfolgung und Ermordung der Jüdinnen und Juden auseinander gesetzt zu haben – einen Mann verfolgten, der selbst als Jude 1933 aus Deutschland vertrieben wurde. In

einem Seminar kurz vor seinem Tod, Ende des Sommersemesters 1969, das wohl wieder einmal „gesprengt“ werden sollte, zog Adorno – auf mich tief verletzt und verstört wirkend – dann auch eine Parallele zu 1933: Das Verhalten der Studenten sei für ihn wie „Juden raus“.

Ich habe mich dann in der zweiten Hälfte meines Studiums – bis zu meinem Diplom 1972 – insbesondere mit dem damals aktuellen Thema der schichtspezifischen Sozialisation und der schichtenspezifischen Formen des Sprachgebrauchs beschäftigt. Auf konkreterer Ebene fand sich darin das von Adorno geweckte Interesse wieder, dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft auf die Spur zu kommen. Ich hatte die Möglichkeit, an dem von Ulrich Oevermann geleiteten und vom Berliner Max Planck Institut für Bildungsforschung finanzierten Forschungsprojekt „Elternhaus und Schule“ mitzuarbeiten und habe in diesem Kontext auch meine Diplomarbeit über eine empirische Teiluntersuchung zum Verhältnis von Sprache und Kognition geschrieben. Durch die Mitarbeit an diesem Projekt habe ich mir fundierte Kenntnisse in quantitativ und qualitativ orientierter Sozialforschung aneignen können.

Ein anderer Strang von Diskussionen, der mich mit Beginn meines Studiums beschäftigt hat, war der der Psychoanalyse, die in Frankfurt eng mit der Soziologie verbunden war. Ich besuchte Lehrveranstaltungen bei Alexander Mitscherlich und Alfred Lorenzer, zudem fanden eine Reihe von Seminaren im Sigmund-Freud-Institut statt, deren Themen immer auch einen aktuellen gesellschaftspolitischen Bezug hatten, z.B. die Frage, ob Aggressivität an bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse gebunden ist oder eine angeborene Komponente hat, oder die, wie psychische Strukturen unter ganz anderen gesellschaftlichen Bedingungen aussehen können. Leitend war auch hier die Frage nach der Veränderbarkeit gesellschaftlicher Verhältnisse und menschlichen Verhaltens.

Nach dem Diplom hatte ich die Möglichkeit, meinen Interessen an schichtspezifischen Sozialisationsprozessen mit einem konkreten politischen Bezug weiter nachzugehen. Ich arbeitete drei Jahre – von 1972 bis 1975 – an einem von Martin Baethge geleiteten Forschungsprojekt über politische Lernprozesse an Allgemeinbildenden Schulen mit, das am Göttinger Soziologischen Seminar angesiedelt war. Es war eine sehr umfassende Studie, in der wir Schülerinnen und Schüler, zum Teil ihre Eltern sowie Lehrerinnen und Lehrer befragt haben. Ich nenne hier beide Geschlechter – aber das ist meine heutige Perspektive. Damals spielte das Geschlecht keine Rolle, allein maßgeblich war die soziale Schichtzugehörigkeit. Das Projekt war wie viele soziologische Forschungen dieser Zeit getragen von dem Interesse, eine politisch-emanzipatorische Praxis zu befördern, konkret: die Bedingungen anzugeben, unter denen Schülerinnen und Schüler ein kritisches politisches Bewusstsein entwickeln. Rückblickend kommt mir diese damalige Perspektive überheblich vor: denn wir wussten, wie das richtige politische Bewusstsein auszusehen hatte und maßen die Äußerungen der Befragten daran, um Grade von Abweichung oder

Übereinstimmung festzustellen. Aber das war die Logik eines Teils der damaligen kritischen Sozialforschung, ich habe methodisch viel in diesem Projekt gelernt, insbesondere die Erarbeitung von Fragebögen und die Auswertung von Interviews.¹ Mit den Ergebnissen zum Zusammenhang von sozialer Schichtzugehörigkeit, Erziehungseinstellungen der Eltern und politischen Orientierungen der Schülerinnen und Schüler habe ich dann in Göttingen promoviert.

1975 wurde ich wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main. Ich arbeitete mit in der wissenschaftlichen Begleitung eines städtischen Reformprojekts vorschulischer Erziehung, dem Projekt „Kita 3000“, das von einem Teil seiner Initiatorinnen und Initiatoren und auch von uns² als Versuch der Übernahme von Elementen der Kinderladenbewegung in öffentliche Einrichtungen verstanden wurde. Nach knapp zwei Jahren endete dieses Projekt durch einen Wahlsieg der CDU. Ich arbeitete kurzzeitig an einem an der Frankfurter Universität angesiedelten Projekt zur beruflichen Sozialisation von Auszubildenden³ mit, anschließend wieder im Institut für Sozialforschung an einer Studie über außerschulische öffentliche Erziehung von Kindern und Jugendlichen.⁴ 1980 entwickelte ich dann gemeinsam mit zwei Kollegen⁵ ein Projekt zu einem Thema, das zu der Zeit aktuell war und an die damaligen Diskussionen zum „Wertewandel“ anknüpfte: Es ging um den Bedeutungsverlust von beruflicher Arbeit in Relation zu anderen Lebensbereichen. Dieses Thema war für uns auch privat eng verbunden mit der Perspektive, „auszusteigen“ aus beruflicher Arbeit und ein „alternatives“, als ganzheitlicher und sinnvoller empfundenes Leben zu führen. Im Verlaufe der Antragstellung bei der DFG, insbesondere durch Diskussionen mit dem Geschäftsführenden Direktor des Instituts, Ludwig von Friedeburg, geriet die „Aussteigerperspektive“ dann in eine Randposition und beantragt und bewilligt wurde ein Projekt zur Bedeutung von beruflicher Arbeit im Lebenszusammenhang bei Ingenieuren in der Industrie und Lehrerinnen und Lehrern. Mir war zu dieser Zeit die Bedeutung des „Geschlechts“ in und für gesellschaftliche Verhältnisse – trotz der mittlerweile großen Bedeutung der Frauenforschung an den Universitäten und obwohl es im Institut ein „Frauenprojekt“ zum Thema „Frauenarbeit in Familie und Fabrik“ gab⁶ – zwar kognitiv einleuchtend, es fehlte aber die emotionale Basis, um eine solche Perspektive auch zu meiner zu machen. Diese emotionale Basis entwickelte sich erst im Verlaufe des Projekts.

Die Atmosphäre unter uns Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Institut für Sozialforschung der 1970er und dann auch 1980er Jahre habe ich als lähmend und erstarrt empfunden, zugleich war es aber auch faszinierend, überall im Institut auf Zeichen der früheren „Kritischen Theorie“ zu stoßen: Die ehemals für Adorno und Horkheimer tätigen Sekretärinnen waren noch da und erzählten manchmal von ihrer Zeit bei Adorno und Horkheimer, es erreichten uns Informationen über den Gesundheitszustand Gretel Adornos, der Ehefrau Adornos, die kurz nach seinem Tod einen Selbstmordversuch unternommen hatte und seitdem pflegebe-

dürftig war, eine Freundin Adornos arbeitete noch im Institut, Adornos ehemaliges Arbeitszimmer war kaum verändert, in einigen Schränken fanden sich Geräte und Materialien aus Studien, die in der Emigration und in den 1950er und 1960er Jahren durchgeführt worden waren und zahlreiche noch Lebende aus dem Umkreis des Instituts für Sozialforschung der 1920er Jahre und der Emigration kamen zu Besuch, z.B. Leo Löwenthal, Herbert Marcuse, Norbert Elias, Alfred Sohn-Rethel und Karl August Wittfogel. Durch sie erfuhren wir auch einiges über Animositäten, Konflikte und Ab- und Ausgrenzungen in der damaligen Zeit, ein Aspekt, der insofern beruhigend war, als es unter den „Großen“ wohl auch nicht viel anders war als zwischen uns.

Die Arbeitssituation der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter am Institut für Sozialforschung der 1970er und 1980er Jahre war eine überaus privilegierte: Wir hatten große Handlungs- und Gestaltungsspielräume, sowohl was die Antragstellung und Durchführung der Projekte als auch Institutsangelegenheiten betraf. Projekte wurden von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern eigenverantwortlich entwickelt, nach Diskussionen mit den Direktoren meist von einem von ihnen beantragt und dann weitgehend ohne Projektleitung durchgeführt. Geleitet wurde das Institut von einem Institutsrat, der aus den drei Direktoren sowie drei Mitarbeitervertreterinnen bzw. -vertretern bestand – keine Seite konnte die andere überstimmen, Konsensentscheidungen waren erforderlich. Trotz dieser großen Autonomie waren die Diskussionen unter uns wenig lebendig. Es dominierte eine theoretische Perspektive, in der die Vereinnahmung der Einzelnen durch die Kapitallogik – ihre „reelle Subsumtion“, wie es damals in Anknüpfung an Analysen Sohn-Rethels hieß – im Vordergrund stand und wenig Raum für Subjektivität und Lebendiges war. Dementsprechend hatten die Projekte, an denen ich mitgearbeitet habe, eine Randposition im Institut, und ich habe mich gegen diese subtile Entwertung und die hohen Ansprüche an theoretische Arbeit nur schwer innerlich abgrenzen können. Möglicherweise hing die damalige Atmosphäre am Institut für Sozialforschung auch zusammen mit der zu dieser Zeit – der „bleiernen Zeit“ des RAF-Terrorismus und der unerbittlichen Härte des staatlichen Vorgehens – generellen Lähmung unter den Linken, vielleicht hat aber auch eine Rolle gespielt, dass wir fast alle in Frankfurt studiert hatten, an der Studentenbewegung beteiligt waren und jetzt – symbolisch – im Haus des möglicherweise auch durch unsere Mitschuld gestorbenen Vaters saßen.

Im Verlaufe einer Psychoanalyse veränderten sich meine soziologischen und auch persönlichen Perspektiven radikal. Mir wurde bewusst, dass mein bisheriger beruflicher Werdegang ein weitgehend „väterlicher“, d. h. an Männlichem orientierter Weg war und das für mich Wichtige bisher in meinen Arbeiten zu kurz gekommen war. Ich entdeckte die Frauenforschung und feministische Wissenschaft für mich, insbesondere die dann in den 1990er Jahren in kritischer Absicht „differenz-

theoretisch“ genannten Ansätze. Ihr Interesse war es, der damals in vielen theoretischen Annahmen und wissenschaftlichen Argumentationen – auch denen der Soziologie – vorherrschenden, vermeintlich geschlechtsneutralen Perspektive, in der meist für Männer Spezifisches zum Allgemeinen erhoben und Frauenspezifisches entweder gar nicht oder als Abweichendes, geringer Bewertetes vorkam, das Eigene, andere und Nichtdefizitäre der Lebensbedingungen und des Denkens und Handelns von Frauen entgegenzusetzen. Viele der damals breit diskutierten Studien waren psychoanalytisch orientiert oder bezogen sich auf psychoanalytische Annahmen. Besonders wichtig für mich waren die Analysen von Nancy Chodorow, die Psychoanalyse und Soziologie miteinander zu verbinden versuchte, indem sie für Frauen und für Männer spezifische Entwicklungsverläufe und Muster von Identität herausarbeitete und als Resultat der bestehenden gesellschaftsstrukturell verankerten Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern analysierte. Auf diese Studie bezogen sich eine Reihe anderer Untersuchungen, z.B. die von Carol Gilligan über weibliche und männliche Moral und von Evelyn Fox-Keller über weibliche und männliche Formen des wissenschaftlichen Zugangs zur Welt. Diese Studien hatten für mich – wie damals für viele Frauen im universitären und wissenschaftlichen Umfeld – eine befreiende Wirkung. Sie machten das vielfach nur diffus empfundene Unbehagen an wissenschaftlichen Theoriekonzeptionen und -diskussionen fassbar und benennbar: Die oft an abstrakten Prinzipien orientierten theoretischen Argumentationen erwiesen sich als von Männern für Männer gemachte und verloren damit die Aura der von ihnen selbst beanspruchten universellen Gültigkeit. Damit wurde – und darin bestand die emotionale Bedeutung der differenztheoretischen Ansätze – den von Männern gemachten Theorien ihr Weltdeutungs- und Allgemeinvertretungsanspruch entzogen – Frauen zeigten sich mit ihrer eigenen Subjektivität, mit ihrer eigenen und anderen Stimme. Mir ermöglichten diese feministischen Perspektiven einen neuen Bezug zu mir selbst, meiner „Weiblichkeit“ – eine Kategorie, die in den 1990er Jahren zunehmend fragwürdig wurde, in den 1970er und 1980er Jahren aber große Bedeutung in Frauenzusammenhängen und für die persönliche Entwicklung vieler Frauen hatte.

Für mich waren die 1980er Jahre – verbunden mit dem Bezug zur Frauenforschung und feministischen Wissenschaft – eine Zeit erneuten Aufbruchs: Ich entschied mich, meine Tätigkeit am Institut für Sozialforschung langfristig aufzugeben und mich stärker an universitärer Lehre zu orientieren, hatte an der Universität in Frankfurt und der Technischen Hochschule Darmstadt Lehraufträge zu verschiedenen Themen im Bereich der Frauenforschung und feministischen Wissenschaft, gab Kurse in der „Frankfurter Frauenschule“, einem autonomen Frauenbildungsprojekt und machte von 1982 bis 1986 am Heidelberger Institut für Gruppenanalyse eine Ausbildung zur Gruppenanalytikerin, damals eine der wenigen Möglichkeiten für Nichtmedizinerinnen bzw. -mediziner und Nichtpsychologinnen bzw. -psychologen, eine psychoanalytische Ausbildung zu beginnen. Zugleich be-

suchte ich an der Universität in Frankfurt wieder Lehrveranstaltungen und vertiefte mein Interesse an einer Verbindung von Soziologie, Psychoanalyse und Frauenforschung. Ich besuchte Seminare von Alfred Lorenzer zur tiefenhermeneutischen Textinterpretation, in denen es um das Herausarbeiten unbewusster Gehalte in literarischen Präsentationen ging – ein Verfahren, das mich faszinierte, weil sich nach jeder gemeinsamen Diskussion Aspekte der Texte erschlossen, die vorher nicht zugänglich waren. Ein entsprechendes Vorgehen ist auch gegenwärtig für mich die bevorzugte Methode für die Auswertung von Interviews. Meine Seminare dazu gehören für mich zu den anregendsten, weil sich über die Dynamiken und Themen in der Seminargruppe und deren Reflexion immer wieder neue Gehalte der Texte erschließen. Als ebenfalls sehr produktiv und neue Perspektiven eröffnend habe ich die ethnopsychanalytischen Seminare von Hans Bosse erlebt, in denen wir gruppenanalytische Protokolle von jungen Frauen und Männern in Papua Neuguinea unter dem Aspekt der Dynamik von Geschlechterverhältnissen interpretierten. Über diese Diskussionen erschlossen sich Wünsche, Fantasien und Ängste, die bei uns verborgener, aber doch in ähnlicher Weise wirksam sind.

Im Verlaufe dieser Neuorientierung veränderte sich auch mein Blick auf die Interviews mit den Lehrerinnen und Lehrern, die ich in dem Forschungsprojekt zur beruflichen Arbeit im Lebenszusammenhang am Institut für Sozialforschung auswertete. Ich verknüpfte die Annahmen Nancy Chodorows zu geschlechtsspezifischen Entwicklungsverläufen und Mustern von Identität mit den Schilderungen der Befragten über ihren beruflichen Werdegang und die Gestaltung ihrer Arbeit in der Schule und arbeitete unterschiedliche Muster des Umgehens mit den Anforderungen des Lehrberufs bei Frauen und Männern heraus. Mit dieser Arbeit habilitierte ich mich 1989 am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität in Frankfurt am Main. Der Weg zu dieser Habilitation war nicht einfach. Sowohl innere als auch äußere Widerstände spielten dabei eine Rolle. Dass Frauen sich mit Themen aus dem Bereich der Frauenforschung habilitierten, war nichts Selbstverständliches, sondern mit Vorbehalten und Konflikten verbunden. Bei einer Habilitation ist man noch einmal sehr abhängig von der Unterstützung durch Professorinnen und Professoren. Ich hatte das Glück, dass Frauenforschung in Frankfurt schon einen Schritt in die Institutionalisierung getan hatte – Ute Gerhard, Inhaberin der Soziologischen Frauenforschungsprofessur, und Christa Rohde-Dachser, Professorin für Psychoanalyse und im Bereich Feministischer Psychoanalyse arbeitend, waren Gutachterinnen für meine Arbeit und ermöglichten mir so die Habilitation.

Die inhaltlichen Schwerpunkte meiner Arbeit bezogen sich in den 1980er Jahren wesentlich auf die innerpsychischen Bedingungen, die Frauen in traditionellen Verhältnissen festhalten bzw. ihnen eigene Wege eröffnen, so z.B. auf das Verhältnis von Frauen zu gesellschaftlichen Machtpositionen, auf Dynamiken unter Frauen in Arbeitszusammenhängen und das Verhältnis von Frauen zu ihrer Weiblichkeit.

keit, insbesondere auch ihrer körperlichen Weiblichkeit. In diesem Rahmen waren die Dynamiken in der Mutter-Tochter- und Vater-Tochter-Beziehung wesentliche Themen. Zunehmend rückte dann die lebensgeschichtliche Phase der Adoleszenz ins Zentrum meines Interesses, insbesondere die Frage, wie gesellschaftliche Definitionen von weiblicher Körperlichkeit die Körperwahrnehmung und das Körpererleben junger Frauen prägen.⁷ Die Themen, die ich bearbeitete, waren dabei zugleich immer auch meine eigenen. Insofern waren für mich wissenschaftliche Arbeit und Selbstreflexion eng miteinander verbunden – eine Verknüpfung, die ich auch heute noch als sehr produktiv empfinde.

1989 schied ich endgültig – nach einem längeren Prozess der Ablösung und Distanzierung – aus dem Institut für Sozialforschung aus. Ich arbeitete auf Honorarbasis mit an Projekten des Frankfurter Instituts für Frauenforschung, einem autonomen Frauenforschungsinstitut, und war u. a. im Bereich der Fortbildung von Lehrerinnen und Lehrern tätig.

Anfang 1991 erhielt ich eine auf vier Jahre befristete C2-Stelle am Psychologischen Institut der Freien Universität Berlin.⁸ Diese Stelle entsprach genau meinen wissenschaftlichen Interessen an einer Verbindung von Soziologie, Psychoanalyse und Frauen- und Geschlechterforschung. Die Studentinnen in diesem Arbeitsbereich waren fast alle feministisch engagiert und zum Teil in Berliner Frauenprojekten tätig, eine enge Verknüpfung von psychologischer Ausbildung und feministischer Beratung und Therapie gehörte zu den Schwerpunkten des Arbeitsbereichs. Es war eine sehr lebendige und anregende Zeit, und ich habe bedauert, dass meine Stelle auf vier Jahre befristet war. Wir unternahmen viele Anstrengungen, um eine Frauenforschungsprofessur für die Psychologie durchzusetzen – leider ohne Erfolg. An diesem damals so produktiven Arbeitsbereich lässt sich die Bedeutung der Verankerung einer Geschlechterperspektive durch eine Professur oder Dauerstelle zeigen: Nachdem die befristete C2-Stelle und sukzessive dann auch wissenschaftliche Mitarbeiterinnenstellen gestrichen wurden, verlor der Arbeitsbereich immer mehr an Bedeutung – heute gibt es in der Psychologie an der Freien Universität Berlin kaum eine Spur mehr, die auf ihn verweisen könnte.

Ich hatte dann das große Glück, 1994 in Oldenburg auf eine C3-Professur für Soziologie mit dem Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung berufen zu werden. Glück deshalb, weil ich, als ich den Ruf erhielt, fast fünfzig Jahre alt war und es für eine Verbindung von Soziologie, Psychoanalyse und Frauen- und Geschlechterforschung nur wenige Stellen gab. Ich fand in Oldenburg ein sehr gutes Umfeld für eine weitere Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterperspektive vor: Eine Reihe von Kolleginnen und Kollegen boten seit Jahren Lehrveranstaltungen zu entsprechenden Themen an und arbeiteten seit längerem an der Entwicklung eines Studiengangs zur Frauen- und Geschlechterforschung. Mit meiner Professur wurde die Einrichtung eines solchen Studiengangs institutionell mög-

lich. Im Wintersemester 1997/98 – zeitgleich mit der Humboldt Universität in Berlin – eröffneten wir das Magisternebenfach Frauen- und Geschlechterstudien⁹, das schnell auf großes Interesse bei den Studierenden, insbesondere Studentinnen, traf und derzeit ca. 150 Studierende hat, für eine kleine Universität wie Oldenburg eine beachtliche Zahl. Ende 2000 gelang uns ein weiterer Schritt auf dem Wege der Institutionalisierung einer Frauen- und Geschlechterperspektive: Wir gründeten das Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung (ZFG), das durch eine Anschubfinanzierung vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur unterstützt wurde.¹⁰

Auch bezogen auf meine inhaltlichen Arbeitsschwerpunkte fand ich in Oldenburg sehr gute Bedingungen vor. Gemeinsam mit einer Kollegin in der Erziehungswissenschaft, Heike Fleßner, und einer mitwirkenden Lehrerin¹¹ führte ich mehrere jeweils vierstündige und über vier bis fünf Semester laufende Studienprojekte – eine Institution aus den Anfangszeiten als Reformuniversität – durch, in denen eine Verbindung von theoretischer, empirischer und pädagogisch praktischer Arbeit angestrebt wurde. Thermatisch zentrierten sich diese Projekte um die Adoleszenz, zunächst die der Mädchen, dann auch die der Jungen, in den letzten Projekten kam auch eine interkulturelle Perspektive dazu. Im Rahmen der von mir geleiteten Arbeitsgruppen wurden Interviews mit jungen Frauen, später auch jungen Männern sowie ihren Müttern und Vätern zur Bedeutung der körperlichen Veränderungen der Pubertät – den mit ihnen verbundenen Wünschen, Fantasien und Ängsten und den durch sie ausgelösten familialen Dynamiken – durchgeführt und psychoanalytisch orientiert ausgewertet. Die Arbeit in diesen Seminaren war für alle Beteiligten sehr intensiv und produktiv. Für viele Studierende bildete das Projekt einen Kristallisierungspunkt, um den herum sie ihr Studium und z. T. auch ihre privaten Kontakte organisierten und für uns, die Lehrenden, bot sich – neben anregenden Seminardiskussionen – die Möglichkeit, Studierende über eine weite Strecke ihres Studiums zu begleiten und Entwicklungen zu verfolgen.

In der Soziologie vertraten – bis zu ihrer Pensionierung Ende des Wintersemesters 2004/05 – meine Kollegin Ilse Dröge-Modelmog und ich die Geschlechterperspektive. Wir ergänzten uns von unseren Arbeitsschwerpunkten – Ilse Dröge-Modelmog war stärker theoretisch orientiert, ich stärker empirisch, so dass wir ein ausgewogenes und für die Studierenden attraktives Lehrangebot entwickeln konnten. Damit war die Soziologie – bis zur Pensionierung Ilse Dröge-Modelmogs – bezogen auf Frauen- und Geschlechterforschung vergleichsweise gut ausgestattet.¹²

Im Kontext des Zentrums für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, in dessen Sprecherinnengruppe ich seit seiner Gründung mitarbeitete, haben sich eine Vielzahl von Aktivitäten entwickelt, die die Basis und das inhaltliche Profil der Oldenburger Geschlechterforschung erweitert und vertieft haben: die Konzipierung und Organisation von auch internationalen Tagungen, von zahlreichen

Vortragsreihen, Fachtagen und Workshops sowie einer Schriftenreihe, die Entwicklung und Verfestigung internationaler Kooperationen, z.B. durch regelmäßige internationale Gastprofessuren sowie die Durchführung zahlreicher Forschungsprojekte, z.B. im Themenbereich „Geschlechterverhältnisse in Universitäten und Wissenschaften“¹³ und bezogen auf „Geschlechterkonstruktionen und Gewalt“. Zudem gelang es uns, einen Schwerpunkt der Arbeit des Zentrums – die Verknüpfung geistes- und sozialwissenschaftlicher mit naturwissenschaftlichen Perspektiven unter einem Gendergesichtspunkt – durch die Einrichtung einer entsprechenden Juniorprofessur abzusichern, auf der seit 2003 Smilla Ebeling arbeitet.

Trotz dieser großen Produktivität im Kontext des ZFG habe ich in den vergangenen Jahren bedauert, dass wir es nur punktuell geschafft haben, einen kontinuierlichen Diskussionszusammenhang und inhaltlichen Austausch über unsere Arbeiten zu schaffen. Erschwerend hinzu kam in der letzten Zeit die wachsende Arbeitsbelastung aller in ihren jeweiligen Fächern. Unter den jüngeren Frauen im Umkreis des ZFG – den Promovendinnen und wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen – sind aber eine Reihe kollegialer und freundschaftlicher Zusammenhänge entstanden, die ich – mit leiser Trauer, dass wir, die Professorinnen und Professoren das nicht in gleicher Weise geschafft haben – als sehr lebendig und produktiv wahrnehme.

In den letzten Jahren haben sich die Bedingungen für Geschlechterforschung an der Universität Oldenburg verschlechtert. Mit dem Wintersemester 2004/05 sind alle Studiengänge auf die BA-/MA-Studienstrukturen umgestellt worden. In die Magister- und Diplomstudiengänge wird nicht mehr eingeschrieben, sie laufen aus und damit auch das Magisternebenfach Frauen- und Geschlechterstudien. Da diese Studienstrukturveränderungen in vielen geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern begleitet werden von Stellenkürzungen oder zusätzlichen Arbeitsbelastungen, sind die meisten Kolleginnen und Kollegen, die bisher Lehrveranstaltungen zu Geschlechterthemen angeboten und sich im Zentrum engagiert haben, so in die Arbeiten in ihren jeweiligen Fächern und die Notwendigkeit involviert, das für den BA Erforderliche abzudecken, dass kein Raum mehr bleibt für anderes. Die Umstrukturierungen haben in Oldenburg – trotz entgegen gesetzter Intentionen, die mit den BA-Studienstrukturen verbunden waren – faktisch wieder zu einer stärker disziplinär orientierten Ausrichtung der Wissenschaften geführt. In diesem Rahmen wird Geschlechterforschung zunehmend wieder als Spezialgebiet angesehen, das man sich unter den bestehenden restriktiven Bedingungen nicht mehr „leisten“ kann. Besonders deutlich wird das in der Soziologie. Von den bisherigen acht Professuren sollen drei erhalten bleiben, Ergebnis der von der Landesregierung im Jahr 2003 durchgesetzten Streichungspolitik im Hochschulbereich. Die Denomination und Ausschreibung der derzeit zur Besetzung anstehenden Professur erfolgte durch eine externe, nur von Männern besetzte Kommission, die von der Wissenschaftlichen Kommission Niedersachsen eingesetzt worden ist. In der Kommission

bestand Einigkeit, dass die Geschlechterperspektive irrelevant für die Reorganisation der Soziologie in Oldenburg ist – ein Zeichen dafür, dass diese Analyserichtung im Mainstream der Soziologie kaum verankert ist. So wird es meine Stelle, eine soziologische Professur mit dem Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung, nach meiner Pensionierung – spätestens im Jahr 2009 – in Oldenburg wahrscheinlich nicht mehr geben, es sei denn, es gelingt, die Wiederbesetzung doch noch durchzusetzen. Sonst entfiel eine institutionell abgesicherte Basis für ein entsprechendes kontinuierliches Studienangebot und für den Freiraum, sich im Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung engagieren zu können. Auch dem thematischen Schwerpunkt der Juniorprofessur – die Verknüpfung geistes- und sozialwissenschaftlicher mit naturwissenschaftlichen Perspektiven unter einem Gendergesichtspunkt – wird in Oldenburg keine Zukunft zugemessen. So sind die weiteren Perspektiven für Frauen- und Geschlechterforschung in Oldenburg derzeit ungewiss. Wir haben aber dennoch eine realisierbare Konzeption für ein Fach „Gender Studies“ erarbeitet, das – einem Nebenfach vergleichbar – im Rahmen einiger BA-Studiengänge wählbar ist.

Ich bin derzeit damit beschäftigt, eine für mich befriedigende Perspektive für die abschließenden Jahre meiner Tätigkeit an der Universität zu entwickeln – eine Perspektive, mit der ich mich versöhnt und freundlich von der Universität trennen kann, auch wenn mein Arbeitsschwerpunkt, die Geschlechterforschung, dort wenig Zukunft zu haben scheint.

Anmerkungen

1. Die längste Zeit habe ich in diesem Projekt mit Wolfgang Bauer zusammengearbeitet.
2. Meine Kolleginnen bzw. Kollegen dort waren Berndt Kirchlechner, Helena Joannidou und Ilka Riemann.
3. Dieses Projekt wurde geleitet von Evelies Mayer und Wilhelm Schumm. Mein Kollege war Jochen Reuling.
4. Meine Kollegin bzw. mein Kollege waren Berndt Kirchlechner und Ilka Riemann.
5. Klaus Hermann und Gerd Paul.
6. Mitarbeiterinnen waren Christel Eckart, Ursula Jaerisch und Helgard Kramer, später in Nachfolgeprojekten auch Ilka Riemann und Karin Walser.
7. Bezogen auf die Adoleszenz war und ist die Zusammenarbeit mit Vera King für mich wichtig. Wir gaben 1992 einen Band zur weiblichen Adoleszenz heraus, in Kürze erscheint ein Band zur männlichen Adoleszenz.
8. An diesem Arbeitsbereich angesiedelt waren neben einer befristeten C2-Stelle drei Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiterinnen. Ich arbeitete insbesondere zusammen mit Claudia John, Anne Kurth und Kay Sauerteig.
9. Im Bereich der Kulturwissenschaften bestand schon ein Aufbaustudiengang Kulturwissenschaftliche Geschlechterstudien, der jetzt seit einigen Semestern ein Promotionsstudiengang ist.
10. An diesen Prozessen der Institutionalisierung einer Frauen- und Geschlechterperspektive an der Universität Oldenburg waren – neben der Gleichstellungsstelle, insbesondere vertreten durch Deidre Graydon und Marion Rieken – eine Reihe von Kolleginnen und Kollegen beteiligt, so z.B.

Luise Berthe-Corti, Ilse Dröge-Modelmog, Karen Eliwanger, Heide von Felden, Heike Fleßner, Freia Hoffmann, Astrid Kaiser, Wolfgang Nitsch, Irene Pieper-Seier und Lydia Potts. Als langjährige wissenschaftliche Mitarbeiterinnen am ZFG sind Jutta Jacob und Eske Wollrad tätig.

11. An zahlreichen Studienprojekten war Mechthild Blanke als mitwirkende Lehrerin beteiligt, später Karin Müller.
12. Unsere Kollegin Rosemarie Nave-Herz bot, seitdem ich in Oldenburg war, selbst keine Lehrveranstaltungen mit Geschlechterschwerpunkt mehr an, unterstützte diesen Schwerpunkt jedoch immer.
13. Drei dieser Forschungsprojekte habe ich gemeinsam mit Kolleginnen geleitet: gemeinsam mit Heike Fleßner die Projekte „Frauenfördernde Maßnahmen der Hochschulsonderprogramme II und III“ sowie „Promotionsförderung und Geschlecht“, gemeinsam mit Irene Pieper-Seier das Projekt „Status von Frauen in der Wissenschaftsdisziplin Mathematik“.

Geraelinge Umwege

Gudrun-Axeli Knapp

Unterredung mit meinem Vater: „So sitzt er auf einem Kissen, abgestützt auf drei weitere, gibt Rat in letzter Sekunde und trägt eine Bitte vor.

Ich hätte gern, du schriebst einmal noch eine einfache Geschichte, sagt er, so wie Maupassant geschrieben hat oder Tschechow, die Art, wie du früher geschrieben hast. Einfach Personen, die man wieder erkennt, und dann schreib, was mit ihnen weiter passiert ist.

Ich sage: Ja, warum nicht? Ist möglich.

Ich möchte ihm eine Freude machen, auch wenn ich mich nicht entsinne, derart geschrieben zu haben. Ich würde gern versuchen, so eine Geschichte zu erzählen, falls er die Sorte meint, die anfängt: 'Es gab eine Frau.....'

Es folgt die Handlung, die schnurgerade Verbindung zwischen zwei Punkten, was mir schon immer ein Graus war. Nicht aus literarischen Gründen, sondern weil sie alle Hoffnung abzieht. Jede Person, wirklich oder erfunden, hat Anrecht auf ein Schicksal, das offen bleibt.“ (Grace Paley, *Ungeheure Veränderungen in letzter Minute*, Frankfurt a. M. 1995, S. 149)

Lebenslauf

- 22.11.1944 geboren in Winterberg als Tochter von Otto Karl Christian Knapp und Anna Christine Knapp, geb. Jöns
- 1950 Einschulung in die Volksschule Essen-Kupferdreh
- 1955-62 Besuch der Mädchen-Realschule in Essen-Steele
- 1962-63 Einjähriger Besuch der Bildungsanstalt für Frauenberufe der Stadt Essen
- 1963-65 Berufsfachschule für Gymnastiklehrerinnen in Hannover (Doris Reichmann Schule); Examen als staatlich geprüfte Gymnastiklehrerin
- 1965-68 USA (Jobs bei Chicago Health Club und Chicago Air Exchange Gebrauchtflugzeughandel)
- 1969-72 Volontärin und Redakteurin bei der *Hannoverschen Presse*
- 1971 Immaturenprüfung
- Ab WS 72/73 Studium der Soziologie, Sozialpsychologie und Politischen Wissenschaft an der Universität Hannover
- 1978 Magisterexamen Soziologie, Sozialpsychologie, Politische Wissenschaft
- 1980 Promotion (Dr. phil.)
- 1980-82 Wiss. Hilfskraft, wiss. Angestellte und Lehrbeauftragte an der Universität Hannover, Mitarbeit im Forschungsprojekt „Probleme lohnabhängig arbeitender Mütter“ (Projektleitung: Regina Becker-Schmidt) und Folgeprojekt
- 1982-90 Lehrbeauftragte an den Universitäten Hannover, Dortmund, Innsbruck, Wien; Vertretungsprofessuren an den Universitäten Kassel und Münster
- 1990 Habilitation an der Universität Bremen

Seit 1991 Professur für Frauen- und Geschlechterforschung am Institut für Soziologie und Sozialpsychologie (Fach Sozialpsychologie) der Universität Hannover

Rückblickend ist der Antritt der Professur für Frauen- und Geschlechterforschung am Psychologischen Institut (heute Institut für Soziologie und Sozialpsychologie) der Universität Hannover eine „ungeheure Veränderung in letzter Minute“ (Paley) gewesen. Auf dem Arbeitsamt, bei dem ich in der Zeit zwischen den Kurzzeitverträgen und Vertretungsprofessuren an verschiedenen Hochschulen gemeldet war, hatten sie seit einiger Zeit begonnen, mir die verbliebenen Minuten bis kurz vor zwölf vorzurechnen. Ein unverblümter Kommentar („zu alt und überqualifiziert“) meiner „Fallmanagerin“, wie es heute heißen würde, brachte mich dazu, gedrängt und unterstützt von Regina Becker-Schmidt (Hannover) und Marlis Krüger (Bremen) einen Kumulus für eine Habilitation an der Universität Bremen einzureichen. Nach der zügig abgeschlossenen Promotion hatte ich mich nicht festlegen wollen auf eine Zukunft an der Universität. Obgleich während des Studiums ein Ort vielfältiger Anregung, intensiver Diskussionen und Freundschaften, war sie ein Raum jenseits des „wirklichen“ Lebens geblieben – wofür dieses „wirklich“ auch immer stehen mochte, denn *faktisch* fand hier, zumindest während des Semesters, der Großteil meines Lebens statt. Entschieden für eine Zukunft mit Wissenschaft oder besser, mit Möglichkeiten zum forschenden Nachdenken, hatte ich mich allerdings schon lange. Das war es ja gewesen, weshalb ich im Alter von 28 Jahren meinen zweiten Beruf als Journalistin an den Nagel gehängt, die Immaturenprüfung abgelegt und zum Wintersemester 1972/73 das Studium aufgenommen hatte.

Das Interesse, Einblick in gesellschaftliche und historische Zusammenhänge zu gewinnen, hatte sich während meiner Zeit in den USA konturiert, wohin ich nach meinem Examen als staatlich geprüfte Gymnastiklehrerin ausgewandert war – die formale Immigration war nötig, um eine Arbeitserlaubnis zu bekommen. Es war dort, in Chicago, gewesen, wo ich – weit weg von der vertrauten Umgebung – mit größerer Wucht als zuvor soziale Ungleichheit und Ungerechtigkeit wahrnahm und Bilder von Krieg und Gewalt in Vietnam unter die Haut zu gehen begannen. Es war in Chicago gewesen, wo ich durch jüdische Bekannte aus der Nähe mit der nationalsozialistischen Vergangenheit konfrontiert wurde. Auf dem Hintergrund ihrer von Bedrohung, Ermordung, Flucht ins Exil geprägten Familiengeschichten verwiesen sie auf die Monstrosität rassistischer Identitätspolitik, indem sie mich immer wieder als „Deutsche“ ansprachen, die ich laut Pass und Herkunft war. Der Nachkriegsalltag war voller Geschichte in Bruchstücken gewesen und nachgefragt hatte ich, wie viele meiner Generation, schon lange. Aber erst in Chicago verbanden sich für mich die verschiedenen Facetten aus Eindrücken, Informationen, Halbwissen zum strukturierten Feld einer individuellen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Pathologien, historischer Verstrickung und Verantwortung.

Die Verbreitung antisemitischer Einstellungen unter Amerikanern schockierten mich ebenso wie der unüberschbare alltägliche Rassismus. In Chicago erlebte ich auch, zwar fernab der Universität, aber im Schlepptau von Freunden, das Aufkommen der Studenten- und der Hippiebewegung. Teils befremdet, teils angezogen trieb ich mich – bewehrt mit einer Filmkamera – auf Be-ins, Love-ins und Sit-ins herum und kehrte nach zwei Jahren nach Deutschland zurück mit dem dringenden Wunsch, Journalistin zu werden (um die Welt zu verändern). Journalistin wurde ich – und die Welt veränderte sich ohnehin.

Die Arbeit als Volontärin und später als Redakteurin bei einer niedersächsischen Tageszeitung war interessant und befriedigend, dennoch wuchs mit der Zeit das Gefühl, an der Oberfläche der Phänomene zu bleiben und selbst auch zu wenig kompetent zu sein, um so schreiben zu können, wie ich es gerne gewollt hätte. Welche Art des Schreibens mir vorschwebte, drückt ein Bild des spanischen Philosophen José Antonio Marina gut aus: „Denken wie ein Wissenschaftler und schreiben wie ein Dichter, der gleichzeitig Krimiautor ist“. Das Bedürfnis nach fundierten Antworten auf große Fragen war das treibende Motiv. Diese *illusio* teilte ich mit einer Kollegin und einem Kollegen vom „Konkurrenzblatt“, der *Allgemeinen*, die ebenfalls angesteckt waren von den *winds of change*. Wir begannen unser Studium zu dritt. Hannover, soviel hatte man gehört, galt mit Oskar Negt, Peter Brückner, Jürgen Seifert als ein Hort kritischer Wissenschaft.

Materiell ermöglicht wurde das späte Studium auf dem zweiten Bildungsweg durch ein Stipendium der Hans Böckler-Stiftung, für das ich als Mitglied der Deutschen Journalisten Union und der IG Druck und Papier von der Gewerkschaft vorgeschlagen wurde. Nebenbei schrieb ich weiter für das Feuilleton und über Lokales. Dass die Industriesoziologie zu einem Schwerpunkt im Studium wurde, hängt unter anderem mit diesem beruflichen Hintergrund zusammen. Eines der ersten Forschungsvorhaben, in denen ich schon im Grundstudium mitarbeitete, war ein von Horst Kern mit dem SOFI in Göttingen durchgeführtes Projekt über technologischen Wandel in der Druckindustrie. Die ehemaligen Kollegen zu interviewen und – nun als soziologische Beobachterin – über technologisch-arbeitsorganisatorische Veränderungen und Rationalisierungsprozesse zu schreiben, die ich vorher zumindest teilweise als Betroffene miterlebt hatte, war mit einem Positions- und Perspektivenwechsel verbunden, der zu den wichtigen Erfahrungen meiner wissenschaftlichen Sozialisation gehört: Drinnen und draußen zugleich sein zu können und aus dieser Bewegung heraus zu schreiben. Die Magisterarbeit befasste sich – auf der Basis von Interviews mit ehemaligen Kollegen aus der Setzerei – mit dem Thema „Abschied vom Blei“. Im Feld der Industriesoziologie blieb auch die bei Horst Kern, der zu der Zeit schon an die Universität Göttingen gewechselt war, verfasste Dissertation „Industriearbeit und Instrumentalismus. Zur Geschichte eines Vor-Urteils“, eine theorie- und methodenkritische Auseinandersetzung mit Theoremen und Studien zum Arbeiterbewusstsein. Die Affinität zur Industrie- und

Arbeitssoziologie war nicht nur lebensgeschichtlich motiviert, unmittelbar beeinflusst war sie von der Konjunktur der Kapitalismuskritik und der damit verbundenen Zentralität der Produktionssphäre in den theoretischen Diskursen der siebziger Jahren. Beides – lebensgeschichtliche Kontinuitäten wie Spezifika der aktuellen Lern-Konstellation – begründete aber auch eine gewisse Distanz zur Industriesoziologie. Zwar war die Industriesoziologie ein gesellschaftspolitisch wichtiges Forschungsgebiet, sie bot mit ihrer Nähe zu praktischen Problemen auch Boden unter den Füßen und war sogar handfest genug, meiner Familie und Freunden im Ruhrgebiet und in Schleswig auf gelegentliche Nachfrage nachvollziehbar erzählen zu können, was ich eigentlich *arbeite*. Sie vermittelte aber – im Vergleich mit anderen Studienangeboten – doch weniger Anknüpfungspunkte für die Erkenntnisinteressen, die mich an die Universität gebracht hatten. Vielleicht war sie – von heute aus gesehen – schon zu sehr auf dem Weg, die Bindestrich-Soziologie zu werden, die sie nicht sein wollte.

Für die überschüssigen Orientierungsbedürfnisse gab es in der Soziologie die Lehrveranstaltungen von Oskar Negt, in dessen Seminaren und Vorlesungen ich einen großen Teil meines Studiums verbrachte und bei dem ich auch Tutorin war. Diese „Soziologie“, die ich jenseits der Industrie- und Arbeitssoziologie kennen lernte, hielt sich nicht an Fächergrenzen und war auch letztlich keine Soziologie im engen Verständnis der Disziplin. Negts Lehrangebot lässt sich eher als Bereitstellung ausgreifender Reflexions- und Abarbeitungsmöglichkeiten bezeichnen. Es war – in der „alten“ Frankfurter Tradition – eine Kombination von Sozialphilosophie, einer marxistisch orientierten Gesellschaftstheorie, einer material- und detailreichen Sozialgeschichte wie sie auch die gemeinsamen Bücher von Oskar Negt und Alexander Kluge dokumentieren, Elementen einer psychoanalytisch orientierten Subjekttheorie und der europäischen Tradition der philosophischen Erkenntniskritik. Ein roter Faden, der sich durch viele der Seminare hindurch zog, war die Frage nach den angemessenen begrifflichen Mitteln für die Analyse komplexer gesellschaftlicher Konfliktkonstellationen und -dynamiken. Die meistbedachten Autoren waren Kant, Hegel, Marx und Freud, aber auch die französischen Aufklärer und die Klassiker aus der Geschichte der Soziologie. Natürlich wurde der Positivismusstreit behandelt, zentrale Texte der Kritischen Theorie, ebenso Varianten des Strukturalismus von Levy Strauss bis Althusser sowie die frühen Schriften von Foucault. Gearbeitet wurde ausschließlich mit Primärtexten und regelmäßig wurde uns der Ratschlag erteilt, keine Zeit mit Sekundärliteratur zu vergeuden – eine Empfehlung, die ich allerdings nur zum Teil überzeugend fand. Argumente nachvollziehen, Vergleichen kontroverser Diskussionen und fundierter Kritik waren für mich ein Medium, das meiner ausgeprägten Neigung sehr entgegen kam, bei aller Orientierungssuche nichts einfach „glauben“ zu wollen. Solche Auseinandersetzungen finden in der Wissenschaft wesentlich in der Sekundärliteratur statt. Was im Studienangebot bzw. in dem von mir gewählten Seminarspektrum weitgehend fehl-

te, war die Beschäftigung mit zeitgenössischen Ansätzen des soziologischen *main-streams*. Auch die mikrosoziologisch-phänomenologische und wissenssoziologisch-konstruktivistische Tradition, die in jener Zeit in den USA und mit leichter Verspätung auch in Deutschland wieder aufgenommen und weiterentwickelt wurde, spielten keine wesentliche Rolle. Sogenannte „Mikro“-Fragen waren in dieser Zeit – und in Hannover – stets in einen gesellschaftstheoretisch-sozialhistorischen Horizont eingebettet, in dem es um die Bedingungen der Möglichkeit von eingreifender Kritik ging.

Das Spektrum kritischer Theorie, in dem ich wissenschaftlich sozialisiert wurde, war bestimmt durch die Frage nach dem Vermittlungszusammenhang von Subjektivität und gesellschaftlicher Objektivität, also nach Subjekt-Objekt-Verhältnissen. Demgegenüber sind die Ansätze, die sich als Alternativen zur gesellschafts- und ideologiekritischen Tradition präsentierten, auf Subjekt-Subjekt-Verhältnisse und auf die sie vermittelnden Kommunikationen, Sprachspiele und Wissensrepertoires ausgerichtet. Erst als ich selber zu lehren begann, habe ich meine Soziologieausbildung auch um diese Ansätze und die philosophisch-theoretischen Traditionen, in denen sie stehen, erweitert. Ich bin davon überzeugt, dass es falsch ist, wie es die Orthodoxen auf beiden Seiten wollen, die Strömungen als unvereinbare Alternativen zu behandeln. Produktive Perspektiven für das Verständnis gesellschaftlicher Vermittlungszusammenhänge eröffnen sich, wenn man beide Paradigmen in Beziehung setzt, indem man ihre Stärken und Grenzen gegenstandsbezogen ineinander reflektiert.

Eindrücklich sind meine Erinnerungen an die großen Vorlesungen, in denen man Oskar Negt im wörtlichen Sinne beim dialektischen Denken *zusehen* konnte. Auch wenn der Begriff der Dialektik jenseits eines geschichtsphilosophischen Horizonts theoretisch klärungsbedürftig geblieben ist, bezeichnet er für mich die Erfahrung einer spezifischen intellektuellen Arbeitsweise, die ich aus der formalen Soziologie nicht kenne. Wie sich ein anti-ontologisches, anti-essentialistisches Denken präsentiert, wie es operiert, sich in der Sache bewegt und deren Bestimmungsmomente auseinanderfaltet, das habe ich in diesen Vorlesungen am lebhaftesten erfahren. Es waren Angebote zur Einübung eines Denkens in Vermittlungen, der Entwicklung von Beziehungssinn und Unterscheidungsvermögen in drei Hinsichten: im Bezug auf die historisch-gesellschaftlichen Sachverhalte und Kräftekonstellationen, um die es jeweils geht, im Bezug auf die theoretischen Mittel, diese zu reflektieren und schließlich im Bezug auf die historische Konfiguration des Zusammenshangs in dem beide zueinander stehen (Zusammenhang von Erkenntnis-, Wissenschaftskritik und Gesellschaftskritik). Auf dem Hintergrund dieses anti-ontologischen „Vermittlungsdenkens“ konnte ich den radikalkritischen Gestus der Verwerfung, mit dem Jahre später VertreterInnen so genannter „postmoderner“ und konstruktivistischer Ansätze auch in der Frauen- und Geschlechterforschung auftraten, nur begrenzt nachvollziehen.

Einen Zug der Kritischen Theorie, der mir auf eine schwer zu bezeichnende Weise nahe gekommen ist, habe ich allerdings stärker in Texten Adornos kennen gelernt als in den Vorlesungen meiner Lehrer. Es ist der negative, dekonstruktive Impetus bei Adorno, die Genauigkeit, mit der er in der Explikation des Gegengstands auch noch das aporetische Moment begrifflichen Denkens vorführt, es gegen sich selber denken lässt, sein fortwährendes Scheitern demonstriert und es dabei doch nicht aufgibt, sondern als Bedingung von Erkenntnis und Kritik festhält. Die Lektüre und der Nachvollzug dieser Art von Theorie werden zu einer mehrschichtigen *Erfahrung*, deren Resonanzraum weiter ist als der Räsonnierraum, in dem die diskursiven Inhalte kommuniziert und erörtert werden.

Wenn schon die Soziologie keine Soziologie im engen Verständnis von *Social Science* war, so fiel die Psychologie in Hannover noch mehr aus dem Rahmen einer akademischen Disziplin, die sich zu weiten Teilen – einschließlich ihrer Teildisziplin der Sozialpsychologie – als experimentelle, hypothesenüberprüfende, nomothetische Wissenschaft begreift. Auch an einigen anderen deutschen Hochschulen entstanden in jenen Jahren Ansätze, die – an unterschiedliche Traditionen anknüpfend – auf Distanz gingen zur individualistischen psychologischen Orthodoxie. Während es an größeren Psychologischen Instituten angesichts paradigmatischer Unverträglichkeiten zu regelrechten Spaltungen kam, war die Psychologie in Hannover, obgleich sie damals noch selbständiges Magisterhauptfach war, klein und überdies stark eingebettet in einen interdisziplinär orientierten sozialwissenschaftlichen Zusammenhang, der in dem integrierten Diplomstudiengang Sozialwissenschaften (Soziologie, Psychologie, Politische Wissenschaft) auch institutionell zum Ausdruck kam. Während meines Studiums war Psychologie auf Hochschullehrerebene vertreten durch Peter Brückner, später kam der Psychoanalytiker Franz Wellendorf dazu und ab 1973 – für mich von besonderer Bedeutung – Regina Becker-Schmidt als Nachfolgerin von Thomas Leithäuser, der kurz zuvor nach Bremen berufen worden war. Wie Oskar Negts Lehrveranstaltungen eröffneten die Seminare von Peter Brückner, die während seiner Suspendierungen 1972/73 und 1977-1981 wegen des Verdachts auf Unterstützung der RAF und Verstoßes gegen das beamtenrechtliche Mäßigungsverbot zeitweise im Club Voltaire stattfanden, einen Zugang zu völlig neuen Problemen und Sichtweisen.

Seine Lehrveranstaltungen, die sich vorwiegend mit der Sozialgeschichte und politischen Psychologie sozialer Rebellion befassten, waren Foren einer kontroversen Auseinandersetzung auch mit aktuellen Protestbewegungen. In einem Seminar über „Aufstand in den Ghettos“ ging es um antirassistische Bewegungen in den USA. Dieses Seminar ist mir besonders in Erinnerung geblieben, weil es ermöglichte, Erfahrungen mit Rassendiskriminierung, die ich in Chicago gemacht hatte, nun in einen weiteren Zusammenhang zu stellen und auf diese Weise zu bearbeiten.

Dieses Moment der *nachträglichen* Reflexion und Aneignung unzureichend begriffener vorgängiger Erfahrungen ist in meinem Studium in verschiedenen thematischen Hinsichten wichtig geworden. Dies gilt besonders für meine späte – aber dafür umso nachhaltigere – Auseinandersetzung mit Fragen des Geschlechterverhältnisses. Zwar hatte ich im „gelebten Leben“ schon in jüngeren Jahren die Zutaten der Weiblichkeitklischees und die Beschränkungen der „Frauenrolle“ der 1950er und 1960er Jahre mehr oder weniger unterlaufen, *bewusste* Stellungnahmen waren das jedoch nicht. Letztlich waren es dann die Diskussionen und Forschungserfahrungen im Kontext des „Hannoveraner Arbeiterinnenprojekts“ und mit den Wissenschaftlerinnen im DFG-Schwerpunkt „Integration der Frau in die Berufswelt“, die meinen Weg in die Frauenforschung und Frauenbewegung (in dieser Reihenfolge) bahnten.

Als Regina Becker-Schmidt, Jahre später, in einem ihrer methodologischen Aufsätze das Freud'sche Konzept der Nachträglichkeit in einen sozialpsychologisch-biographietheoretischen Rahmen übertrug, war mir die Bedeutung dieser Reformulierung auf dem Hintergrund eigener „Bildungserfahrungen“ unmittelbar evident. Ein Aspekt dieser Erfahrung, der mich immer wieder beschäftigt hat, ist der Zusammenhang von Erkenntnis und Interesse, insbesondere seine sozialpsychologischen Implikationen. Was konstituiert wissenschaftliche Aufmerksamkeit, was speist die affektive und motivationale Seite von Erkenntnis, was begründet die Abwehr bestimmter Themen, welche Rolle spielt die biographisch und historisch vermittelte „Bindung“ an Gegenstände, die die Zuwendung und den langen Atem stiften, derer *Forschung* im emphatischen Verständnis bedarf? Und was geschieht mit extrafunktionalen Erkenntnismotiven unter den Bedingungen des „academic capitalism“ (Leslie/Slaughter), der inhaltlich und zeitökonomisch die Rahmenbedingungen von Lehre und Forschung einschneidend verändert?

Regina Becker-Schmidts Ankunft in Hannover war von einem Eklat und studentischen Streiks begleitet, die ihre Berufung unterstützen sollten. Eine Fraktion in der Berufungskommission hatte sich gegen die „Frankfurterin“ ausgesprochen, die von der Kommissionsmehrheit und den Studierenden favorisiert wurde. Ich habe damals die Vorgänge als Erst- bzw. Zweitsemester und freie Mitarbeiterin der *Neuen Hannoverschen Presse* mit mehreren Artikeln journalistisch begleitet. Anfangs ging ich in ihre Lehrveranstaltungen, weil ich einfach neugierig war auf die „Adorno-Schülerin“, für deren Berufung nach Hannover sich so viele meiner Lehrer und Kommilitonen – und ich selbst ja auch – eingesetzt hatten. Ihre Seminare, die nun das Studienangebot in Psychologie erweiterten, reichten von Veranstaltungen zur Sozialisations- und Subjekttheorie bis hin zum Thema Antipsychiatrie, das ihr aus ihrer Frankfurter Zeit in einem Wohngemeinschaftsprojekt mit psychisch kranken Patienten besonders am Herzen lag. Ich hatte eigentlich erwartet, bei Regina Becker-Schmidt noch mehr über die Kritische Theorie zu erfahren – aber sie hielt

sich zurück mit Lehrveranstaltungen über die Frankfurter Schule. Das hatte einen Grund darin, wie ich später erfuhr, dass Regina Becker-Schmidt nichts so sehr ablehnte, wie Formen von Schülerschaft, die sich in philologischer Textexegese und sprachlicher Mimese auslebten. Das Bewahren einer Tradition, diese Einschätzung teilte sie mit Negt, besteht nicht darin, dass man sie wiederholt, sondern dass man ihre Erkenntnispotenziale aufnimmt und sie auf veränderte geschichtliche Zusammenhänge und Problemstellungen bezieht. Dabei verändert sich die Theorie.

Zur Ausbildung von Unterscheidungsvermögen bedarf es der Erfahrung von Differenz und der Arbeit am Begriff, aber das *Motiv*, sich abzuarbeiten, konstituiert sich aus Zuwendung und Identifikationen, die *zusammen* mit der Kritik auch Tradition ermöglichen. In Regina Becker-Schmidts Arbeit, die ich seit Mitte der 1970er Jahre zunächst als Studentin, dann als Mitarbeiterin im Arbeiterinnenprojekt, als Freundin und Jahre später auch als Kollegin verfolgt und begleitet habe, haben im Lauf der Zeit beide Seiten immer prägnantere Konturen gewonnen: Sowohl die Abgrenzungen gegenüber der Kritischen Theorie, die begrifflichen Revisionen, die nötig werden, wenn man aus einer feministischen Perspektive schreibt, sind mehr und mehr ausformuliert worden; aber auch die Unverzichtbarkeit bestimmter theoretischer Erbschaften für eine gesellschafts- und subjekttheoretisch inspirierte Theorie des Geschlechterverhältnisses wurde immer deutlicher, nicht zuletzt auf dem Hintergrund einer Kritik an der gesellschaftstheoretischen Abstinenz in weiten Teilen der Frauenforschung.

Während für meinen Weg *in* die Sozialwissenschaften lebensgeschichtlich vorgängige Erfahrungen und Problemstellungen richtunggebend gewesen sein mögen, so sind nach dem Studium für meinen Weg *innerhalb* der Sozialwissenschaften und der Universität als Praxisraum die Freundschaft und enge wissenschaftliche Kooperation mit Regina Becker-Schmidt das zentrale Gravitationsfeld gewesen, in dem ich Bezugsmöglichkeiten fand, aber auch eigene wissenschaftliche Fragestellungen konturieren konnte. Diese Verbundenheit hat viele Quellen. Sollte ich eine Seite an Regina Becker-Schmidt nennen, die ich besonders schätze, so ist es ihre Fähigkeit zum „*going between*“. Regina Becker-Schmidt hat, wie ich auch, ihre Kindheit und Schulzeit im Ruhrgebiet verbracht und ist vertraut mit den Lebensmilieus nicht-bürgerlicher sozialer Schichten. Ihr Empörungsvermögen, mit dem sie bis heute auf soziale Bornierungen reagiert, die sich in der Abwertung Anderer aus Fremdheit ausdrücken, hat mich von Anfang an angesprochen. Ihre Parteinaugen waren nie affirmativ, sondern wurden Anlass zum Nachdenken darüber, wie es zu „*blockierter Erfahrung*“ kommt: Welches sind gesellschaftlich-strukturelle, objektivierte „*Verstellungen*“, die Einsichten versperren, woher kommen die subjektiven Befangenheiten und Ausblendungen des Differenten, der Mangel an sozialer Selbstreflexion auch bei denen, die sich selbst als kritisch verstehen? Die Erfahrungen als Pendlerin zwischen sozialen Schichten, zwischen Wissenschaft und Kunst, zwischen „*Normalen*“ und „*Verrückten*“ haben Regina Becker-Schmidts

Arbeit als Lehrende und Forschende deutlich geprägt. Besonders eindringlich wurde es in den Seminaren, wenn es darum ging, uns an die psychoanalytische Theorie heranzuführen, die ja durchaus etwas Befremdendes hat, nicht zuletzt deshalb, weil sie von etwas spricht, das in uns selbst fremd ist. Bis heute erinnere ich, wie sich in solchen Stunden immer wieder allmählich ein „Vorstellungsräum“ öffnete, in dem das Phantastische, das Unwahrscheinliche und Unheimliche nahe liegend wurden. Diese Ermutigung zum Spekulativen, Übungen in der Ausweitung von Wahrnehmungsräumen nach außen und nach innen, sind Erfahrungen, für die es immer weniger Orte gibt – bei wachsendem gesellschaftlichen Bedarf. Für jemanden, der erst spät, aus einem so genannten „bildungfernen Milieu“ an die von narzisstischer Geltungskonkurrenz und Hochtraberei durchsetzte und in manchen Aspekten befremdende Universität kam, war Regina Becker-Schmidt – wie auf andere Weise Oskar Negt – eine Brückenbauerin und Anregerin par excellence. Die stärkste Seite dieser „Zaunreiterin“, die beide Welten diesseits und jenseits des Zaunes kennt und in keiner ganz zu Hause ist, besteht in der Fähigkeit zu Horizonterweiterungen, ohne dass der Ausblick einer ins Beliebige wird.

Überhaupt ist die mit Freundschaften verbundene wissenschaftliche Auseinandersetzung in meinem Leben stets ein wichtiges Element des Lernens gewesen. Dies gilt, um nur einige zu nennen, mit unterschiedlichen Intensitäten und Kontinuitäten für die Freundschaft mit Edith Saurer (Wien), die als Historikerin in gemeinsamen Seminaren meine soziologischen Generalisierungen immer wieder herausforderte; es gilt für Cornelia Klinger (Wien) die mir durch Texte und Diskussionen oft weiter half mit ihrer philosophisch geschulten Fähigkeit, komplexe Sachverhalte durch Zuspitzung so klar zu konstellieren, dass die neuen Fragestellungen prägnanter werden; es gilt für Irene Dölling (Potsdam), durch die ich etwas über kritische Grenzgängereien zu DDR-Zeiten erfuhr und die mich des Öfteren auf den „West-Bias“ in der Geschlechterforschung, inklusive meiner eigenen Texte, aufmerksam machte und insbesondere gilt es für die langjährige Zusammenarbeit mit Angelika Wetterer (Graz), die von einem freundschaftlich geführten Streit über Reichweite und Grenzen konstruktivistischer Ansätze begleitet war und ist. Dass die Möglichkeit, sich auseinander zu setzen und interparadigmatische Differenzen zu bearbeiten, in solchen Beziehungen auch getragen wird von außerberuflichen Verbundenheiten (z.B. Pilze sammeln, Zoobesuche, Gärtnern, Kochen, Essen, Kunst) ist ein (auch) in der Frauen- und Geschlechterforschung verbreiteter Sachverhalt, der mehr professions- und wissenschaftssoziologische Aufmerksamkeit verdiente.

Das, was immer erst nachträglich als „eigener Weg“ erkennbar wird, speist sich aus einer komplexen Konstellation von Erfahrungen, Identifikationen, Anstoßen und Abgrenzungen. Forschungsthemen können nahe liegend werden, weil sie sich gesellschaftlich oder politisch aufdrängen, sie können sich wissenschaftsimmanten Ab-

arbeitungs- und Differenzierungsprozessen verdanken ebenso wie dem „Opportunismus“ der günstigen Gelegenheit in den Wechselfällen eines akademischen Berufslebens. Und dennoch gibt es, was immer daraus wird, Fragen/Themen, die einen begleiten, weil sie ein spezifisches Gewicht haben und Erkenntnisinteressen in besonderer Weise binden. In meinem Fall ist zweifellos die Frage nach der gesellschaftlichen Verfasstheit von Geschlechterverhältnissen und der Sozialpsychologie der Geschlechterdifferenz die Frage mit dem größten Maß an Kontinuität. Sie ist das Thema, das mich beschäftigt und darüber eingebunden hat in das transdisziplinäre und internationale wissenschaftlich-politische Netzwerk der Frauen- und Geschlechterforschung. Und auch an der Universität Hannover hat sich um dieses Thema herum ein produktiver institutionalisierter Kooperationszusammenhang gebildet, in dem unterschiedliche Generationen von WissenschaftlerInnen zusammen arbeiten.

In den vergangenen Jahren hat eine anhaltende Debatte über die „Krise“ der Frauen- und Geschlechterforschung die Köpfe und Gemüter nicht weniger KollegInnen beschäftigt. Einer der Anstöße zu dieser Diskussion ist die Frage nach den „Achsen der Differenz“ (Fuss), die Interdependenzen zwischen unterschiedlichen Prinzipien sozialer Strukturierung und Ungleichheit in den Blick nimmt. Symbolisiert wird diese Erweiterung, die im anglo-amerikanischen Sprachraum unter dem Stichwort der „intersectionality“ verhandelt wird, in der Triade von „Race/Ethnicity, Class, Gender“. Während manche vor einer De-Zentrierung der Kategorie „Geschlecht“ warnen, hat für mich diese Entwicklung nichts Krisenhaftes. Im Gegenteil, die Horizonterweiterung, wie programmatic sie teilweise auch noch sein mag, ist überfällig, weil in Teilen der Gender-Studies vergessen zu werden drohte, dass Geschlechterverhältnisse nicht aus ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang gerissen und isoliert begriffen werden können. Die Diskussion um Intersektionalität erlaubt es, und das macht sie für mich so faszinierend, den Faden der „großen Fragen“ nach gesellschaftlichen Vermittlungszusammenhängen in einer integrativen Perspektive und auf der Höhe der Probleme der Zeit wieder aufzunehmen: Wie sind Geschlechterverhältnisse/heteronormative Sexualität, Klassenverhältnisse und Konfigurationen von Ethnizität und Race/racism in der Sozialstruktur und in der institutionellen Verfasstheit einer gegebenen Ökonomie und Gesellschaft, im nationalen wie im transnationalen Zusammenhang, verbunden? Und was geschieht mit diesen spezifisch verfassten aber interdependenten Relationalitäten unter den Bedingungen sozialer, politischer und ökonomischer Transformation, die wir gegenwärtig erleben?

Auch in einer politisch-gesellschaftsdiagnostischen Hinsicht halte ich das Paradigma der Intersektionalität für weiterführend: Es birgt ein bemerkenswertes Potenzial, in anderer Weise über das alte Europa nachzudenken. Die Gesellschaften Europas formieren bzw. entfalten sich mit dem 19. Jahrhundert als *zugleich* moder-

ne, bürgerlich-patriarchale, politisch-kulturell nationalstaatlich verfasste kapitalistische Gesellschaften. Analysen, die jeweils nur eines dieser Merkmale fokussieren (das Moderne, die bürgerlich-patriarchale Kultur und Herrschaft, die nationalstaatliche Verfasstheit und entsprechende Inklusions- und Exklusionsweisen, die Wirtschaftsweise) können diesen Strukturzusammenhang nicht begreifen. Um die Transformationen im Gesellschaftsgefüge zu bestimmen, die im Zeichen von Europäisierung und Globalisierung vonstatten gehen, bedarf es einer angemessen komplexen Beschreibung der Ausgangskonstellation. Wie kommt es zu der widersprüchlichen historischen Gleichzeitigkeit zwischen Verheißen von Freiheit, Gleichheit und individuellen Rechten auf der einen und politisch-wissenschaftlichen wie ökonomischen Diskursen und Praxen auf der anderen Seite, die Differenzen und Ungleichheiten entlang der Achsen von Geschlecht, Klasse, Rasse und Ethnizität erfinden, institutionalisieren, legitimieren, missbrauchen und ausbeuten? Zu einer solchen Rekonstruktion gehört auch eine Reflexion der inhaltlichen Schlagseiten, der axiomatischen Fehlstellungen und des zeitlichen Index soziologischer Begriffe, die für ein solches Unterfangen überhaupt zur Verfügung stehen.

Ich nehme die aktuelle Debatte, an der sich auch im europäischen Raum zunehmend mehr KollegInnen beteiligen, wie einen Aufbruch wahr, der einen weiteren theoretischen Entwicklungsschub in der internationalen Frauen- und Geschlechterforschung, aber auch in anderen Feldern der Sozialwissenschaften (Ungleichheitsforschung, Gesellschaftstheorie) einleiten könnte. Sich in diesem Prozess des Komplexitätsgewinns der Gesellschaftsanalyse zu engagieren, macht für mich biographisch „Sinn“, weil ich davon überzeugt bin, das ein aufgeklärtes Nachdenken über den gesellschaftlichen *status quo* nur möglich ist, wenn die Geistes- und Sozialwissenschaften nicht zu „Echowissenschaften“ (Negt) regredieren, die nur noch das wiederholen können, was „der Fall“ ist.

Kurz nach der Berufung auf die Professur für Frauen- und Geschlechterforschung überfiel mich das Bewusstsein einer „ungeheuren Veränderung“ beim Lesen einer Mitteilung über die „Jubiläumsdienstzeit“ gem. § 3 der Dienstjubiläumsverordnung (DjubVO) und über Berechnungen des Besoldungsdienstalter bis zu meinem Ausscheiden zum 31.9.2010. So präzise hatte mir auf meinen Umwegen bisher noch niemand prophezeit, was kommt. Als geradezu schockierend empfand ich die Kluft zwischen der Bestimmtheit, mit der die Mitteilung der Personalverwaltung einem die kurz gewordene Zukunft als kalendarischen Ablauf spiegelt und der Selbstwahrnehmung, in so vielen Bereichen Anfängerin zu sein und anzufangen. Dass in der Wissenschaft die Fragen immer wieder größer werden *dürfen* als die Antworten, ist ein Freiheitsmoment und ein schützenswertes Gut.

Anmerkungen

1. Zu diesen Erfahrungen gehörten so genannte *Racial Riots*, die ich miterlebt habe, mit denen auf die Diskriminierung schwarzer Wohnungssuchender reagiert wurde. Mehrfach ist es vorgekommen, dass ältere Menschen schwarzer Hautfarbe im Bus aufstanden, um mir, der so viel Jüngerer, den Platz abzutreten; an Trinkfontänen waren trotz der offiziellen Aufhebung der Rassentrennung immer noch Inschriften angebracht, dass diese nur für Weiße vorgesehen waren; schließlich hatte ich auch noch meinen Job als *instructress* im Chicago Health Club verloren, weil ich der Vorgabe der Geschäftsleitung nicht gefolgt war, schwarze Interessentinnen beim Probeworkout anders zu behandeln als weiße, um sie nicht dazu zu ermutigen, Mitglieder zu werden.

Curriculum Vitae – mit Blick hinter die Kulissen

Tilla Siegel

1. Prolog

„Aber Sie sind keine in der Wolle gefärbte Soziologin...“, sagte (mit fragendem Unterton) Professor X zu mir. Er war Mitglied der Berufungskommission für die Stelle, die ich nunmehr inne habe, und hatte sich während des Auswahlverfahrens mit mir in einem Café verabredet – wahrscheinlich um herauszufinden, wer und wie diese Siegel eigentlich ist. Ich konterte mit der Feststellung (ohne Frageton), dass es doch etwas widersprüchlich sei, wenn im Ausschreibungstext Interdisziplinarität verlangt werde, ich dann aber, gerade weil ich so einige Disziplinen durchwandert habe, nicht als Soziologin gelte. (Damals war ich noch frech.)

Formal gesehen hatte Professor X so Unrecht nicht: Ich habe Soziologie nämlich nie ordentlich, also mit Diplom- oder Magister-Abschluss studiert. Damit befindet ich mich zwar in guter Gesellschaft mit so einigen Soziologen alter Schule, aber im Vergleich zu Soziologen meiner Generation ist meine wissenschaftliche Karriere ziemlich bunt. Mein erster Hochschulabschluss war der einer Diplomübersetzerin (1968 Universität Heidelberg). Der zweite war die Promotion in Wirtschaftswissenschaften (1979 Freie Universität Berlin). Parallel zur Promotion und dann noch etwa zehn Jahre lang habe ich sozialhistorische Forschungen betrieben und habilitierte schließlich in Soziologie (1988 FU Berlin). Bald nachdem ich an die FU Berlin kam (1970) und lange bevor ich meinen Doktor hatte, habe ich Lehrveranstaltungen angeboten – man nahm es damals mit den Formalitäten nicht so genau. Bis ich Professorin in Frankfurt am Main wurde (1994), kamen eine Vielfalt an Lehrorten und -themen zusammen. An der FU Berlin war es das Ost-Asien-Seminar und das Institut für Soziologie (sozioökonomische Entwicklung des modernen Japan; Imperialismus und Unterentwicklung und später Frauen im Nationalsozialismus, Taylorismus und neuere betriebliche Leistungspolitik im Ost-West-Vergleich), der Fachbereich Wirtschaftswissenschaften (Weltwirtschaftskrise 1929/30) und vor allem das Otto-Suhr-Institut (Faschismusforschung, Struktur und Praxis des NS-Regimes, Wirtschafts- und Arbeitspolitik im Nationalsozialismus); hinzu kamen die Graduate Faculty der New School for Social Research in New York (National Socialist Rule – Compared with Dictatorships Today) sowie der Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main (Vertretungsprofessur: Taylorismus in der neueren Diskussion, Krise der Universitäten) und die Humboldt Universität zu Berlin (Institut für Betriebssoziologie: Taylorismus, Managementstrategien). Soweit Lehrorte und -themen bis Anfang der 1990er Jahre.

Wenn ich damals, während des Berufungsverfahrens, Professor X jedenfalls als Gesellschaftswissenschaftlerin selbstbewusst gegenüber treten konnte, so lag das vor allem daran, dass ich mich schon lange „ordentlich“ (Norddeutsch für „reichlich“) mit Gesellschaftstheorien und gesellschaftswissenschaftlichen Fragen befasst hatte. Es fing an mit der Studentenbewegung, in der wir in selbst organisierten Arbeitsgruppen Marx, Imperialismustheorien, Adorno, Horkheimer, Marcuse, natürlich auch Freud, Fromm und Reich und so einige(s) mehr gelesen, diskutiert, ja, in uns hineingefressen haben. Wirtschaftswissenschaften studierte ich dann, weil ja, wie wir damals glaubten, sich letztlich alle gesellschaftliche Entwicklung aus der Ökonomie herleite; folglich gehören doch auch die Wirtschaftswissenschaften zu den Gesellschaftswissenschaften. Allerdings teilten die meisten Ökonomieprofessoren diese Ansicht nicht. Also hatten die selbst organisierten AG's weiter Konjunktur: immer noch Marx und zudem Sozialphilosophie, Sozialpsychologie, Sozialgeschichte, Ethnologie ... Das Themenspektrum war breit, und dennoch gab es einen Zusammenhang: in der Frage, warum unsere Gesellschaft so ist, wie sie ist, und wie sie besser sein könnte.

Faschismus und Imperialismus waren die beiden großen gesellschaftlichen Phänomene, auf die sich unsere Kritik richtete. In Auseinandersetzung mit dem Thema Imperialismus revidierte ich allmählich meine Ansicht, dass alle gesellschaftliche Entwicklung sich aus der Ökonomie ableiten ließe. Kapitalismus ist eben nicht nur ein ökonomisches System, sondern auch ein in Nationen organisiertes Herrschaftssystem, und deshalb lässt sich die Entwicklung der internationalen Arbeitsteilung und mit ihr die Entwicklung der Unterentwicklung nicht rein ökonomisch erklären – so weit, so kurz der Gegenstand meiner Dissertation. Inhaltlich führte mich die Frage nach dem Verhältnis von Ökonomie und Politik beziehungsweise nach der Bedeutung machtförmiger Auseinandersetzungen in der Entwicklung moderner Gesellschaften in die Faschismusforschung. In meinen sozialhistorischen Studien dazu ging es mir zunächst um die Rolle der Arbeits- und Lohnpolitik als Herrschafts- und Integrationsinstrument im nationalsozialistischen Deutschland. Meine Habilitationsschrift, in deren Zusammenhang ich mich unter anderem mit Max Webers Herrschaftssoziologie und neueren Debatten in der deutschen und angelsächsischen Industriesoziologie befasste und mit der ich schließlich auch offiziell zur Soziologin wurde, ist ein Beitrag zur Geschichte betrieblicher Herrschaft und darüber auch zur Geschichte des Fordismus (als gesellschaftlicher Epoche) in Deutschland. In dieser Schrift und mehr noch in meinen darauf folgenden Studien entfaltete sich meine kritische Auseinandersetzung mit der Rationalisierung – wobei es mir nicht lediglich um den technisch-organisatorischen Wandel, sondern vor allem um die Prägung sozialer Prozesse, sozialer Beziehungen und kollektiv geteilter Richtig-Falsch-Vorstellungen durch den Rationalisierungsgedanken ging.

Was ich hier mit diesem Schnelldurchgang durch mein Curriculum Vitae illustrieren möchte, ist, dass sich mein Werdegang zur Soziologin trotz unordentlichem Soziologiestudiums recht stromlinienförmig rekonstruieren lässt. Das Ergebnis einer solchen, meist für Bewerbungs- und Antragszwecke geschriebenen Rekonstruktion ist gleichsam die Front-Stage-Vita. Aber die ist nur die Hälfte der Miete. Was mich geprägt und erst wirklich zur Soziologin gemacht hat, und zwar lange bevor ich begriff, was Soziologie überhaupt ist, sind die widersprüchlichen Konstellationen, in die ich hineingeboren wurde, und die vielen Umwege, die ich gegangen bin, einschließlich des mit ihnen verbundene Gefühls, gescheitert zu sein. In der Summe ist das meine Back-Stage-Vita. Je aktuell waren diese Erfahrungen keineswegs angenehm und auch nicht immer schmeichelhaft für mich. Und dennoch werde ich im folgenden das professionelle Theater auf der Bühne meines Lebens mit Teilen von dem verbinden, was sich hinter den Kulissen abspielte. Denn zum einen sind die Konstellationen, in denen wir aufwachsen, zwar nicht hinreichende, wohl aber notwendige Bedingungen für das, was aus uns wird – positiv wie negativ. Zum anderen möchte ich die weiblichen und männlichen Querköpfe im soziologischen Nachwuchs dazu ermuntern, sich nicht durch den Gedanken entmutigen zu lassen, sich wieder einmal nicht funktional strategisch verhalten zu haben, wieder einmal einen Umweg gegangen zu sein und womöglich gar nicht in die academic community zu gehören. Weil ich nun rückblickend, vom sicheren Professorinnenstuhl aus schreibe, kann ich nicht ganz vermeiden, dass sich auch die Back-Stage-Vita als Erfolgsstory lesen lässt. Deshalb sei vorab betont: Ohne Umwege und Überraschungen gäbe es keine Erfahrungen. Diese wiederum ermöglichen die Reflexion. Und was wäre Soziologie ohne (Selbst)Reflexion, ohne das beständige Hinterfragen einmal akzeptierter Selbstverständlichkeiten?

2. Kulturelles Kapital, symbolisches Kapital, starke Frauen

Geboren bin ich als viertes Kind 1944 in Beierfeld im Erzgebirge, dort lebten die Eltern meiner Mutter. Eigentlich hatten meine Eltern in Dresden gewohnt, wo mein Vater Oberstudienrat und Leiter eines Gymnasiums war. (Den Titel „Direktor“ erhielt er nicht, weil er nicht Parteimitglied war.) Mein Vater ist in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs gefallen, als ich gerade mal ein halbes Jahr alt war. Dennoch hat er eine große Rolle in meinen Leben gespielt. Denn durch die Erzählungen meiner Mutter entstand für mich ein Vorbild, das um so attraktiver war, als es (er) auch mit kleinen und durchaus liebenswerten Webfehlern behaftet war. Vor allem aber gab meine Mutter, selber eine sehr kluge Frau, mit den Geschichten über meinen Vater meinen drei Geschwistern und mir etwas mit auf den Lebensweg, wovon sie selber überzeugt war: In Anlehnung an einen der bedeutsamsten Soziologen unserer Zeit, Pierre Bourdieu, gesprochen ist es das kulturelle Kapital.

Diejenigen unter den LeserInnen, die Pierre Bourdieus Schriften kennen, denken jetzt vielleicht: „Aha, sie hat ihre Kinder ins Museum geschleppt, sie klassische Musik hören, Klavierspielen lernen, ihnen Nachhilfeunterricht geben lassen...“ Aber darum geht es mir hier nicht, zumal in der Nachkriegszeit für eine Witwe mit vier Kindern die finanziellen Mittel äußerst beschränkt waren. Nein, meine Mutter hat uns auf einer viel grundsätzlicheren Ebene ein großes Pfund kulturelles Kapital mitgegeben, indem sie nämlich fest davon überzeugt war, dass wir intelligent sind, denken können, und uns diese Überzeugung auch vermittelt hat.

Das war keine kleine Leistung. Denn wir Kinder waren ausgesprochene Spätentwickler, oder, um Aussagen über meine Geschwister zu vermeiden: Ich war es auf alle Fälle. Schule war für mich bis in die ersten Jahre der Oberschule hinein primär ein Abenteuerspielplatz – nach dem Prinzip: „Da treffe ich meine Freundinnen und da geschehen spannende Dinge.“ Das Salz in der Suppe war dabei die ständige Gefahr, von den LehrerInnen womöglich dabei ertappt zu werden, dass ich die Vokabeln wieder einmal nicht gelernt hatte. Es ist ein Wunder, dass ich damals nicht sitzen geblieben bin. Das Wunder kann ich mir nur damit erklären, dass ich durch all diese Wirrnis mit dem sicheren Gefühl gesegelt bin, dass ich nicht dumm bin, und ehe die LehrerInnen merkten, dass ich gemessen an messbaren Leistungen grottenschlecht war, kam schon der/die nächste Lehrer/in ans Ruder. Fünfen, wenn sie nicht all zu häufig auftraten, galten mir als Zeichen für Genialität. Bei Zweiern kam zwar die lästige Nachfrage meiner Mutter, „warum keine Eins?“, aber beides zusammen wurde von der Grundüberzeugung getragen, „Du kannst es.“ Wissen, greifbares kulturelles Kapital, wurde in alltäglichen Gesprächen und Diskussionen, meistens beim Mittag- und Abendessen vermittelt, und nie fiel der Satz: „Das verstehst Du noch nicht.“

Wenn meine Mutter mit ihrer festen Überzeugung, ihre Kinder können es – was immer das „es“ sei – die Grundlage dafür gelegt hat, dass ich nunmehr Professorin bin, dann haben meine Geschwister auf ihre Art eine ganz spezifische Dynamik in Gang gesetzt, die es mir selbstverständlich erscheinen ließ, mich immer wieder neuen Herausforderungen zu stellen. Sie haben mich zwar, wie es eben ältere Geschwister tun, geschurigelt und geneckt, aber sie haben mich wundersamer Weise immer auch mit dackeln lassen und so wie ich bin akzeptiert. Aber keiner, und schon gar nicht sie, hat mir damals erklärt, dass sie, einfach weil sie älter sind, stärker sind und mehr wissen als ich. Sie haben mich als Gleichberechtigte behandelt, was Klasse ist, aber auch eine ziemliche Herausforderung war, denn ich war ja nicht gleichstark. Was blieb mir anderes übrig, als eine besondere Fähigkeit zu entwickeln: die Findigkeit. Oder anders gesagt: die Fähigkeit, mit möglichst effizienten Einsatz der verfügbaren Mittel, einen möglichst großen Erfolg zu erzielen. Diejenigen, die mich kennen, werden sofort erkannt haben, dass das das Prinzip der Rationalisierung ist: „mit weniger Aufwand mehr Ertrag“ – ein Prinzip, das später und

bestimmt nicht zufällig zum großen Thema meiner wissenschaftlichen Arbeiten wurde.

Auch als mir die kindliche Unbefangenheit abhanden kam und an ihre Stelle quälende Selbstzweifel traten, hat mir die Botschaft „Du bist nicht dumm“ und die Toleranz gegenüber meinen Eigenheiten, die mir meine Mutter und Geschwister mitgaben, immer wieder geholfen. Andererseits passiert es mir heute noch, dass ich meine, die anderen wüssten und könnten *alles* besser als ich. Das stiftet manchmal, insbesondere in Lehrveranstaltungen allseitige Verwirrung – passt es doch so gar nicht zum Image des Allwissenden, mit dem deutsche Professoren, gelegentlich auch Professorinnen, sich gern schmücken.

Nun kann ein understatement, auch wenn es aus Versehen passiert, ein durchaus nützlicher Teil des Habitus sein, dann nämlich, wenn man mit reichlich kulturellem, ökonomischem oder symbolischem Kapital ausgestattet ist und dem, was man tut und sagt, den Nimbus des Naturgegebenen verleiht. In meinem Familienhintergrund gab es „satt“ ökonomisches Kapital. Die Generation meiner Großeltern mütterlicherseits war zu ländlichem Unternehmertum (metallverarbeitende Industrie) aufgestiegen. Nach dem zweiten Weltkrieg lag Beierfeld in der „Ostzone“, die Firma wurde enteignet, die (Groß)Familie „machte auf drieben“ (sächsisch für „zog in den Westen“). Die Firma wurde in Holstein neu gegründet, wuchs und gedieh und produzierte wieder Wohlstand für Großvater, Großonkel, Großtanten und diverse andere Familienangehörige – immer vermittelt über die Anstellung der Männer. Auch meine Mutter war mit uns nach Holstein gezogen. Aber sie hatte keinen Mann, der in der Firma Geld verdienen konnte (fraglich ist auch, ob mein Vater es gewollt hätte). Sie sah ihre Hauptaufgabe darin, uns Kinder auf den Weg zu bringen, und war zu freiheitsliebend, um einfach ohne Gegenleistung um finanzielle Unterstützung zu bitten. Folglich blieb nur wenig von dem Geldsegen an uns hängen. Und dennoch profitierte ich von „der Firma“. In den Ferien konnte ich mir durch Hilfsarbeiten Geld verdienen – was die Spätfolge hat, dass mir industriesoziologische „hard ware“, wie die Arbeitsbedingungen in der Metallverarbeitung, nicht fremd ist. Als Kind und Jugendliche profitierte ich jedoch vor allem insofern, als ich gewaltig angab mit der „Firma“ und meinem Opa, also indem ich das „ich gehöre dazu“ als symbolisches Kapital nach Kräften einsetzte.

Meine Mutter, die „Pranzen“ (Sächsisch für „Angeben“) nicht mochte, setzte vor allem auf das kulturelle Kapital und schickte uns auf die Oberschule. Viele meiner Verwandten hielten das für unnütz, wenn nicht gar vermesschen: Der Junge könnte doch als Lehrling in der Firma anfangen, die Mädchen würden sowieso heiraten. Auch die Lehrer machten es ihr schwer; wenngleich ehrbare Witwe, war sie doch „nur“ eine Frau. Meine Mutter musste ihnen gehörig auf die Füße treten, bis sie lernten, sie ernst zu nehmen. Den Kampfesmut dafür schöpfte sie sicherlich auch daraus, dass Frauen im Erzgebirge eher in der anerkannten Rolle der Managerin des Familieneinkommens und -überlebens gesehen wurden. Dass sie das Abitur

gemacht hatte, war sicherlich auch dort etwas ungewöhnlich, aber schon meine beiden Großmütter waren gebildete Frauen, die „Oma“ mütterlicherseits war (Anfang des 20. Jahrhunderts) sogar berufstätig. Alle drei, meine Mutter und meine Großmütter waren, ohne großes Aufhebens davon zu machen, starke Frauen, für die Intelligenz nicht automatisch ein Zeichen von Unweiblichkeit war, und zu lieben, Ehefrau, Hausfrau und Mutter zu sein, kein Zeichen von Schwäche. Und so war es für meine Schwestern und mich trotz des widrigen kulturellen Klimas der Nachkriegszeit normal, dass wir Abitur machen und studieren wollten.

Erst als ich sehr viel später in meinem Leben das Kapitel „Bildungsbeflissenheit“ in Bourdieus Buch „Die feinen Unterschiede“ las, ging mir ein Licht auf. Bis dahin war ich unbewusst – über Selbstverständlichkeiten denkt man nicht nach – davon ausgegangen, dass jede/r aufsteigen will und die Investition in kulturelles Kapital und das entsprechende Herumfeilen am eigenen Habitus die feinste Art sei, dies zu tun. Jetzt weiß ich, dass ich mit meiner Aufstiegsorientierung ein typisches Kind der Mittelschicht bin, der gesellschaftlichen Gruppe also, die aus Angst „abzurutschen“ nach „Höherem“ strebt. Nun ja, als Jugendliche empfand ich Aufstiegsorientierung als normal. Außerdem fand ich angesichts der Erfahrungen meiner Mutter, dass man, wenn man alles verliert – den geliebten Mann, die materielle Sicherheit – immerhin noch das behält, was man im Kopf mitnehmen kann (bzw. wenn man den Kopf verliert, braucht man das andere nicht mehr). Also schien es mir nur klug, den Kopf zu entwickeln. Normal schien mir allerdings auch, dass ich heiraten würde und der Zukünftige klüger sein und eine höhere berufliche Position einnehmen würde als ich. Also entschied ich mich nach dem Abitur für das „frauengemäße“ Studium am Dolmetscher Institut der Universität Heidelberg. Es war relativ kurz (4 Jahre) und hatte den Vorteil, dass ich meiner Neugier auf fremde Länder und Menschen nachkommen konnte und später (als Ehefrau) beruflich allseitig einsetzbar sein würde.

3. Wie rational ist die Rationalisierung?

Oder: Eines ergab sich irgendwie logisch aus dem anderen.

Während ich versuche, meinen Werdegang zur Soziologin zu beschreiben, und dabei darüber nachdenke, welch große Bedeutung das Reisen dabei für mich hatte, kommt mir der Artikel „Wie können Manager ihre Geschäftsreisen effizienter nutzen“ in der FAZ vom 24.9.2005 (Rubrik „Beruf und Chance“) sehr gelegen. Prof. Y (wahrscheinlich kein Soziologe – oder etwa doch?) schreibt da: „Die meisten Publikationen habe ich im Zug, Flugzeug und Auto verfasst. Dies hat zwei große Vorteile: Man wird nicht so oft gestört, und die Zeit vergeht schnell. Fast immer nehme ich mehr Arbeit mit, als ich bewältigen kann“. Sicherheitshalber, so Herr Y, sollte man im Zug oder Flugzeug auch den Platz neben sich reservieren, um nicht

Gefahr zu laufen, „bei einem belanglosen Gespräch mit dem Sitznachbarn“ wertvolle Arbeitszeit oder (der Fitness dienende) Schlafenszeit zu verplempern. Der Artikel enthält eine Fülle weiterer Tipps zur Rationalisierung des Reisens und von sich selber und illustriert treffend das Thema, das mich viele Jahre lang beschäftigt hat, nämlich wie sehr im Verlauf des 20. Jahrhunderts, in der Epoche des Fordismus, der Rationalisierungsgedanke das Handeln der Menschen und ihre Beziehungen geprägt hat und bis dato prägt. (Wohlgemerkt: prägt, nicht determiniert.)

Meine Kritik am Rationalisierungsgedanken, an seiner strategischen Dummheit und der ihm eigenen Hierarchisierung von Zwecken und Menschen, lässt sich in meinen Publikationen nachlesen. Hier nutze ich den Artikel von Prof. Y, um auf die rationalisierenden und zutiefst widersprüchlichen Anforderungen einzugehen, denen NachwuchswissenschaftlerInnen sich heute stellen müssen. Sie sollen interdisziplinär und international orientiert sein, und gleichzeitig gilt für das Studium, die Karriere: je schneller und effizienter, desto besser. Es braucht aber Zeit, sich auf die Kulturen anderer Disziplinen und anderer Länder einzulassen. Oder umgekehrt: Es ist eine Zeitverschwendug, wenn man abgeschottet gegen Überraschungen und „Störungen“ durch das Studium, die Karriere, die Welt rast und sich den Reichtum nicht gönnnt, der darin liegt, andere(s) und darüber sich selber zu erfahren und sich so der historisch-kulturellen Bedingtheit der eigenen Normen, Werte und Selbstverständlichkeiten bewusst zu werden. Der Manager, der seine Ohren gegen den Nachbarn und das Ungeplante verstöpselt und seine Zeit effizient, d.h. geizig für nur einen vorbestimmten Zweck (den Geschäftserfolg) einsetzt, wird vermutlich den Mangel an Erfahrung ausgleichen, indem er sich Erlebnisse kauft. SoziologInnen können (sollten) sich das nicht leisten, denn ohne Erfahrung keine Reflexion, und ohne Reflexion degeneriert Soziologie zur Sozialtechnik.

Nun will ich nicht behaupten, dass mein Faible für lange Auslandsaufenthalte seinen Ursprung in oben formulierter Überzeugung hatte. Letztere ist Ergebnis des ersteren. Auch die strategische Karriereplanung war es nicht, was mich ins Ausland trieb, sondern ganz einfach die Sehnsucht, gleichsam ein Fernweh, um mich selber zu finden. Das Studium am Dolmetscher-Institut bot für Reisen einen hervorragenden Vorwand. Denn wo lernt man eine Sprache besser als in deren Heimatland. Das Geld war immer noch knapp, die Halbwaisenrente reichte gerade mal für das Notwendigste – was den Vorteil hatte, dass ich (im Gegensatz zum effizienten Manager) nicht einmal wusste, dass es so etwas wie Platzreservierungen gibt. Nach England verdingte ich mich als Au-Pair-Mädchen. Die Aufenthalte in Spanien finanzierte ich mir, indem ich Bierkrüge (Heidelberg) verkaufte – allein das war schon ein Abenteuer. Abenteuerlich auch die Fahrt im Zug, umgeben von heimkehrenden spanischen und portugiesischen ArbeitsmigrantInnen. Sie nahmen mich unter ihre Fittiche, teilten mit mir ihren Reiseproviant, und eine bat mich, ihre Tasche mit Elektrogeräten durch den Zoll zu tragen – wodurch ich zur Schmugglerin wurde, ohne es zu ahnen. Meine grenzenlose Naivität (und spärliche Sprachkennt-

nis) muss damals den Beschützerinstinkt meiner Mitreisenden mobilisiert haben. Durch eine Zugbekanntschaft fand ich ein Zimmer bei einer allein erziehenden Mutter in Madrid und lernte durch sie, unter anderem, das Ritual des allabendlichen Paseo kennen. Beim zweiten Mal war ich schon etwas erfahrener (mein Spanisch war auch besser), lernte Studenten kennen, erfuhr durch sie, dass Franco ein Diktator ist, was ich empörend fand, und nahm mit ihnen an einer Demonstration teil. Es ging ziemlich „zur Sache“, und erst im Nachhinein wurde mir bewusst, dass mir, hätte mich die Guardia Civil erwischt, meine Naivität kein Schutz gewesen wäre.

Die meisten von uns Studierenden, auch in Deutschland, hatten damals wenig Geld. Dafür aber Zeit. Zeit? Ja, Zeit! Wir konnten es uns leisten, hauptberuflich „armer Student“ zu sein. Arm sein war geradezu ein Statussymbol – waren wir doch durch eine wie auch immer ungerechte Vorauslese prädestiniert für das Establishment. (Dass das für Frauen nicht ganz so galt, merkte ich damals „natürlich“ noch nicht.) Nur etwa 6 Prozent eines Jahrgangs (heute sind es zwischen 30 und 40 Prozent) studierten und konnten angesichts der Vollbeschäftigung (heute droht Arbeitslosigkeit) davon ausgehen, später einen passablen, jedenfalls statusgemäßen Arbeitsplatz zu finden. Was konnte uns schon passieren? Allenfalls, dass meine Wirtin mich vor die Tür setzt, wenn sie sieht, wie ich mit gut 30 GenossInnen gegen den Schah (auch ein Diktator!) demonstrierend durch die Hauptstraße ziehe – dachte ich damals. Später waren wir weitaus mehr, und ich hielt es für meine politische Aufgabe, für das, was ich tat, dachte und lebte, auch öffentlich einzustehen.

Womit wir bei der Studentenbewegung angekommen sind, an der ich sehr aktiv (im SDS) teilgenommen habe. Die Versuchung ist groß, heroische Märchen zu erzählen. Ich will mich hier darauf beschränken, die (vermeintliche) Handlungssicherheit zu betonen, die unserer Kritik an bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen den optimistischen Unterton, alles könne viel besser sein, verlieh und die uns schon mal damit anfangen ließ, das andere, freiere Leben zu proben. All dies in einem äußerst lebendigen intellektuellen Klima, was mich auch dazu motivierte, nach dem Diplom weiter zu studieren, anstatt meine neu gewonnene Freiheit der Berufstätigkeit zu opfern. (Der Studienstiftung des deutschen Volkes sei Dank für die tolerante und geduldige Unterstützung.) Irgendwann aber wurde Heidelberg eng, zum einen, weil ich mir als Mitglied der „Basisgruppe Ökonomie“ ausmalen konnte, dass es mir beim nächsten Examen nicht leicht gemacht würde. Zum anderen wurde der SDS vom Virus der Parteiengründung befallen, der intellektuelle Wissensdurst drohte sich in intellektuelle Arroganz zu verwandeln. Als ich nach einem längeren (und ziemlich abenteuerlichen) Aufenthalt in Kolumbien zurück kam, stellte ich beispielsweise erstaunt fest, dass sich einige der SDS-Größen mit antiimperialistischem Impetus an die Klassenanalyse Brasiliens und anderer ferner Länder gemacht hatten, ohne je dort gewesen zu sein. Den antiimperialistischen Impetus teilte ich. Doch hatten mich meine Erfahrungen in Kolumbien gelehrt,

dass wir, wenn wir etwas verändern wollen, vor Ort, das heißt bei uns anfangen müssen, anstatt das zu tun, was wir kritisierten, nämlich anderen Völkern Vorschriften zu machen.

Falls nun jemand meint, mit den vorstehenden Zeilen wollte ich sein Vorurteil bestätigen, dass alles falsch, ein Irrtum gewesen sei, dann muss ich ihn enttäuschen. Wer handelt, macht Fehler, was immerhin die Möglichkeit eröffnet, aus den Fehlern zu lernen. Und: Bewegungen, die verkrustete Ungerechtigkeiten aufbrechen wollen, müssen schrill und aufdringlich sein. Das habe ich hinsichtlich der Frauenbewegung erst spät begriffen. Als Frauen auf einem SDS-Kongress führende Repräsentanten mit Tomaten bewarfen, habe ich mit Unverständnis reagiert. Die sich bildende Frauengruppe in Heidelberg habe ich ein/zwei Mal besucht, dann nicht mehr. Ich mochte das „Gejammer“ über unsere Unterdrückung nicht hören, denn ich lebte in der Überzeugung, die mir auch heute noch häufig begegnet, dass man, oder besser: frau sich nur anders (am besten wie ein Mann) verhalten müsse, um als gleichberechtigt anerkannt zu werden. Erst sehr viel später, in Berlin, als ich Assistentin an der FU wurde, mithin mir nicht die Personen, mit denen ich zusammenarbeite und diskutiere, selber aussuchen konnte, sondern mit den Kollegen und männlich dominierten Institutionen, so wie sie eben sind, zurecht kommen musste, erst dann habe ich gemerkt, dass da was nicht stimmt. Wenn wir Frauen etwas sagten, wurde es ignoriert, gleichsam automatisch fingen die Männer an, mit einander zu tuscheln (wie man es so tut, wenn ein Diskussionsbeitrag nicht wichtig ist); wenn wir dagegen protestierten, waren wir hysterisch oder Mannweiber; die Frauensforschung wurde abgetan als Problem einer Randgruppe, et cetera. Ich hörte von Frauen in den Niederlanden, die Männern mit den Hutnadeln ihrer Großmütter in den ... stachen, um ihnen, den Männern, beizubringen, wie weh sexistische Übergriffe tun. Und ich fand, sie hatten Recht. Noch heute hätte ich manchmal gern eine Hutnadel parat, obwohl ich Professorin in einem Fachbereich bin, der sich so einigermaßen daran gewöhnt hat, dass auch Frauen etwas zu sagen haben. Von der Frauen- und Geschlechterforschung profitierte ich aus Überzeugung und als Grenzgängerin. Das heißt, zur feministischen Theorienbildung trage ich nur wenig bei; meine Rolle sehe ich darin, deren Erkenntnisse als relevante Erkenntnisse in konventionelle Disziplinen wie die Industrie- und Organisationssoziologie zu integrieren. Die Bemühungen einiger Kollegen, mich, weil ich eben eine Frau bin und obendrein von der Relevanz des Geschlechterverhältnisses für ihre Fragestellung spreche, in die Ecke „unter besonderer Berücksichtigung von Frauen“ abzuschieben, nehme ich mit soziologischem Blick zur Kenntnis: Es gehört nun mal zu den wichtigsten Mitteln der Machtstabilisierung, Herrschaft für normal zu erklären, und alles, was daran kratzt, für abweichend und/oder eigentlich unwichtig.

Mit der Beschreibung meiner Haltung zur Neuen Frauenbewegung und zur Frauen- und Geschlechterforschung bin ich in der Chronologie meines Werdegangs zur Soziologin vorgeprescht. In der Hoffnung, hinreichend dargestellt zu

haben, dass die Bedingungen für diesen Werdegang lange vor der beruflichen Karriere gelegt wurden, beschränke ich mich nunmehr darauf, nur einige der Stationen des eingangs präsentierten Schnelldurchgangs durch meine Vita zu ergänzen. Vorausgeschickt sei, dass diese keineswegs strategisch geplant vonstatten ging. Wenn gleich ich, ja auch ein Kind des Fordismus, immer wieder meinte, mich und mein Leben nun endlich rationalisierend in den Griff kriegen zu müssen, bin ich in diesen Versuchen kläglich gescheitert. Was mich letztendlich leitete, waren meine Neugier und meine Erfahrungen. Und so ergab sich doch eines irgendwie logisch aus dem anderen – die Ortswechsel (Heidelberg, Berlin, New York, Frankfurt am Main) und die Themenwechsel (Gesellschaftstheorie und -kritik, Imperialismus, Faschismusforschung, Rationalisierung, Industrie- und Organisationssoziologie).

Im Nachhinein sehe ich, dass meine Dissertation einer der vielen damaligen Versuche war, den vierten Band des Kapitals zu schreiben. Allein das war schon ein großenwahnsinniges Unternehmen. Zu einem Kraftakt wurde es zudem, weil ich den Entfremdungseffekt des akademischen Betriebes unterschätzt habe. Mein Erkenntnisinteresse galt einer auf den Weltmarkt bezogenen Weiterentwicklung der Marx'schen Theorie, wobei ich mich auch im Streit fand mit der damals von Neomarxisten betriebenen Ökonomisierung der Marx'schen Gesellschaftstheorie – man sprach von Politischer Ökonomie und nicht mehr von einer Kritik der Politischen Ökonomie. Wer mir aber bei der Umsetzung meines Erkenntnisinteresses dazwischen funkte, war die innere Staatsanwältin, die nicht die wissenschaftliche Aufrichtigkeit, sondern die Passförmigkeit mit etablierten akademischen Ritualen einklagte. Die Auseinandersetzungen mit ihr haben gedauert. Als ich endlich fertig war, hat Professor Z, Partisan der „Notgemeinschaft FU“, einer professoralen Gegenbewegung zur Studentenbewegung, versucht, mir ein Bein zu stellen. Ich hatte ihm nichts getan, aber er roch die Studentenbewegung an mir und meinem Thema und schrieb, als ich die Dissertation einreichte, ein Gegengutachten. Zwei Jahre dauerte das Ganze, zum Erst-, Zweit- und Gegengutachten kamen drei weitere Gutachten hinzu, bis der Fachbereichsrat beschloss, dass ich der Promotion würdig sei. Ich hoffe, Prof. Z hat in diesen Jahren ebenso schlecht geschlafen wie ich, und ich danke dem Ökonomieprofessor, der das letzte, alle anderen Gutachten vergleichende Gutachten geschrieben und zu mir gesagt hat: „Ihr Thema ist nicht mein Ding, aber Ihre Arbeit erfüllt die wissenschaftlichen Standards einer Dissertation.“ Danken können ihm auch (hoffentlich) die Studierenden, deren Arbeiten ich heute bewerten muss, denn jener Professor hat mir ein Beispiel für Toleranz geliefert: Nicht die Meinung gilt es zu bewerten, sondern die Kompetenz der wissenschaftlichen Argumentation.

Bereits einige Jahre bevor ich meine Dissertation abschloss, befasste ich mich – parallel zu ihr und als Assistentin an der FU – mit der Sozialgeschichte Deutschlands unter dem Nationalsozialismus. Dahin geführt hatte mich die Überlegung im Rahmen meiner Dissertation, dass Ökonomie und Politik sich nicht in einem ein-

fachen Ableitungsverhältnis befinden. Oder anders gesagt: Ökonomische Verhältnisse sind Herrschaftsverhältnisse und sind als solche kulturell geprägt und müssen, umgekehrt, kulturell unterfüttert werden. Die historische Frauenforschung, wie überhaupt die Frauen- und Geschlechterforschung war mir damals wie später ein wichtiges Korrektiv. In meiner Habilitationsschrift (hier mein Dank an die DFG und das Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main) befasste ich mich mit der zwischen Terror und Blut-und-Boden-Ideologie eher unspektakulären Mobilisierung des Rationalisierungsgedankens als Mittel sozialpolitischer Integration – „unspektakulär“, weil ja auch in der Nachkriegszeit Rationalisierung als durchaus rational galt.

Bezogen auf aktuelle Entwicklungen baute ich meine Rationalisierungskritik weiter aus und landete so in der Industriesoziologie. Dass Rationalisierung nur dann rational ist, wenn man „rational“ mit zweckrational gleichsetzt, also die Optimierung der Mittel-Zweck-Relation zum Wert an sich erklärt und damit die der Rationalisierung inhärente Hierarchisierung von je gesellschaftspolitisch verordneten Zwecken, Funktionen und Menschen legitimiert, ist das, jedenfalls für Industriesoziologen, keinesfalls behagliche Thematik meiner nachfolgenden Schriften. Das Argument, dass Rationalisierung doch zum Wohlstand führe, kann mich, weltgesellschaftlich gesehen, nicht überzeugen, bedeutet doch Rationalisierung in dem einen Bereich, Störungen und Vergeudung auf andere Bereiche (Länder) abzuschieben und sie erst wieder wahr zu nehmen, wenn sie von dort als kostenträchtige Störung zurück kommen. Aber: Die Analyse der Rationalisierung ebenso wie die des Verwertungsimperativs des Kapitals liefert nur eine Perspektive auf gesellschaftliche Entwicklung, kann diese nicht in toto erklären. Denn in dieser Perspektive erscheint das Handeln der Menschen gleichsam nur als abgeleitet, als Schattenspiel im Scheinwerferlicht einer es wenngleich prägenden, so doch nicht determinierenden gesellschaftlichen Dynamik. Als Ergänzung (und nicht als Ableitung) gilt es, die Perspektive der Rationalisierung zu verlassen und sich das Handeln der Menschen in ihrer jeweiligen Handlungs-, „Rationalität“ anzusehen.

Seit nunmehr gut zehn Jahren bin ich Professorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt „Soziologie industrieller Gesellschaften“. Ich habe in dieser Zeit viel, sehr viel dazu gelernt und mir weitere Themen, Theorien und analytische Ansätze angeeignet. Motiviert haben mich dazu vor allem die Auseinandersetzungen mit Studierenden und Promovierenden. (Danke!) Ja, es ist ein toller Job, beziehungsweise es wäre einer, wenn nicht die Universitäten kaputt gespart würden. Jedenfalls bei uns am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften haben wir mit überfüllten Lehrveranstaltungen zu kämpfen, ersaufen in Prüfungen, dürfen Papiere für diverse Evaluationen schreiben, müssen uns Module für die neuen BA/MA Studiengänge ausdenken und hechten hinter Drittmittelprojekten und „Exzellenz“-Geldern her, um die miserable finanzielle Ausstattung einigermaßen auszugleichen. In einem solchem Hochschulklima werden die Ellenbogen ausgefahren und alles, was

stört beziehungsweise unbequem ist, hat einen schweren Stand – beispielsweise die Frauen- und Geschlechterforschung und die Reflexion.

Diese Situation ist Gift für die Soziologie – zumal sich der Trend zu einem Leistungsprinzip, das auf schnelle Ergebnisse setzt, verstärkt. In dem Maße, wie beispielsweise SchülerInnen und StudentInnen gehalten sind, möglichst schnell und effizient durch Schule und Studium zu kommen, wird die Neigung verstärkt, vorrangig herausfinden zu wollen, was denn die LehrerInnen bzw. ProfessorInnen für richtig halten, und in voreiliger Richtig-Falsch-Entscheidung fertige Ergebnisse hurtig einzusammeln. Ich vermag nicht zu beurteilen, ob ich einfach hellhöriger geworden bin oder ob tatsächlich eine „neue Generation“ in die Universitäten kommt. Jedenfalls stoße ich, zumal in Einführungsveranstaltungen, auf großes Unverständnis, wenn ich den StudentInnen sage, sie sollten bei der Lektüre eines Textes, etwa von Bourdieu, die Frage, ob er nun recht hat oder nicht, zunächst einmal beiseite tun und statt auf die Fakten auf seinen Argumentationsgang achten. „Aber Fakten sind doch Argumente!“ – so der Einwand eines Studenten. Nun soll dieses Beispiel nicht als StudentInnenbeschimpfung missverstanden werden. Die Arbeit mit ihnen bringt mir sehr viel, ihre wissenschaftliche Neugier mag ein wenig verschüttet sein, aber sie ist ihnen nicht abhanden gekommen, und ich beobachte mit Anerkennung, wie sehr (und wie ganz anders als wir damals) viele von ihnen die Verantwortung für ihr Leben (etwa durch eigene Erwerbstätigkeit) übernehmen und großen Wert auf ein faires, solidarisches Miteinander legen.

Worum es mir geht, ist, auf den Druck plattesteter Effizienzforderungen hinzuweisen, der auf ihnen wie auch der Soziologie derzeit lastet. Auch wir SoziologieprofessorInnen kommen nicht umhin, uns strategisch zu verhalten. Aber wir zerstören das, was wir zu sagen haben, wenn wir uns diesem Druck verschämt anpassen. Wir sollten uns im Gegenteil als SoziologInnen einmischen (viele von uns tun das ja auch), d.h. selbstbewusst auf die gesellschaftspolitische Bedeutung von Reflexion und Kritik hinweisen und darauf, dass die Aneignung des soziologischen Handwerks nicht durch schnelles Auswendiglernen geschieht, sondern durch Übung, Nachvollziehen und Nachdenken – kurz: Erfahrung, und die braucht Zeit.

Mit leichtem Unbehagen komme ich zum Schluss meines Textes. Denn ich habe die vielen, die mir zur Seite standen und mit mir (im doppelten Sinn des Wortes) gestritten haben, nicht namentlich erwähnt. Diejenigen, die mir freundlich/freundschaftlich gesonnen waren und sind, werden verstehen, warum ich in diesem Punkt so enthaltsam war: Ich habe keinen Weg gesehen, aus der Namennennung die Hierarchisierung (wer war „besonders“, wer „sehr“, wer „auch“ wichtig?) heraus zu halten. So verbleibt mir nur, ihnen abschließend „kollektiv“ zu danken. Danke!

Vom Fremdsein zum Engagement in der Profession

Sabine Gensior

1. Elternhaus bzw. Herkunfts Familie

Ich wurde im Mai 1945, nach Kriegsende auf der Flucht aus Bautzen/Sachsen, der Heimatstadt meiner Mutter, in einem sehr kleinen Dorf in der Nähe der Stadt Pirna/Sachsen geboren. Ein Bäcker gewährte meiner Mutter und ihren Eltern Unterschlupf für meine Geburt in einem Hinterzimmer. Mein Vater war ebenfalls anwesend; er war aus einem amerikanischen Gefangenentaler in Bayern geflohen und hatte sich zu Fuß bis nach Sachsen durchgeschlagen. Bei meiner Geburt war er dabei, ebenso meine Großmutter väterlicherseits, die sich schon im Januar 1945 von Oberschlesien nach Bautzen durchgeschlagen hatte. Sie war auch die einzige, die es wagen konnte, nachts aus dem Nachbardorf zur Unterstützung eine Hebamme zu holen; sie sprach etwas polnisch und konnte sich vermeintlich den Soldaten der Sowjetarmee verständlich machen. Die immer als dramatisch vermittelten Umstände meiner Geburt rückten mich als Einzelkind, das ich blieb, im familiären Umfeld immer in den Mittelpunkt. Meine Kindheit in der damaligen sowjetischen Besatzungszone und dann der DDR würde ich als geborgen und glücklich bezeichnen. Die Zerreißprobe, der sich meine Eltern ausgesetzt sahen, begann ich erst einige Jahre später, als wir bereits „im Westen“ waren, zu verstehen.

Mein Vater entstammte einer begüterten katholischen Unternehmer- sowie Präpareendarlehrerfamilie aus Oberschlesien und er verstand sich immer als Vertriebener, der auch um ein Stück Zukunft gebracht worden war. Da er das Reisen von klein auf gewohnt war, wollte er nach Kriegsende am liebsten gar nicht erst in Sachsen Station machen, sondern gleich weiter nach Nordamerika. Meine Mutter, Tochter eines Arbeiteraristokraten aus dem Maschinenbau sowie die Großmutter aus Schlesien verhinderten dies. Die Familie blieb zunächst in Bautzen zusammen und ich ging dort als evangelisch Getaufte in einen katholischen Kindergarten und auch noch zwei Jahre in die Schule. Im Frühsommer 1953 „machten“ meine Eltern mit mir und der schlesischen Großmutter, „über in den Westen“, d. h. zunächst nach Westberlin, mit verschiedenen Stationen, über Hamburg, Bocholt, Duisburg, Jülich und Krefeld, wo ich an einem neusprachlichen Mädchengymnasium mit großem Latinum Abitur machte.

2. Schule – die westdeutsche Zeit

Aufgrund des Schocks, den ich offenbar durch die Flucht in den Westen erlitt, begab ich mich in den folgenden Jahren zum Teil in eine innere Emigration. Ich war

plötzlich aus der familiären Geborgenheit herausgerissen und auch aus der, durch meine Großeltern für damalige Verhältnisse zusätzlich garantierten, materiell privilegierten Situation und den bis in die heutige Zeit noch fortduernden engen Freundschaften und wurde zum Flüchtlingskind, das sich ausgegrenzt fühlte. Die in den Westen gegangene Familie blieb eng zusammen, wir wechselten wegen der Arbeitsplatzveränderungen meines Vaters mehrfach den Wohnort und ich damit die Schule. So landete ich beispielsweise in Jülich im Rheinland in einer von Franziskanerinnen geleiteten Klosterschule, die dem Zeitgeist der 1950er Jahre in der Bundesrepublik entsprechend, rigide, leistungsorientiert und zum Teil bigott ausgerichtet war. In Krefeld, wo ich die letzten vier Schuljahre bis zum Abitur ebenfalls auf einem Mädchengymnasium verbrachte, lernte ich, rückblickend betrachtet, ebenso wie in Jülich sehr gründlich, viel und umfassend; gleichzeitig lernte ich allein zu sein. Ich gehörte irgendwie nicht dazu.

In der Familie war die Herkunft aus dem Osten (Schlesien und DDR) das beherrschende Thema. Zwar misslang die Integration in den Westen nicht, jedoch führte die innere Distanz der Familie auch zu meiner gewissen Distanzierung von Schule und Umgebung. Zusätzlich verbrachte ich fast bis zum Abitur immer einen Teil meiner Sommerferien bei den Großeltern in der DDR. Die DDR war mir damit nach dem Fall der Mauer sicherlich auch weniger fremd als den üblichen Westdeutschen. – Während der letzten Jahre meiner Schulzeit verwandte ich im Freundeskreis, dauerhaft angeregt durch politische und gesellschaftliche Diskussionen in der Familie und der weiteren Verwandtschaft in West und Ost, viel Zeit auf historische und gesellschaftspolitische Themenfelder und den Kampf für Koedukation. Denn in Nordrhein-Westfalen, wo ich ja seit 1953 lebte, gab es Koedukation während meiner Schulzeit nicht; der damalige Kultusminister Mikat wusste dies zu verhindern. Es war eigentlich quasi folgerichtig, dass ich entweder Geschichte, Soziologie oder Politische Wissenschaften studierte. Ich schwankte noch kurz zwischen Germanistik und Sportwissenschaften, nachdem ich die Aufnahmeprüfung an der Deutschen Sporthochschule Köln bestanden hatte. Aber dann war das Unbehagen an der Kultur in den Organisationen des Sports doch zu groß und das Gefühl des Eingeengtseins im Rheinland der 1960er Jahre zu stark, so dass ich alles daran setzte nach Westberlin zu gehen, um dort im Sommersemester 1965 an der Freien Universität zu beginnen im Hauptfach Soziologie zu studieren.

3. Wege in die Soziologie

Gleich zu Beginn des Studiums waren die Vorboten der dann folgenden Studentenbewegung präsent: Die Immatrikulationsfeier im Mai 1965¹, zu der ich in einem ausgesuchten schwarzen Kostüm erschien, endete für damalige Verhältnisse in einem Eklat. Vertreter des ASTA, die später sehr bekannt werden sollten, wie Sig-

rid Rüger und Wolfgang Lefèvre, verließen den Saal, um gegen das Auftrittsverbot, das das Rektorat gegenüber Erich Kuby verhängt hatte und gegen weitere Einschränkungen des politischen Mandats der Studentenschaft zu protestieren. Vorausgegangen waren dem schon einige andere Auseinandersetzungen. Die Professoren betraten damals noch den Saal in Talarern; lediglich Ludwig von Friedeburg trug bereits keine weißen Handschuhe mehr.

Das Soziologiestudium, und zum Teil auch das Politikwissenschaftliche Studium, faszinierte mich, jedoch war ich auch hoch verunsichert und wusste nicht recht, wie ich es vernünftig anlegen sollte. Die akademischen Lehrer, damals waren dort neben Ludwig von Friedeburg auch Renate Mayntz, Otto Stammer, Richard Löwenthal und beispielsweise als Assistenten Wolfgang Schluchter und Peter Hübner, empfanden, so meine ich mich zu erinnern, einige Besorgnis hinsichtlich der Zukunft einer zunehmend größer werdenden Schar Soziologie oder Sozialwissenschaften Studierender. Sie rieten daher dazu, in jedem Fall die Methodenlehre ernst zu nehmen und sich auch ernsthaft in den angrenzenden Fächern umzusehen. Ich tat dies auch, wurde jedoch zunehmend von den didaktisch unglücklich angelegten Einführungsvorlesungen und Propädeutika der Wirtschaftswissenschaftler enttäuscht. Und auch die Veranstaltungen in der Pflichtveranstaltung Statistik waren didaktisch ungeschickt und eine Vorwegnahme der Massenuniversität. Sie fanden in einem Hörsaal mit über 500 Studenten statt. Im übrigen fiel mir damals gar nicht auf, dass Renate Mayntz der einzige weibliche Professor war. Werner Sengenberger, der später einmal ein sehr bekannter Arbeitsmarktforscher werden sollte, war damals Fachschaftssprecher und riet mir dringend von einem Studienfachwechsel zur Politologie ab. Ich hatte dies in Erwägung gezogen, da mir das Umfeld des Soziologiestudiums mit den anempfohlenen Propädeutika viel zu wenig auf Sinnzusammenhänge und weiterführende theoretische Fragen ausgerichtet war. Sengenberger empfahl mir, mich um ein Stipendium in den USA zu bemühen, was ich dann auch erfolgreich tat. In den Jahren 1966/67 studierte ich in den USA, in Illinois, Soziologie, lernte dort mich je kurzfristig auf die große Zahl von Klausuren (Tests) vorzubereiten, durchlief eine gute Statistikausbildung und bekam vertiefend weitere Dimensionen soziologischer Theorie und auch die angelsächsische, insbesondere die amerikanische, Soziologie näher gebracht.

Nach meiner Rückkehr an die FU Berlin im Jahr 1967 hatte ich zunächst große Schwierigkeiten, mich wieder an den westdeutschen, nun wohl auch speziell westberliner Studierbetrieb zu gewöhnen. Jedoch war der Sog der Studentenbewegung so groß, dass ich mich nach einer gewissen Zeit des Abwartens in alle, im engeren und weiteren Sinn universitären Veranstaltungen, die mir interessant erschienen, stürzte. Es war eine außerordentlich intensive Zeit, geprägt durch unermüdliche Diskussionen in offiziellen universitären Veranstaltungen und in Arbeitskreisen und Zirkeln. Gerade diese erlebte Intensität hat mich eigentlich dazu gebracht, bei der Soziologie zu bleiben. Das Spannungsverhältnis zwischen Teilnahme an sich

unter inhaltlichem und formalen Reformdruck befindenden Lehrveranstaltungen und den selbst organisierten Lerngruppen bestärkte in mir den Wunsch, gründlich in das Fach einzusteigen.

Trotz aller damaligen Turbulenzen, denen das damalige Soziologiestudium an der FU ausgesetzt war, wurde das Studieren vor allem gestützt und getragen durch Sebastian Herkommer, Dieter Claessens, Dietrich Goldschmidt und seine damalige Assistentin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Ingrid Sommerkorn. Insbesondere das von Dietrich Goldschmidt und Ingrid Sommerkorn in den Jahren 1968/69 durchgeführte Seminar „Sozialisation und kompensatorische Erziehung“ ermöglichte eine intensive, ruhige Wissensvermittlung und brachte mich auch näher heran an die Sozialisationsforschung und Bildungssoziologie. Auch führte es bereits zu einer publizierten Dokumentation mit gleichnamigem Titel, an der, wie ich wieder erst später feststellte, fast ausschließlich Frauen mitwirkten. Ingrid Sommerkorn ermunterte und unterstützte uns Studentinnen bei den für uns doch recht fremden Recherche-, Dokumentations- und Redaktionsarbeiten nachdrücklich. In diesem Kontext lernte ich auch Beate Krais kennen, mit der ich dann später intensiver zusammenarbeiten sollte. Mit dem in diesem Reformseminar bestärkten Selbstbewusstsein nahm ich dann meine Diplomarbeit in Angriff, in der ich mich historisch und gesellschaftlich vergleichend mit dem Thema ‚Arbeitslehre‘ und ‚Polytechnischer Unterricht‘ auseinander setzte. Ich beendete mein Soziologiestudium an der FU Berlin im Februar 1971; Nebenfächer waren Volkswirtschafts- und Betriebswirtschaftslehre, Politische Wissenschaften und Psychologie.

4. Einstieg in den Beruf und Berufsverlauf

Bevor meine Zeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der FU Berlin begann (Sommer 1971) hatte ich noch einige einschneidende Erlebnisse. Gleich nach dem Examen wurde ich von Jürgen Feldhoff, Assistent bei Dieter Claessens und Wolfgang Nitsch, der am Max Planck Institut für Bildungsforschung arbeitete, gefragt, ob ich bereit wäre, noch als studentische Mitarbeiterin in einer Berufungskommission an der im Aufbau begriffenen Universität Bremen mitzuwirken. Der Verband deutscher Studentenschaften (VDS) hatte gerade aufgehört zu existieren und daher suchte man, um die Drittelparität zu wahren, nach einer in Hochschulpolitik und Gremienarbeit nicht gänzlich unerfahrenen Person. Damit konnte ich dienen; ich hatte bis kurz vor meinem Examen im damals schon viertelparitätischen Institutsrat der FU-Soziologen gearbeitet. Außerdem interessierte mich natürlich der Aufbau einer Universität. Für mich persönlich war das Resultat dieser wiederum aufreibenden, interessanten Erfahrung, dass ich mir sicher wurde, nicht in die Hochschulplanung und Bildungspolitik wechseln zu wollen. Ich bemühte mich daher dort auch gar nicht um eine Anstellung, hinterließ jedoch den

Arbeitsbereich „Arbeitslehre/Politik“ und auch die Anregungen zum studentischen Projektstudium. Dies waren Schlüsse aus meiner auf Arbeitslehre bezogenen Diplomarbeit. Rückwirkend betrachtet war dies vermutlich kein guter Rat, den ich damals als frisch Diplomierte gab, denn diese Studienkonzeption trug nicht unmittelbar zur Konsolidierung der Universität Bremen bei. Insbesondere die studentischen Projekte begrenzten rückwirkend betrachtet die Qualität. Während der Bremer Tätigkeit erhielt ich im Frühjahr 1971 ein Stellenangebot des damals neu gegründeten Bundesinstituts für Berufsbildungsforschung in Berlin, das ich auch annahm. Bereits nach drei Tagen bat ich, ohne dass besondere Vorkommnisse zu verzeichnen waren, um Auflösung des unbefristeten Vertrages und löste natürlich überall großes Erstaunen aus. Der Grund war folgender: Nach kurzer Bilanzierung meines Kenntnisstandes und meiner Fähigkeiten im Kernbereich der Soziologie, kam ich zu dem Schluss, dass es für mich besser wäre, mich noch einmal gründlicher auf die Soziologie einzulassen, anstatt bereits für die wie auch immer geartete Umsetzung soziologischer bzw. sozialwissenschaftlicher Kenntnisse zuständig zu sein. Bewusst ging ich das nicht ganz geringe Risiko ein, mir in der universitären Soziologie eine Stelle zu suchen. Dies gelang mir schließlich nach einigen Monaten im Sommer 1971 am Institut für Soziologie der FU Berlin. Dort wurden im Zuge des Hochschulausbaus Anfang der 1970er Jahre im Mittelbau etliche Stellen geschaffen. Ohne diese schubartige Expansion auch im Stellenbereich wäre es mir vermutlich als Frau auch nicht gelungen, gleich an der Universität eine akademische Stelle zu bekleiden. Während dieser Tätigkeit, die bis 1976 währte, entwickelte sich mit Beate Krais eine enge Kooperation im Feld der Ausbildungs- und Berufsforschung, der Bildungsökonomie, der Bildungspolitik und Bildungssoziologie, die schließlich auch in eine Konzentration auf die Industriesoziologie und die sich entwickelnde Arbeitsmarktforschung übergeleitet wurde. Diese gemeinsame Lehr- und Forschungstätigkeit führte, für unsere damaligen Verhältnisse zu erfolgreicher Publikationstätigkeit und schließlich zu unseren aus diesem Kontext heraus entstandenen Dissertationen (1977).

Zunächst war es uns, glaube ich, beiden nicht bewusst, dass wir uns quasi instinktiv zusammengeschlossen hatten, um uns in unserer Arbeit, aber vor allem auch psychosozial in einer völlig männlich dominierten Institutswelt zu stützen. Als wir 1974 unseren ersten Aufsatz in der „Sozialen Welt“ mit dem Titel „Arbeitsmarkt und Qualifikationsstruktur. Zur Problematik der Ermittlung und Verallgemeinerung von Qualifikationsanforderungen“ (vgl. Gensior/Krais 1974) veröffentlichten, behandelten uns die männlichen Mittelbaukollegen beispielsweise aus dem DFG-Projekt „Technische Intelligenz“, unter der Leitung von Sebastian Herkommер außerordentlich feindlich und es wurde uns gar unterstellt, dass wir die Publikation nur aufgrund irgendwelcher Beziehungen untergebracht hätten. Mit keinem Wort wurde je auf den Inhalt des Aufsatzes eingegangen. Dagegen erreichte uns in Berlin ein vielfältiges Echo aus dem damaligen Westdeutschland, insbesondere

auch aus dem ISF München und dem SOFI Göttingen. Dies bestärkte uns, unsere inhaltliche Arbeit fortzusetzen und schärfte unseren Blick auf Frauendiskriminierung im näheren und weiteren Umfeld. Zu vermerken ist noch speziell, dass einer der damaligen Berliner Institutskollegen, Niels Beckenbach, mich bei meiner an der Universität Kassel 1990 eingereichten Habilitation außerordentlich ermutigte und unterstützte.

Nach der Beendigung meiner Assistententätigkeit an der FU Berlin (1976) sowie meiner Dissertation (vgl. Gensior 1979) hatte ich nicht mehr im Sinn, weiter an der Universität zu arbeiten; ich hatte auch nicht vor, mich zu habilitieren. Vielmehr reizte mich die reine Forschungstätigkeit und ich orientierte mich in meiner folgenden Stellensuche auch ausschließlich darauf. In der Folge arbeitete ich (seit 1977) in der Arbeitsgruppe für empirische Bildungsforschung Heidelberg (AfeB) und am Wissenschaftszentrum Berlin, wo ich gemeinsam mit Fritz Scharpf und Jobst Fiedler im Auftrag des Berliner Wissenschaftssenators Peter Glotz eine Studie zur Akademikerarbeitslosigkeit durchführte (1977-1979), einem Thema, das damals die Öffentlichkeit aufschreckte. Daran schloss sich eine Evaluationsstudie an, die ebenfalls am Wissenschaftszentrum Berlin, im Auftrag des Bundesministeriums für Forschung und Technologie (BMFT) zur Untersuchung des Programms und der Projekte zur Humanisierung des Arbeitslebens (HdA) durchgeführt wurde (vgl. Gensior/Naschold/Wolf 1981). Diese Forschungsarbeiten über den Implementationsprozess des HdA-Programms, das politisch und wissenschaftlich heftig kritisiert wurde, fand im Verbund mit vier weiteren größeren Sozialforschungsinstituten statt. Sie gaben mir Gelegenheit, das Geschäft der Evaluation staatlicher Programme und der damit verbundenen Gratwanderung der Politikberatung kennen zu lernen.

Lothar Lappe, der die erste große industriesoziologische, arbeitsmarkttheoretisch orientierte Studie zur Frauenerwerbsarbeit verfasste² (Lappe 1981) und mit dem ich in der Folge öfter zusammenarbeitete, sensibilisierte mich, meine bisherigen Erfahrungen ergänzend, zusätzlich für die Wahrnehmung der Ausgrenzungen, die Frauen in der Arbeitswelt und damit auch in der Wissenschaft erfuhren, und ich begann auch die selbst erfahrenen Diskriminierungen noch besser zu durchschauen und zu analysieren. Meine Schonzeit am Institut für Soziologie der FU war endgültig vorbei, und ich befand mich seit dem Ende der 1970er Jahre im Konkurrenzkampf um die rarer werdenden Forschungsarbeitsplätze. In dieser Situation gründeten Carol Hagemann-White, die ich als Kollegin während meiner Mittelbauzeit an der FU kennen gelernt hatte, und Marianne Rodenstein im Jahr 1983 das Berliner Institut für Sozialforschung und sozialwissenschaftliche Praxis e.V. (BIS). Geplant hatten wir dies im Kontext der Sektion Frauenforschung der DGS. Diese Gründung war als Absicherung und Auffangbecken für uns während der steifen Brise des damaligen Ausbaustops im Öffentlichen Dienst gedacht. Wir wollten keine ‚zu untertunnelnde‘ akademische Nachwuchsgeneration werden, wie Peter

Glotz es damals ausdrückte, sondern hatten vor, einen sowohl praxis- als auch theorieorientierten sozialwissenschaftlichen Anspruch zu verfolgen. Wir leiteten das BIS zunächst zu dritt, und später zu zweit, bis zur Übernahme der Leitung des Instituts Frau und Gesellschaft durch Carol Hagemann-White im Jahr 1992. Ich wechselte im selben Jahr auf die C4-Stelle für Wirtschafts- und Industriesoziologie an die Brandenburgische TU Cottbus (BTUC), war jedoch noch bis zum Jahr 1998, gemeinsam mit Sibylle Meyer und Eva Schulze, Mitglied der Leitung des BIS. Seit-her führen Sibylle Meyer und Eva Schulze das Institut erfolgreich allein weiter. Weitere Gründungsmitglieder des BIS, das nie eine explizit frauenbezogene Pro-grammatik verfolgte, waren im Jahr 1983 Wolfgang Emenlauer und Lothar Lappe.

Inhaltlich bearbeitete ich am BIS im Auftrag der Frauenbeauftragten des Berliner Senats gemeinsam mit Carol Hagemann-White eine Evaluationsstudie zur Weiterbildung von Frauen in der Lebensmitte, die in den von uns gemeinsam heraus-gegebenen Forschungsberichten des BIS 1988 publiziert wurde. Schließlich führte ich in der Wende- und Nachwendezeit am BIS eine große, vom Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (BMBW) finanzierte Studie zur Arbeits- und Arbeitsmarktsituation sowie zum beruflichen Weiterbildungsverhalten von Frauen aus der DDR durch, die zu zahlreichen Publikationen führte (vgl. z.B. Gensior 1995). Diese Studie, die methodisch eine Kombination von quantitativen und qualitativen Verfahren praktizierte, führte mich während der Fallanalysen auch an Orte der damaligen DDR, die ich zum Teil noch aus der Kindheit und Jugend kannte, unter anderem auch in das Werk, in dem ich als Kind sonntags oft spielen konnte. In mir reifte in dieser Zeit der Entschluss, mich an einer der neu entstandenen bzw. neu strukturierten Universitäten in den neuen Bundesländern zu bewerben. Ich wollte ein bisschen zurück zu den Wurzeln.

Vorher, vor der Wende, bearbeitete ich bis zum Herbst 1988 gemeinsam mit Arndt Sorge und Werner Beuschel am Wissenschaftszentrum Berlin ein vom BMFT finanziertes großes Verbundprojekt zu den Auswirkungen der Mikroelektronik auf Qualifikation und Produktinnovation, in dessen Rahmen wir bundesweit, weitgreifend angesetzte Fallstudien durchführten (vgl. Beuschel/Gensior/Sorge 1988). Von 1988 bis 1992 war ich dann Professorin für „Arbeits- und Industriesoziologie mit besonderer Berücksichtigung der Frauenerwerbsarbeit“ an der Fachhochschule für Wirtschaft (FHW) in Berlin. Dieser Berufung im Jahr 1988 gingen jahrelange Auseinandersetzungen voraus (seit 1984); eine bestimmte Hochschulgruppierung hatte die Professur für einen eigenen Kandidaten vorgesehen. Christel Neusüß focht diesen Kampf, als damals einzige Frau an dieser Hochschule in Professorenposition, beharrlich aus. Als ich schließlich im Sommer 1988 auf eine eigens für mich neu eingerichtete Professur an die FHW berufen wurde, lebte Christel Neusüß nicht mehr. Man übergab mir dann ihr Zimmer, gegenüber saß der Kollege, der der Auslöser dieses zehrenden Kampfes war. Mich hatte während all dieser Jahre die Solidarität der Sektion Frauenforschung der DGS begleitet, die der

Frauenbewegung und die der Sektion Industriesoziologie der DGS. Während dieser Jahre war ich auch Sektionsrätin der Sektion Frauenforschung (1985-1987) sowie Vorstandsmitglied der Sektion Industrie- und Betriebssoziologie (1987-1989) und damit meiner Übersicht nach auch das erste weibliche. Fachlich und persönlich ging ich gestärkt aus der Phase dieser Auseinandersetzungen um die FHW-Professur hervor. Während meiner folgenden vierjährigen Tätigkeit an der FHW setzte ich an dieser Hochschule eine Vorschaltregelung zur Frauenförderung durch sowie, nach etlichen Kämpfen, zwei weitere Professuren, die mit Frauen besetzt wurden, mit Marlene Kück und Hildegard Heise. Im Laufe der Jahre wurde dann ein großer Teil der dortigen Professuren mit Frauen besetzt. Auch ich startete damals noch, ebenso wie Christel Neusüß, als einzige Professorin und hatte dort ein außerordentlich hartes Brot zu essen. Gemildert wurde dieses widrige, zum Teil sehr frauenfeindliche Klima durch den damals gebildeten ersten rot-grünen Senat und die Wissenschaftssenatorin Barbara Riedmüller. Trotz dieser eigentlich für mich erfolgreichen Reformschritte an dieser Hochschule zog es mich dennoch wieder mehr in die Forschung bzw. in die forschungsorientierte Lehre und ich bewarb mich an der Brandenburgischen TU Cottbus (BTUC), wo ich im Herbst 1992 auf die C4-Professur für Wirtschafts- und Industriesoziologie berufen wurde. Die Gründungsdekanin Helga Thomas hatte mich damals ausdrücklich ermuntert.

In der Zeit davor war ich, von 1988 an bis Anfang Oktober 1990 Sachverständige der Enquête-Kommission des 11. Deutschen Bundestages „Zukünftige Bildungspolitik – Bildung 2000“, dessen Legislaturperiode aufgrund der deutsch-deutschen Vereinigung verkürzt war. Während dieser interessanten, aber auch aufreibenden Arbeit lernte ich Sigrid Metz-Göckel kennen, die ebenfalls als Sachverständige berufen war, und wir versuchten gemeinsam unsere Vorstellungen zur Gleichstellung der Geschlechter in Bildung und Beruf durchzusetzen (vgl. Gensor/Metz-Göckel 1989 und 1990). Die Arbeit in dieser Bundestagskommission war für mich eine weitere Erfahrung im Geschäft der wissenschaftlichen Politikberatung, aber auch hinsichtlich frauenbezogener Kooperation und Durchsetzungsfähigkeit.

Ganz anders gestaltete sich die Arbeit im DFG-geförderten Arbeitskreis Sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung (SAMF), einem vor mehr als 27 Jahren gegründeten Forschungsnetzwerk zur Initiierung, Diskussion und Begleitung von Projekten einer integrativen und interdisziplinären Arbeitsmarktforschung, die den Nachteilen der weit fortgeschrittenen wissenschaftlichen Arbeitsteilung entgegenzusteuern versuchte. Das Programm implizierte eine enge Zusammenarbeit von Ökonomie, Soziologie, Politik- und Rechtswissenschaften, aber auch die Kooperation mit Bereichen der Technik- und Evaluationsforschung sowie der Sozialberichterstattung. Nach der Gründungsphase des SAMF 1977/78 wurde ich im Jahr 1978 auch Mitglied dieses Arbeitskreises, der sich heute Deutsche Vereinigung für Sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung nennt. Die Arbeit in diesem Ar-

beitskreis, der zunächst 16 namhafte männliche Gründungsmitglieder umfasste, war von Anfang an außerordentlich forschungs- bzw. forschungsgenerierend orientiert. Als noch Nachwuchswissenschaftler/in wurde man dort wohlwollend, hart aber fair unterstützt; es war also eine außerordentlich förderliche Umgebung, von der viele profitiert haben, vor allem auch die Mitglieder des Ende der 1980er Jahre gegründeten Ausschusses „Frauen und Arbeitsmarkt“. Viele jüngere, unterdessen ebenfalls namhafte Kolleginnen bzw. Professorinnen, wie die leider viel zu früh verstorbene Eva Brumlop, aber auch Birgit Geissler, Karin Gottschall, Heike Jacobsen, Friederike Maier und Birgit Pfau-Effinger, hatten dort die Chance, konzentriert und öffentlichkeitswirksam wissenschaftlich zu arbeiten. Unterdessen ist circa 40 Prozent der SAMF-Mitgliedschaft weiblich; SAMF hat Ende des Jahres 2002 das 25-jährige Gründungsjubiläum gefeiert; ich selbst bin seit 1990 Vorstandsmitglied der Vereinigung sowie seit Ende 1998 bis dato deren Vorsitzende.³

5. Die Cottbuser Zeit

Seit 1992 arbeite ich als C4-Professorin in Cottbus an einer technischen Universität, die sich trotz oder gerade wegen ihrer Gründungsrhetorik insbesondere schwer tut mit den Geistes- und Sozialwissenschaften. Dachte ich nun, befreit von ökonomischen Zwängen und den übermäßigen Lehrverpflichtungen einer Fachhochschule, zu forschen und zu lehren, wurde ich rasch eines Besseren belehrt. Auch hier schlug mir der Wind als zunächst einzigm weiblichen Professor besonders eisig ins Gesicht, und dies wohl aufgrund meines Geschlechts, meines Faches und meines Status' als Wessi. Mit der Diskriminierung aufgrund von Geschlecht an einer TU hatte ich zwar von vornherein gerechnet, mit den anderen Diskriminierungen bzw. Ausgrenzungen naiver Weise leider weniger.

Dennnoch kann ich bei der derzeitigen Bilanzierung meiner Arbeit am Zentrum für Technik und Gesellschaft der BTUC auf eine stattliche Liste erfolgreich bearbeiteter Forschungsvorhaben und damit Publikationen⁴ schauen, die jeweils in kleinen Teams mit Freude und Schwung durchgeführt wurden. Zusätzlich sind in diesen Zusammenhängen zahlreiche Promotionen entstanden. Als Leitprojekt fungierte das DFG-Vorhaben „Strukturen und Stabilitätsbedingungen regionaler Vernetzung“. Es wurde von Joachim Fischer und mir entwickelt und war im DFG-Schwerpunktprogramm 197 „Regulierung und Restrukturierung der Arbeit in den Spannungsfeldern von Globalisierung und Dezentralisierung“ angesiedelt (vgl. Fischer/Gensior 2002). Weiterhin ist das DFG-Projekt „Frauen in innovativen Betrieben“ im DFG-Schwerpunktprogramm 1042 „Professionalisierung, Organisation, Geschlecht“ zu erwähnen, das ich gemeinsam mit Ina Wagner, TU Wien, auf den Weg brachte. Und schließlich das mit Lothar Lappe, Alexandra Bläsche, Ina Wagner et al bearbeitete größere BMBF-Vorhaben „Systemische Integration von

Produktion und Dienstleistung“, welches sich international vergleichend mit der Entwicklung von Arbeit und Qualifikation in der IT-Industrie beschäftigte. Im Rahmen eines DFG-Sonderforschungsbereichs an der BTUC bearbeiteten Lothar Lappe und ich ein Vorhaben zum Spannungsfeld von Umwelt und Arbeit. Die Projekte zu den Auswirkungen auf Arbeit und Beschäftigung der Braunkohlesanierung sowie den Ausgliederungsprozessen in der Bergbau- und Energiewirtschaft machten mich zusätzlich zu einer Expertin für Ostdeutschland in diesem Bereich für spezifische regionale Dimensionen und Probleme der EU-Osterweiterung sowie die Netz- und Transformationsforschung. In der Folge arbeitete ich (2001-2005) als Konsulentin im Rahmen eines von der Weltbank finanzierten Projektes zeitweise in Rumänien („Social Impact Monitoring-Romania: Mine Closure and Social Mitigation“). Meine zahlreichen, intensiven Forschungserfahrungen ließen mich das ungute bis feindliche Klima, das die Geistes- und Sozialwissenschaften an der BTU Cottbus oft umgab, vergessen. Jetzt, da ich vor habe, meine Forschungstätigkeit auf vertiefende Auswertungen vor allem meiner reichhaltigen und weitgreifenden Empirie zu konzentrieren, ist die Situation natürlich komplizierter: Mein Forschungsetat schmilzt, ebenso verringert sich mein Mitarbeiter/innenstab, und ich wäge ab, an welcher Front ich mich besonders einsetzen möchte. Im Großen und Ganzen habe ich vor, mich weiterhin vorrangig auf den Bereich der Forschung zu konzentrieren, trotz der materiellen Nachteile, die mir das inneruniversitär einbringen wird. Die Forschungsförderung und -belohnung der Universitäten mutiert halt häufig zur hohen Rhetorik und wird verdeckt, wenn nicht gar verhindert von komplizierten Leistungsanreiz- und Indikatorensystemen, die zudem beständig verändert werden.

Gefragt nach der Zukunft des Faches würde ich mir mehr theoretische Klarheit und mehr theoretisch angelegtes Methodenbewusstsein wünschen und vielleicht auch etwas nachholende Professionalisierung in den Bereichen Evaluation und Beratung. Und schließlich wäre es meines Erachtens wünschenswert, wenn die Geschlechterforschung ein wenig den Weg aus dem Elfenbeinturm heraus fände. Für die Nachfolgenden in den Universitäten und Hochschulen wäre es nicht unwichtig, sich wieder ins Bewusstsein zu rücken, dass Frauenförderung zugleich auch ein Beitrag zur Hochschulreform sein kann. Zumindest haben die Pionierinnen dies bewiesen.

Im übrigen würde ich wahrscheinlich noch einmal Soziologie studieren, sicherlich auf andere Weise und mit zum Teil anderen Schwerpunktsetzungen. Soziologie als Beruf habe ich bisher gern betrieben.

Anmerkungen

1. Sie war, so glaube ich, auch die letzte ihrer Art an der FU bis in die 1990er Jahre.
2. Sie schloss an ein Projekt am SOFI Göttingen an, mit Ilona Schöll-Schwinghammer und Ingeborg Wegehaupt-Schneider.
3. Für weitere Informationen über SAMF siehe <http://www.samf.de>
4. vgl. meine wichtigsten Vorhaben an der BTUC sowie im weiteren vgl. <http://www.tu-cottbus.de/BTU/ZTG/Indsoz>

Von 13 mir besonders wichtigen Publikationen in diesem Rahmen entstanden z.B. drei aus DFG-Projekten, eine aus einem Projekt des BMBF, zwei Publikationen beruhen auf der Förderung durch die Senatsverwaltung für Arbeit, Berufliche Bildung und Frauen Berlin, mehrere auf einem von der Hans-Böckler-Stiftung geförderten Projekt zu Outsourcing-Prozessen in der Bergbau- und Energiewirtschaft Ostdeutschlands, drei Publikationen verweisen auf das MWFK, Land Brandenburg, als Förderer und eine auf die IHK Cottbus. Damit zeigt sich die Spannbreite zwischen Grundlagenforschung sowie international vergleichender, aber auch umsetzungsbezogener Forschung für unterschiedliche Entscheidungsträger in Politik und Verwaltung sowie bei Mediären. Es geht durchweg um grundlegende Probleme z.B. in den Bereichen Arbeit, Wirtschaft, Geschlechterungleichheit, Regionalentwicklung und Transformation in Ostdeutschland sowie Osteuropa. Dabei werden Einbindung in nationale und internationale Forschungsnetzwerke, konkreter Regionalbezug und Analyse von Transformationsprozessen miteinander vereinbart.

Literatur

*Für eine vollständige Übersicht siehe Homepage:
<http://www.tu-cottbus.de/BTU/ZTG/Indsoz>*

- Beuschel, Werner/Gensior, Sabine/Sorge, Arndt (1988): Mikroelektronik, Qualifikation und Produktionsinnovation. Ergebnisse von Fallstudien. Berlin
- Fischer, Joachim/Gensior, Sabine (Hg.) (2002): Sprungbrett Region? Strukturen und Voraussetzungen vernetzter Geschäftsbeziehungen. Berlin
- Gensior, Sabine (1979): Gesamtarbeiter, Staat und Arbeitsmarkt. Sozialwissenschaften zwischen Interpretation und Prognose. Frankfurt a. M./New York
- Gensior, Sabine (Hg.) (1995): Vergesellschaftungsprozesse und Frauenerwerbsarbeit. Ost-West-Vergleiche. Berlin
- Gensior, Sabine/Krais, Beate (1974): Arbeitsmarkt und Qualifikationsstruktur. Zur Problematik der Ermittlung und Verallgemeinerung von Qualifikationsanforderungen. In: Soziale Welt 25. 3: 295-333
- Gensior, Sabine/Mendius, Hans Gerhard/Seifert, Hartmut (Hg.) (2004): 25 Jahre SAMF. Fachtagung „Perspektiven Sozialwissenschaftlicher Arbeitsmarktforschung“, Deutsche Vereinigung für Sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung (SAMF), Arbeitspapier -1
- Gensior, Sabine/Metz-Göckel, Sigrid (1989): Differenzielle Gleichheit und subtile Diskriminierung. Zur Gleichstellung der Geschlechter in Bildung und Beruf – Eine Zwischenbilanz. In: Zwischenbericht der Enquête-Kommission „Zukünftige Bildungspolitik – Bildung 2000“. Deutscher Bundestag, 11. Wahlperiode, Drucksache 11/5349, Sachgebiet 22, 14.09.1989: 148-168
- Gensior, Sabine/Metz-Göckel, Sigrid (1990): Frauen in Bildung und Arbeit. In: Anhangsband zum Schlussbericht der Enquête-Kommission „Zukünftige Bildungspolitik – Bildung 2000“. Deutscher Bundestag, 11. Wahlperiode, Drucksache 11/7820, Sachgebiet 22, 05.09.1990: 13-28

Gensior, Sabine/Naschold, Frieder/Wolf, Friedrich O. (1981): Wirkungsanalyse zu ausgewählten Zielaspekten des HdA-Programms (Arbeitsmarkt, Umsetzung, Belastung, Beteiligung), statistische Analysen sowie Erarbeitung eines ungewichteten Erfolgs- und Programmpektalegs für HdA-Vorhaben. Teilbericht des Wissenschaftszentrums Berlin: Humanisierungsprogramm und Umsetzung – Zwischenbilanz 1974-1980, Schriftenreihe „Humanisierung des Arbeitslebens“ Bd. 31, Bundesminister für Forschung und Technologie (Hg). Frankfurt a. M./New York

Wie ich zur Soziologie kam und wie ich Professorin wurde

Elisabeth Beck-Gernsheim

1. Zur Einstimmung zwei Dialoge

Dialog I: Frankfurt, April 2005, mit Ute Gerhard in der Nähe der Uni

Ute: Du hast doch sicher auch so eine Einladung zu einem Sammelband mit biographischen Texten bekommen?

Ich: Ja, richtig.

Ute: Und weißt du schon, was du schreibst?

Ich: Nein, keine Ahnung.

Ute: Ich versteh gar nicht so ganz, was die wollen.

Ich: Ich auch nicht.

Also fangen wir's an.

Dialog II: Am Schreibtisch, August 2005

Ich I: Jetzt muss ich wohl an diesen Text gehen.

Ich II: Aber ich hab keine Lust dazu.

Ich I: Mir ist irgendwie unbehaglich dabei. Was soll daraus werden – Selbstentblößung, Peep-Show, Beichte, was sonst noch?

Ich I: Man muss ja nicht jedes grausame Detail bis in die letzten Ecken ausleuchten.

Ich II: Und man darf auch das eine oder andere Detail vielleicht aussparen?

Ich I: Diskretion ist eine Tugend, die das Leben erleichtert.

Die Devise sei also: Bitte die Wahrheit – aber bitte in Maßen.

2. Stationen einer Karriere

Frühe Berufung

Ich wuchs in einem politisch interessierten Elternhaus auf. In der Schule glänzte ich durch Desinteresse an Mathematik, Physik und Chemie, dafür waren Geschichte und Sozialkunde meine Lieblingsfächer. Weil ich im Unterricht immer wieder nachfragte, galt ich unter den Lehrern/Lehrerinnen als sehr begabt, aber auch sehr unbequem und unangepasst. Schon ein Jahr vor dem Abitur war mein

Studienplan klar: Soziologie sollte es sein. Und als ich dann zu studieren begann, wurde ich schnell hineingezogen in Studentenbewegung und die beginnende Frauenbewegung. Nächtelang, semesterlang diskutierten wir über Marx, die Ausbeutung des Proletariats und die Unterdrückung der Frau. Zur Promotion entschied ich mich, weil ich nicht in der üblichen Falle der Frauenbiographie (Reihenhaus, Heim und Herd) enden wollte. Diese Motivation gab auch die Zielrichtung vor: Ganz bewusst – und gegen manche Widerstände von außen – suchte ich mir ein „Frauenthema“ für die Dissertation. Das Buch, das daraus entstand, wurde zum Anfang meiner Veröffentlichungsliste – und zum Anfang meiner wissenschaftlichen Karriere.

Wie es wirklich war

So oder ähnlich hätte mein Werdegang aussehen können, wäre alles gradlinig verlaufen. Die Wirklichkeit aber war nicht so: war weit weniger gradlinig, war verwinkelte, vielschichtiger, viel mehr von Zufällen und äußeren Einflüssen geprägt.

Zum Beispiel die Schulzeit: Mein Vater, mit festen Bildern von richtiger Geschlechterordnung im Kopf, hielt die Realschule für den angemessenen Ausbildungsweg für die Tochter, im Anschluss daran ein Jahr Hauswirtschaftsschule als Vorbereitung für den Hafen der Ehe. Was mich vor der Umsetzung seiner Pläne bewahrte, war der Einspruch meiner Mutter und meines Grundschullehrers. Ihnen verdanke ich es, dass ich das Gymnasium besuchte. Dort waren meine Leistungen verlässlich gut – doch leider, so muss ich bekennen, weder herausragend exzellent noch dramatisch schlecht. Nie war meine Versetzung gefährdet, nie wurde mit dem Rausschmiss aus der Schule gedroht, kurzum: nirgendwo Hinweise auf Genie oder wenigstens verkanntes Genie. Mein Verhalten war, abgesehen von den üblichen pubertären Wallungen, weitgehend angepasst und unauffällig. Ein bisschen Literatur, ein bisschen Politik, ein bisschen Weltschmerz, ein bisschen Mode: so ungefähr war das Gemengelage meiner Interessen, das Übliche also für den intelligenteren Typ der höheren Tochter; dazu kam, als unübliche Zutat, der Hintergrund meiner jüdischen Familiengeschichte und die Brüche, Fragen und Themen, die darin angelegt waren. Insgesamt verlief die Schulzeit unspektakulär, ohne bemerkenswerte Krisen oder gar Dramen, aber auch ohne große Erleuchtungen: Woran ich mich vor allem erinnern kann, ist ein Gefühl der Langeweile.

Am Ende, kurz vor dem Abitur, gab es keinen festen inneren Plan, wie mein Studien- und Berufsweg aussehen sollte. Ich suchte hier, ich suchte dort. Im Lexikon schlug ich auch einmal unter dem Stichwort „Soziologie“ nach. Doch was ich da fand, blieb für mich ziemlich allgemein und ziemlich abstrakt, verlockte nicht zu weiteren Erkundungen. Was also sollte ich tun mit mir und der Zukunft? Weil ich in Sprachen offensichtliche Begabung gezeigt hatte, kam schließlich die Idee auf,

eine Ausbildung zur Dolmetscherin zu machen. Eine Verlegenheitslösung also und eine typisch weibliche Wahl -- und das, obwohl ich dafür denkbar schlechte Voraussetzungen mitbrachte: Auf meinem humanistischen Mädchengymnasium hatte ich zwar Latein, Griechisch, Englisch gelernt, aber nichts an weiteren Sprachen. So beschloss ich, nach dem Abitur zunächst einmal ein Jahr lang ein Institut in der französischen Schweiz zu besuchen, um mich mit Französisch zu rüsten.

Vor der Umsetzung dieses Plans bewahrte mich, im allerletzten Augenblick gerade noch, der Einspruch meines Onkels. Bei ihm, der in Florenz lebte, der international erfahren und sprachkundig war, verbrachte ich die Ferien nach dem Abitur. Er hörte sich an, was ich an Plänen erzählte. Daraus entwickelte sich ein folgenreiches Gespräch. Dolmetscherin werden willst du? Dann wirst du eine gehobene Fremdsprachensekretärin, und deine Aufgabe ist es, für die Gedanken anderer Menschen Worte zu finden – aber Raum für eigene Gedanken findest du nicht. So ungefähr sagte er es. Das war dann abschreckend genug. Der Dolmetscher-Plan war zu einem frühen Ende gekommen. Stattdessen hatte mein Onkel andere Vorschläge: Soziologie und Psychologie, das könnte passen für mich.

Studium in München

Ich folgte dem Rat. Im Sommersemester 1966 schrieb ich mich ein für ein Studium der Soziologie und Psychologie, und zwar in München (nicht aus fachlichen Erwägungen, sondern weil es zu dieser Stadt familiäre Bindungen gab und weil die Stadt lebens- und liebenswert war). Die Wahl erwies sich als richtig. Endlich neue Horizonte, neue Perspektiven! In den Vorlesungen und Büchern fand ich die Themen, die mich faszinierten. Ich studierte mit Eifer und Freude. Dann begann das berühmte Jahr 1968. Gleich in den ersten Januartagen lernte ich, bei der Vorbereitung für ein Proseminar, einen Kommilitonen kennen – Ulrich Beck ist sein Name. Wir diskutierten zusammen. Wir studierten zusammen. Wir lebten zusammen.

Währenddessen war die Universität zu einem Ort der Demonstrationen und Revolutionen geworden. Die Seminare verliefen nicht selten tumultartig – so sie überhaupt noch stattfanden. Im weiteren Studienverlauf absolvierten wir nur noch das Minimum an erforderlichen Scheinen, aber arbeiteten und lasen umso mehr selbstständig. Weil es nach der damaligen Prüfungsordnung noch möglich war, bei sehr guten Studienleistungen direkt die Promotion anzugehen, ohne vorangehenden Abschluss, machten wir uns an die Promotion – beide bei Karl Martin Bolte. Das war, als die Studentenunruhen die Universität und die Republik zu verändern begannen, als die Frauenbewegung zum Kampf gegen die alte Geschlechterordnung aufrief. Doch mein Dissertationsthema war fern von diesen Entwicklungen. Es war nicht revolutionär und schon gar nicht feministisch inspiriert, sondern geprägt von eher theoretischen Interessen: „Wissenssoziologie im Bezugsrahmen des

Theoretischen Pluralismus. Untersuchungen zur wechselseitigen Kritik von Wissenssoziologie, Wissenschaftstheorie und Sozialpsychologie“ – so hieß der Titel.

Die ersten Berufsjahre

Die Promotion war im Sommer 1973. Danach ging ich, gefördert von der Stiftung Studienkreis, zunächst einmal für drei Monate nach Indien, um mich einer anderen Welt und Kultur auszusetzen (die Erfahrung war nötig, mein Kulturschock recht heftig). Als ich zurückkam, war an Boltes Lehrstuhl gerade die Vertretung einer Assistentenstelle freigeworden: Ich bekam die Stelle und war, zusammen mit Siegfried Lamnek, nun für die Methodenausbildung zuständig. Die Aufgabe gefiel mir, ich machte daraus vor allem einen Grundkurs in Wissenschaftstheorie (also noch immer kein Hinweis auf feministische Inspiration).

Nach einem Jahr, als gerade mein Vertrag am Auslaufen war, war im Sonderforschungsbereich 101 die Leitung des neuen Projekts „Frau und Beruf“ zu besetzen. Obwohl die Stelle mir durchaus verlockend erschien, entschied ich mich aus verschiedenen Gründen gegen eine Bewerbung (unter anderem deshalb, weil Ulrich an diesem SFB tätig war und uns eine so enge beruflich-institutionelle Verbindung schwierig erschien). Erst nach einer sehr nachdrücklichen Intervention von Karl Martin Bolte war ich zum Umdenken bereit. So begann das Projekt „Frau und Beruf“ und die Zusammenarbeit mit Ilona Ostner. Es folgten die Jahre im SFB, unsere gemeinsamen Diskussionen, die lebhaft und manchmal auch heftig verliefen, weil wir unterschiedliche Temperamente und Erfahrungen einbrachten. Daraus entstanden unzählige Arbeitspapiere und schließlich unsere Untersuchungen zum „weiblichen Arbeitsvermögen“. Erst in diesem Stadium also kam es zu meiner feministischen Inspiration: Ich entfernte mich von der Wissenschaftstheorie und befasste mich mit der gesellschaftlichen Lage von Frauen – zunächst auf dem Arbeitsmarkt, aber bald auch in anderen Bereichen.

Die nächsten Schritte

Wenn man das Spannungsverhältnis von Frau und Beruf analysiert, seine Hintergründe und Bestimmungsfaktoren, wird man unweigerlich hineingezogen in das Thema „Frau und Familie“. Die Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen, die darauf bezogenen Normen und Leitbilder, institutionellen Vorgaben und Regeln geraten ins Blickfeld. So war es kein Zufall, sondern in der Konsequenz der inhaltlichen Fragen angelegt, dass ich mich dem Themenfeld Familie zu nähern begann.

Als in der Folge „Frau und Familie“ zu meinen Spezialgebieten gehörte, geriet ich bald in den Sog eines weiteren Themas. Damals, ungefähr Mitte bis Ende der

1970er Jahre, wurde der zehn Jahre vorher einsetzende Geburtenrückgang zu einem Thema, das Politik, Medien, Öffentlichkeit bewegte und lebhafte Kontroversen auslöste. Da waren auf der einen Seite die Frauen der Frauenbewegung, die die traditionelle Mutterrolle als Unterdrückungsinstrument begriffen, die die Parole „Mein Bauch gehört mir“ formulierten und für die Freigabe der Abtreibung demonstrierten – und im anderen Lager die Politiker, Wissenschaftler, Leitartikel-Schreiber, die unablässig das Klagelied der „fehlenden Wiegen“ anstimmten, überall und vor allem auf Seiten der Frauen Zeichen für wachsenden Hedonismus und Egoismus erkannten und durch die Prognosen des Bevölkerungsrückgangs Deutschlands Position in der Welt im Niedergang sahen. In dieser Zeit wurde Karl Martin Bolte in eine interdisziplinär zusammengesetzte Kommission zum Thema Geburtenrückgang berufen. Weil er erkannte, dass dieses Thema nicht mehr abzuhandeln war ohne Blick auf Frauen bzw. Frau und Familie, schlug er mich als weiteres Kommissionsmitglied vor.

So geriet ich an das Thema Geburtenrückgang und Kinderwunsch – und in einen Kreis vorwiegend älterer Männer, die aufgewachsen waren mit den alten Rollenleitbildern und darin die selbstverständliche Weltordnung sahen. Diese Konstellation besaß zweifellos eine Situationskomik eigener Art, aber mir war selten zum Lachen. Ich war in der Außenseiter-Position (jung, weiblich, ohne höhere akademische Weihen), und das produzierte einen Zustand dauernder Spannungen (selten offen, meist untergründig verlaufend, aber deshalb nicht weniger wirksam). Dennoch versuchte ich – wenigstens an den offensichtlichsten Stellen – die Diskussion auf den Wandel der Frauenbiographien zu lenken und darauf, warum das Kinderhaben nun schwieriger wurde. Viel Erfolg hatte ich nicht.

Aber für meinen weiteren Weg hatte die Kommission dennoch Folgen. Ich fing an, mich in die Gebiete von Bevölkerungsentwicklung und Geburtenrückgang intensiver einzuarbeiten. Ich ging auf Kongresse der deutschen Gesellschaft für Bevölkerungswissenschaft, die in einem sehr direkten Sinn vielfach deutschlastig waren (hier erst recht wurde über das „Aussterben der Deutschen“ geklagt). Die bizarren Argumente und Positionen, die ich da manchmal zu hören bekam, konnte ich nur überleben, indem ich sogleich Ulrich davon erzählte – Ulrich, der inzwischen nicht mehr Kommilitone, sondern Kollege und Ehemann war. Aus unseren Gesprächen entstand die Idee zu einem eigenen Forschungsvorhaben, eine Untersuchung zum Thema „Elternschaft und gesellschaftliche Individualisierungsprozesse“. Und schließlich wurde daraus ein DFG-Forschungsprojekt, das ich zusammen mit Maria S. Rerrich bearbeitete. Während wir unsere Ideen diskutierten, entwickelte sich eine Freundschaft, die bis heute anhält – und die Grundlage für Marias spätere Dissertation, meine spätere Habilitationsschrift.

Habilitation mit Turbulenzen

Ach ja, die Habilitation. Lange, sehr lange war ich unentschlossen, ob ich mich darauf einlassen wollte, ob ich mich in die Voraussetzungen, Anforderungen, Zwänge einer Universitätskarriere einfügen sollte. Der Entscheidungsprozess zog sich hin über Jahre und Jahre. Man kann es ablesen an den äußeren Daten: Promotion 1973, Habilitation 1987, also 14 Jahre dazwischen – das dürfte ein kleiner Rekord sein. Mein Zögern hatte auch damit zu tun, dass ich an mir eine Neigung erkannte, die für die akademische Karriere äußerst hinderlich war. Diese Neigung bezog sich auf die Darstellungsform, den Schreibstil. Ich fand immer weniger Gefallen an der Art von Sprache, die sich in der soziologischen Profession allmählich als Standard durchsetzte (die Postulate sind bekannt: so abgehoben, so abstrakt, so unverständlich wie möglich). Mein Ziel stand in direktem Gegensatz dazu. Ich wollte eine ausdrucksstarke und klare Sprache, ich hielt es für wichtig, das professionelle Werkzeug an Theorien, Daten, Tabellen immer wieder zu übersetzen in Bilder und anschauliche Vergleiche. Ja mehr noch: Nach meinem Verständnis war Soziologie nicht nur für Soziologen da, sondern hatte auch eine Aufgabe für die Gesellschaft, für die Öffentlichkeit. Aber solche Erwartungen, das ahnte ich langsam, galten in den Kreisen der akademischen Soziologie vielfach als problematisch. Sie schreibt verständlich – das war ein gefährliches Urteil, oft gleichbedeutend mit: Sie ist unseriös und wissenschaftlich verdächtig.

Dennoch entschied ich mich schließlich für den akademischen Weg und die Habilitation. Und ich entschied mich für ein ganz anderes Thema als bei der Dissertation. War die Dissertation theorieorientiert gewesen, so war die Habilitationschrift nun auf ein inhaltliches und aktuelles Thema ausgerichtet, nämlich auf Frauen und den Wandel der Frauenbiographien. „Geburtenrückgang und Kinderwunsch. Zur Sozialgeschichte der Mutterschaft im 19. und 20. Jahrhundert“ hieß der Titel genau. Eine riskante Themenwahl, wie sich bald herausstellte: Ich begab mich damit auf vermintes Terrain, in die Kontroversen um den Wandel der Geschlechterverhältnisse, dahinter die Macht unausgesprochener, aber lebenspraktisch höchst wirksamer Werte und Weltbilder. Eine Zwischenphase der Turbulenzen und Interventionen begann. Der klaren und nachhaltigen Unterstützung durch Karl Martin Bolte habe ich zu verdanken, dass das Ergebnis schließlich zu meinen Gunsten ausfiel: Ich war endlich habilitiert.

Nach Hamburg und Erlangen

Was als nächstes Stadium kommt, ist klar vorgezeichnet im akademischen Lebenslauf: Auf die Habilitation folgt die Berufung, die Professur. Aber mir war auch bewusst, welche Konsequenzen darin angelegt sind. Zum einen muss man geogra-

phisch mobil sein und dem Ruf folgen, wohin auch immer, über welche Distanzen auch immer, ob die dazu gehörige Stadt attraktiv scheint oder auch nicht. Zum anderen wird man, zumindest in den ersten Jahren, mit den Anforderungen der Lehre und der Verwaltung so viel zu tun haben, dass für inhaltliche Forschung nicht mehr viel Kraft bleibt. So ließ ich mir Zeit, wieder einmal. Ich bewarb mich, aber ohne allzu viel Eifer und ohne entschiedenes Engagement. Stattdessen richtete ich mich in einer Zwischenphase ein, hin und her wechselnd zwischen Heisenberg-Stipendium der DFG, das mir Freiraum für eigene Forschung erlaubte, und Anbindung an die Universität (Gastprofessuren in Gießen und bei den Sozialpsychologen in München).

Dabei war von vornherein klar, dass dieses Wechselspiel eigene Risiken enthielt und irgendwann zu Ende sein musste. Im Jahr 1993 war es soweit: Ich begann als Professorin in Hamburg. Und zwar begann ich durchaus mit hochgesteckten Erwartungen, freute mich auf die Universität mit den vielen Studenten und die weltoffene Stadt mit vielen Museen, Theatern und Hafen. Doch es kam anders als erwartet, erhofft. Während ich die Stadt bis heute sehr anziehend finde, waren die materiellen Ressourcen an der Universität und am Institut für Soziologie sehr knapp, die Arbeitsbedingungen entsprechend schwierig (und ich, ziemlich unerfahren und ziemlich unsicher, besaß auch nicht die Gabe zum eleganten Umgang damit). So war ich zu schnellem Wechsel bereit. Bereits ein Jahr später, 1994, war ich Professorin an der Universität Erlangen-Nürnberg. Dort fand ich ein Institut mit einem kollegialen und arbeitsfreundlichen Klima. Dort bin ich bis heute geblieben. In dieser Zeit bekam ich zweimal eine kostbare Chance, nämlich den Freiraum, um mich – ohne Einbindung in Lehre und Verwaltungsaufgaben – in neue Inhalte einarbeiten zu können: ein Jahr war ich Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin (1997/1998), ein Jahr Gastwissenschaftlerin am Hamburger Institut für Sozialforschung (2002/2003).

Aktuelle Interessen und die Wogen der Innovations-Ideologie

In meiner weiteren Forschung habe ich mich mit zwei Themen befasst, die aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen aufzunehmen und gleichzeitig mit meinen bisherigen Interessen zu verbinden. In mein Blickfeld rückten zuerst die Herausforderungen der Medizin- und Gentechnologie: Diese leiten zum einen ein neues Verständnis von Schwangerschaft, Mutterschaft, Elternschaft ein – und mindestens ebenso einen grundlegenden Wandel in unserem Verständnis von Gesundheit und Krankheit, von Defiziten und Normalität. Als nächstes im Horizont meiner Interessen folgte ein ganz anderes Thema, eines, das meiner Auffassung nach zunehmend Brisanz und Bedeutung gewinnt, aber in Deutschland bislang nur aus sehr eingeschränktem Blickwinkel diskutiert wird: Es geht um die weltweiten Migrationsbe-

wegungen und deren gesellschaftliche, soziale, politische Folgen. Welche Familienformen, welche Geschlechterverhältnisse entstehen in transnationalen Räumen? Wie ist es möglich, den Familienzusammenhalt zu stabilisieren, wenn Eltern und Kinder, Männer und Frauen durch Ländergrenzen und Kontinente getrennt sind – welche besonderen Leistungen der transnationalen Beziehungsarbeit werden da nötig? Wie entwickelt sich das Zusammenleben von Mehrheitsgesellschaft und Minderheitsgruppen, was sind die Spannungen, Missverständnisse und Chancen, die darin angelegt sind? Welche neuen Definitionen von Nationalität und Ethnizität, von Zugehörigkeit und Fremdheit, von „Wir“ versus „die Anderen“ erleben wir unter diesen Bedingungen? Solcher Art sind die Fragen, die mich heute faszinieren.

Ob ich mich darauf noch angemessen einlassen kann, ist freilich nicht sicher. Denn die Turbulenzen der permanenten Universitätsreform – auf die bekannten Stichworte gebracht: Bologna-Prozess, Innovations-Offensive, Synergie-Effekte, Kompetenz-Zentren usw. – erreichen natürlich auch Erlangen. Indem die Kleinherrscher in Ministerien, Bürokratie und Verwaltung ständig neue Vorgaben ersinnen, „Optimierungen“ verlangen, Antrags- und Regelungsfluten erzeugen – indem sie mit wahrscheinlich guten Absichten all dieses betreiben, sind sie äußerst effektiv darin, Zeit zu rauben und Motivation aufzubrechen. Wie wird die Universität aussehen, wenn wir das alles hinter uns haben? In meinen optimistischen Momenten hoffe ich, dass Neugier, Erkenntnisdrang, Bildung stark genug sind, um auch die Wogen der Innovations-Ideologie auszuhalten.

Tempus fugit, Gender bleibt. Zur un-disziplinierten Faszination an den Geschlechterverhältnissen

Doris Janssen

Als junges Mädchen las ich das kleine Rowohlt-Bändchen *Zu jung, um ohne Wunsch zu sein*. Der Inhalt dieses Romans ist mir lange entfallen, den Titel habe ich mir oft in Erinnerung gerufen. So auch jetzt, als mich der ehrende Zuruf von Ulrike Vogel erreichte, mich als Intellektuelle und Wissenschaftlerin meiner Beschäftigung mit den Geschlechterverhältnissen zu vergewissern. Als ich vor dreißig Jahren damit begann, war ich – auch intellektuell – noch strahlend jung und hätte mich mit lachender Entschiedenheit dagegen verwahrt, dass Gender mich heute noch in veränderter, aber doch ungebrochener Weise nach vorne treibt, in die Beantwortung neuer und ungeklärter Fragen. Im Befreiungsrausch der Neuen Frauenbewegung befangen, schienen mir die Fesseln des Geschlechts in einem rasenden Tempo abzufallen. Doch die Gesellschaft ist langsamer als jede über sie hinwegstürmende Revolution. Nunmehr älter geworden, bin ich immer noch zu jung, um Wünsche nach Analyse und Veränderung der Geschlechterspannung anheim oder nur weiter zu geben. Tempus fugit – Gender bleibt.

Die intellektuelle Faszination an der Frauen- und Genderforschung eröffnete mir nicht nur eine Chance, meine geistige Neugier und Disposition zu leben, zu formen und sogar zu professionalisieren, nein, nicht nur das, sie ist der wesentliche Hintergrund für meine Zukunftsprojekte in der Gegenwart. Ich versuche, wissenschaftliche Erkenntnis im gemeinsamen Spiel der Wissenschaften und der Künste zu generieren und ästhetisch zu gestalten. Dies stellt derzeit meine größte Herausforderung dar. Fragen – auch Genderfragen – bleiben dabei oft bedrohlich lange unbeantwortet. Das Ergebnis ist unklar, aber die Überzeugung groß, dass es sich um eine Zukunftsaufgabe handelt, nicht nur für mich, sondern für die Entwicklung der zeitgenössischen Wissenschaft überhaupt. Das könnte anmaßend klingen, aber meine biographische Verortung in der Zeit eröffnete mir immer wieder Türen, mich als Pionierin herausgefordert zu sehen und mich entsprechend mit Weggefährten und Weggefährtinnen zu erproben. Das scheint immer noch so zu sein und so möchte ich mich bei der Skizze dieses Weges in meiner multifokalen Entwicklung zeigen.

Schon während der letzten Jahre der Schulzeit hatte ich vielfältige intellektuelle Interessen, die sich um die Bereiche Literatur, Kunst und Politik zentrierten. „Du verzettelst Dich“, merkte mein Vater an, ein Kommentar, den ich in unterschiedlichen Spracheinfärbungen noch oft hören sollte. Schon damals reagierte ich abwehrend und mit noch mehr Arbeit. Im Ballettunterricht hatte ich schließlich gelernt: Wenn das Spagat schmerzt, dann noch mehr Exercice an der Stange. Und dann das Glück der leichten und gelungenen Bewegung! An der Universität studierte ich entsprechend breit und intensiv. Das Erststudium schloss ich mit Germanistik,

Skandinavistik und Japanologie ab, alles Disziplinen, in denen ich auch publiziert habe. Die Wahl meiner Fächer war nicht von berufspraktischen Zielen bestimmt, obwohl ich für die Finanzierung meiner Studien hart arbeiten musste. Nach meiner nun langen Erfahrung als Hochschullehrerin mutet es mich heute kurios an, dass ich vom ersten Semester an bestrebt war, wissenschaftlich zu arbeiten, das hieß für mich damals innovativ, in einem neuen Feld. Im Zweitstudium studierte ich Soziologie, Geschichte und Religionswissenschaft. Mit einem Rekurs auf die Japanologie schloss ich dieses Studium mit der Promotion im Fach Soziologie ab. In meinem wissenschaftlichen Leben habe ich immer wieder Verbindungen zwischen einzelnen Spezialisierungen hergestellt, aber auch Ausflüge in fremdere Disziplinen riskiert: Viele Jahre kooperierte ich mit den Technikwissenschaften, seit einigen Jahren nun mit medizinischen Fächern.

Jeder Denkvorgang, jede wissenschaftliche Arbeit, jedes akademische Milieu ist ein soziales Ereignis. Daher ist die Soziologie mehr als andere Fächer dafür geeignet eine Vermittlungswissenschaft zwischen den Disziplinen zu sein. Mein Standbein im Fach Soziologie gibt mir das Handwerkszeug, nicht nur um die wissenschaftlichen „Dialekte“ zu dolmetschen, sondern auch um die alle Fächer betreffende Variable Geschlecht zu transportieren und zu synchronisieren.

Die Dynamik von Aneignen, Zerreißen und Ordnen durchzieht mein gesamtes geistiges Leben, mögen die Akzentuierungen auch immer wieder unterschiedlich gewesen sein. Mein individuelles Glück, biographisch in die kollektiven Rhythmen der Studenten- und Frauenbewegung eingebunden gewesen zu sein, hat Kraft gegeben für innere Freiräume und Risikobereitschaft. Mal getragen von den Wogen in neue Zukünfte, mal fast darin ertrinkend nahmen viele meiner Generation die Chance wahr, zum Leben der Eltern und Großeltern eine scharfe Zäsur zu markieren. Der Impuls zur Bearbeitung von Faschismus und Postfaschismus zu Beginn der Studentenbewegung war nur die Initialzündung für die radikale Erneuerung von Lebensformen, von intellektuellen und politischen Zielen, von kollektiven Zukunftsvisionen. Zunächst unbemerkt in den Bewegungen fand parallel dazu die Unterhöhlung der traditionalen Industriegesellschaft durch Entwicklungen statt, die heute unter Begriffe wie Informationsgesellschaft, New Economy, Globalisierung etc. subsumiert werden. Auf diese Herausforderungen hatten die konventionellen Politik- und Wirtschaftsbereiche bereits reagiert, als die bewegten Menschen sie zur Kenntnis nahmen. Ich stellte mich sehr früh diesen neuen Herausforderungen und entstehenden Wissenslücken, als ich begann, mich mit den sozialen Implikationen der neuen Technologien auseinander zu setzen. Dies verlief zeitlich parallel zum Erstarken der Neuen Frauenbewegung und meinem Engagement in ihr und resultierte in einer Koinzidenz meiner intellektuellen und politischen Interessen: Ich gehörte zu den ersten, die sich wissenschaftlich mit vielen Facetten des Verhältnisses von Frauen und Technik auseinander setzten.

Bereits vor gut zwanzig Jahren wurde ich gebeten, mich schreibend zu meinen Veränderungen in Leben und Arbeit durch die beiden Bewegungen zu verhalten (vgl. Janshen 1984). Das habe ich damals sehr offen getan und ich möchte mich hier nicht wiederholen – zugunsten des mich nun beschäftigenden Aspektes meiner interdisziplinär angelegten wissenschaftlichen Biographie.

Aus meiner heutigen Sicht möchte ich angesichts der erlebten Zerreißproben im Sozialen, Persönlichen und Intellektuellen die integrativen Momente hervorheben. Sie begründeten sich vor allem in der Frauenbewegung, die, wie wir wissen, die Nähe unter Frauen zum Kraftquell machte, auf die Erfahrung und das vorauseilende Bewusstsein des ‚Wir‘ vertraute. Folglich konnten alle un-diszipliniert zusammenkommen, um an der Lösung gemeinsamer Fragen zu arbeiten. Mehr noch als in der Studentenbewegung fand das ‚Eigentliche‘ außerhalb der Universitäten statt, auch wenn Frau Wissenschaftlerin war. Zumindest in Berlin, wo ich lebte. Transdisziplinäre Intellektualität beflogelte auch die entstehende sozialwissenschaftliche Frauenforschung. So genannt valide wissenschaftliche Innovation hatte wenig Einfluss auf das intellektuelle und politische Leben außerhalb der Universität. Themen der Frauenforschung waren in der Bewegungszeitschrift *Courage* lange angestoßen und professionell bearbeitet, als wir in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie – nach erbitterten Kämpfen mit den Männern – die Sektion Frauenforschung gründeten. In den sozialen Bewegungen, gerade auch in der Frauenbewegung, war transdisziplinäre Grenzüberschreitung zunächst mehr Impuls als Methode. Dass Gender – wie immer historisch geprägt – vor jeglicher Soziologie eine Konstante aller gesellschaftlichen Formationen ist, liegt eigentlich auf der Hand, um so ungeheuerlicher, dass dies von uns entdeckt werden musste. Daraus musste – international – die Forderung nach der grundsätzlichen Interdisziplinarität der Frauen- und Geschlechterforschung resultieren. Zu den frühen Dokumenten dafür gehört Helga Nowotnys Band *Wie männlich ist die Wissenschaft?* (1986). Darin dominierten zeitgemäß die Beiträge aus den Geistes- und Sozialwissenschaften. Mit der Gründung des *Essener Kollegs für Geschlechterforschung* habe ich 1998 versucht, den wissenschaftlichen Diskurs auch mit Natur-, Technik- und Medizinwissenschaften institutionell werden zu lassen (vgl. Janshen 1999).

Es versteht sich demnach fast von selbst, dass ich in diesem intellektuellen Klima lange meine eigene geistige Disposition zu einer transdisziplinären Persönlichkeit leben und entwickeln konnte. Ich lebte in Schwingungen zwischen Aktivitäten innerhalb und außerhalb der Universität. Die Festschrift, die Barbara Mettler von Meibom mir zu meinem Fünfzigsten schenkte, belegt dies so vortrefflich, dass ich mir hier noch einmal Wiederholungen ersparen darf (vgl. Mettler von Meibom 1996).

In der Wissenschaftsgeschichte präsentieren sich die Disziplinen – selbst das junge Fach Soziologie – gerne mit ihren Klassikern und suggerieren damit den An-

spruch auf überhistorische Erkenntnisse, den die Studierenden in entsprechenden Basiskursen zu memorieren haben. In meinem Fach illustriert jedoch allein die Abfolge der Themen der Soziologentage Gegenteiliges, nämlich dass die Soziologie im Zeitdiskurs entdecken, reflektieren und bearbeiten muss. Vergeblich hat das Fach sich in den 1970er, 1980er Jahren bemüht, sich als prognostisches Frühwarnsystem für die Gesellschaft zu empfehlen, vergeblich, denn die Problemlagen präsentieren sich meist schneller als ihre Analysen. Wo die gesellschaftlichen Gegensstände ihre Form verändern oder verlieren, verändert sich z.B. auch der Kooperationsbedarf mit anderen Fächern. Der sich daraus notwendig ergebenden Offenheit und Risikobereitschaft begegnete ich als junge Wissenschaftlerin am Wissenschaftszentrum Berlin. Das Credo dieser Forschungsinstitution, deren Entstehungsgeschichte auch eine Kampfgeschichte ist, lautete „anwendungsorientierte Grundlagenforschung“. Aus der Perspektive der Wissenschaftstheorie eine paradoxe Formulierung. Im Rückblick scheint mir, dass nur so eine präsentierte Forschungseinrichtung sich eine junge Wissenschaftlerin als Beraterin des Präsidenten leisten konnte, um Techniksoziologie und Frauenforschung zu etablieren – lange, lange bevor diese Spezialitäten der Soziologie sich anderenorts auf den institutionellen Weg begeben konnten.

„Every research is dirty“, das war ein Spruch meines Doktorvaters Theo Pirker, ein beharrlicher Widersacher gegen eine klinische akademische Kultur und eine borniert akademisch verfasste Sozialforschung. Die Gesellschaft war für ihn spannender als das Fach. Bei der Lösung einer wissenschaftlichen Fragestellung ignorierte er jede Schrebergärtnermentalität der Disziplinen, insistierte jedoch auf dem Respekt vor dem gesellschaftlichen Gegenstand. Theo Pirker, den ich ebenso emphatisch wie altmodisch meinen Lehrer nenne, habe ich im Kontext dieses Beitrages für seine Prägungen zu danken. Das gilt ebenso für meinen Lehrer Klaus Heinrich. Die meisten kamen erst zu ihm, wenn sie das Fundament eines akademischen Abschlusses unter den Füßen hatten. Und wir kamen aus fast allen Disziplinen, überwiegend aus den unterschiedlichen Geistes- und Sozialwissenschaften. Klaus Heinrich integriert in seine Sprache die „Dialekte“ vieler Disziplinen und provoziert durch seine Persönlichkeit die ewige Utopie von einer Einheit der Wissenschaften. An seinem Institut erlebten wir Reflexion und Arbeit über die Fachgrenzen hinaus als Selbstverständlichkeit und vielseitige Bereicherung der „Spezialitäten“, wie er es nannte. Eine integrative Bindekraft ging dabei von der Faszination der Ästhetik und Kunst aus. Lange vor der Neuen Frauenbewegung wurde in Klaus Heinrichs „Denkfiguren“ die Geschlechterspannung thematisiert. Beide Lehrer sind mir lebendig, bei dem was ich heute am Essener Kolleg für Geschlechterforschung vorantreibe.

Die thematische Breite der politischen Bewegungen führte nicht nur Köpfe, sondern auch soziale Milieus zusammen. Dies eröffnete mir die Möglichkeit, richtiger befähigte mich dazu, seit meinem ersten Forschungsprojekt immer wieder Ar-

beits- und Forschungsgruppen zusammen zu bringen, die meistens über Jahre produktiv zusammenarbeiteten. Die wichtigsten will ich hier nennen:

Die *Arbeitsgruppe Kommunale Kommunikation*, die Menschen aus Technik, Sozialwissenschaften und Politik zusammen führte, entwickelte – im Sinne eines Technology-Assessment-Ansatzes – ein variables Telekommunikationssystem für eine Stadtrandsiedlung in Berlin und nahm in der Folge in weiteren Arbeiten nachhaltigen Einfluss auf die Einführung von Telekommunikationsmedien in Deutschland. Für mich war es das erste Mal, dass ich Frauenforschung in einem Forschungsprojekt betrieb, in dem die Bedürfnisse von Hausfrauen herausgestellt wurden. In der damals entstehenden männerdominierten Techniksoziologie war dies eine kleine Revolution (vgl. Janshen 1980).

Bei den nachfolgenden Gruppen wurden die Belange von Frauen ins Zentrum gestellt. Während meiner Zeit im Vorstand des *Komitees für Grundrechte Demokratie* rief ich den *Arbeitskreis Sexuelle Gewalt* ins Leben. In ihm verbanden sich sozialwissenschaftliches, juristisches, psychologisches, medizinisches und politisches Wissen und selbstverständlich das von Betroffenen. Wir stellten das eben entdeckte Thema sexuelle Gewalt in den Kontext der Menschenrechtsverletzung und wurden insbesondere sichtbar durch die bundesweite Kampagne gegen sexuelle Gewalt (vgl. Janshen 1991). Eine weibliche und eine männliche Jury mit Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens war gehalten, Schlussfolgerungen zu formulieren. Dass diese Kampagne mit – wie ich es damals nannte – „bündnisfähigen Männern“ durchgeführt wurde, erzeugte damals erbitterte Debatten, die heute Geschichte sind.

Der *Arbeitskreis Frauen, Technik, Zivilisation*, der fast zehn Jahre bestand, brachte Wissenschaftlerinnen aus Technik- und Sozialwissenschaften mit PolitikerInnen zusammen. Am meisten bekannt wurde der Kreis mit der Veröffentlichung *Hat die Technik ein Geschlecht? Denkschrift für eine andere technische Zivilisation* (vgl. Janshen et. al. 1990) die bundesweit breit und lange diskutiert wurde. Auch für die Konzeption einer *Technische(n) Universität der Frauen Europas* (vgl. Janshen 1990) musste inter- und transdisziplinär Sachverstand zusammen kommen. Unschwer zu erraten, dass dieses Konzept nach anfänglichen Chancen wegen der Verknappung öffentlicher Mittel nicht realisiert werden konnte. In nuce, das heißt im kleinen, hat sich dieser Entwurf in den Zielen und der Struktur des Essener Kollegs für Geschlechterforschung niedergeschlagen. Insbesondere, was die beteiligten Disziplinen und deren Kooperation in den Forschungsschwerpunkten betrifft.

Es könnte an dieser Stelle die Vermutung aufschimmern, als hätte sich meine wilde Sozialisation in die Wissenschaft so ohne weiteres in den professionellen Habitus der Professorin überführen lassen. Keinesfalls. Meine Berufung im Jahr 1990 bewirkte einen schmerzhaften Einschnitt in meine wissenschaftliche Biographie, obwohl ich mich schon 1990 mehr als zwanzig Jahre an den Universitäten bewährt hatte. Die immer wieder verlängerte Phase der Adoleszenz war beendet.

Das Jahr 1990 – bekanntlich markiert es in Deutschland eine Wende, die kollektive Schlaglichter auf meinen Wechsel von Berlin nach Essen aufblitzen lässt und zeigt, dass die eigene lebensgeschichtliche Entscheidung – wie in jungen Jahren das Eintauchen in die sozialen Bewegungen – in überpersönliche Struktursetzungen eingebunden ist. Das eigene Denken zu realisieren wurde damit anstrengender.

Erinnern wir uns also: Der Trend zum Neo-Konservatismus nach dem Mauерfall, knapper werdende öffentliche Ressourcen, der erste Irakkrieg, der Balkankrieg, die Renaissance männlicher Stereotype, der postmoderne Diskurs. Folgen für die Frauen: Dethematisierung von Frauenpolitik, Auseinandertreten von Frauenforschung und Frauenpolitik, Institutionalisierung und disziplinäre Fragmentierung der Frauenforschung, Auseinandertreten von Forschung und Aufklärung, allmähliche Entwicklung von der Frauen- zur Geschlechterforschung.

Öffentliche Diskurse, Veröffentlichungen und persönliche Begegnungen in der 1990ern, bezeugen für mich, dass viele von denen, die sich in den 1970er Jahren so kühne Einschnitte in Denken, Leben und Arbeiten geleistet haben, nun mit der berühmten Wiederkehr des Verdrängten konfrontiert waren. Aufgeschobene private Konflikte und Neurosen suchten ihren Raum. Viele gingen in die – zumindest zeitweilige – Überanpassung, einigen gelingt die wirkliche innere Aneignung der früher so schnell realisierten Freiräume.

Nun an der Universität Essen traf ich nur wenige, die sich solchen Auseinandersetzungen stellen mussten. Zwar war die Universität vor gut dreißig Jahren im linken Reformeifer der SPD für die Arbeiterkinder des Ruhrgebiets gegründet worden. Doch die Professorenschaft sah sich überwiegend unter dem Druck, eine normale Universität zu schaffen – whatever it may be – und dies hatte zur Folge: Konventionalismus und entsprechende Abwehr von Neuem. Meine Fachkollegen reichten nach einiger Zeit beim Fachbereich die Anfrage ein: Ist das, was Frau Janshen macht noch Soziologie? Sind ihre Veranstaltungen dem Lehrdeputat der Soziologie zuzurechnen? Meine Praxis von Forschung und Lehre stieß auf Unverständnis und provozierte beharrlichen Widerstand.

Diese und andere Geschichten sind unter anderem in der Tatsache begründet, dass der Universität, dem Fach Soziologie ein Kuckucksei der Ministerin Brunn in den Schoss fiel. Es gehört zu den großen Verdiensten von Anke Brunn, die Quote von Professorinnen in NRW dadurch erhöht zu haben, dass sie Professuren mit einer Widmung für Frauenforschung versah. Sie ahnte wohl kaum, auf wie unwirtlichen Boden ihre Geschenke an die Universitäten fallen konnten. Für mich galt das auf jeden Fall. Ich kam von der TU Berlin, wo bis in die technischen Fächer hinein eine Sensibilisierung für Geschlechterfragen stattgefunden und entsprechende Kooperationen bereits Erfolge gezeigt hatten. Im Fachbereich Ingenieurwissenschaften in Essen wurde mir angetragen, nachdem ich meine Anliegen vorgetragen hatte, ich möge mir einmal ausrechnen, was bei den Stundenlöhnen der Ingeni-

eure diese Sitzung gekostet habe! Der Weg war steinig und lang, aber schließlich entstanden mit diesem Fach wie mit den meisten anderen Bündnisse, die zum Fundament für die Gründung des Essener Kollegs für Geschlechterforschung wurden.

In Berlin war ich eingebettet in den Kontext nuancen- und facettenreicher Frauenkulturen innerhalb und außerhalb der Universität. Das waren nicht nur wärmeende Kuschelecken, sondern auch zugige Plätze mit Auseinandersetzungen und Rivalitäten. Aber all das stärkte und brachte den Kopf weiter. Nicht so in Essen. Es gab fast keine Professorinnen, so gut wie keine Frauenkultur, nur vereinzelte Frauenforscherinnen im Mittelbau. Diaspora. Aber ich vergaß nicht ganz, dass ich bei meiner Berufung im Ministerium gebeten worden war, an meiner Universität einen Schwerpunkt für Frauenforschung zu etablieren. Ich nickte und empfand das nicht als eine belastende Zusage. Schließlich gehörte ich zu denen, die mehr als zehn Jahre zuvor die erste Einrichtung dieser Art an der Freien Universität durchgesetzt hatten. Damals konnte ich noch nicht ahnen, wie viel Kraft mich die Umsetzung über Jahre hinweg kosten würde (vgl. Schöpp-Schilling 1990).

Die hier nur skizzierte Situation hatte insgesamt die Qualität eines Schocks, der auch zeitweiliges Verstummen zur Folge hatte. Es gab nun keine Woge mehr, die trägt, ich war zurück geworfen auf die eigene Kraft, und wenn die schwindet, hat das Ich versagt. Davon darf für die Zeit der Gründung des Kollegs und seines Aufbaus mit Fug und Recht die Rede sein. Durch die Gründung des Kollegs wurde ich zur Zielscheibe einer – auch gewaltförmigen – Mobbingkampagne, und auch unsere kleine Institution blieb lange noch gefährdet. Sie wurde ausgelöst durch einen Einzelgänger im Ministerium, der seine Macht zu nutzen wusste, um MitläufersInnen zu gewinnen. Diese Jahre waren die härtesten meines bisherigen Lebens.

Für die interdisziplinäre Akzeptanz des Essener Kollegs für Geschlechterforschung und die interdisziplinären Aktivitäten und Forschungen war es von großer Bedeutung, dass ich seit Eintritt in die Universität sehr engagiert und sichtbar in der Hochschulpolitik mitwirkte. Fast unbemerkt durch mich selbst trat ich den viel zitierten Marsch durch die Institutionen an. Er ließ Kontakte entstehen und schuf Vertrauen, auch mit mir eher fremden Disziplinen. Als ich nach Essen kam, gab es eine sehr strenge Trennung der akademischen Milieus à la Snow, die sich bis in die Sitzordnung im Senat abbildete. Als ich in den Senat gewählt wurde, platzierte ich mich bewusst in der Riege der Naturwissenschaftler. Inzwischen haben sich diese (Un)Sitten gelockert.

Der Anspruch auf Interdisziplinarität in der Wissenschaft erhält zunehmend eine etikettäre Qualität. Dass wir ihn am Essener Kolleg für Geschlechterforschung in unseren Forschungsschwerpunkten so fortgeschritten verankern und realisieren konnten, führe ich zum Teil auf unsere institutionelle Vorgeschichte zurück. Wichtig ist mir die Erfahrung, dass es in allen Disziplinen Persönlichkeiten gibt, deren wissenschaftliche Fragen über das eigene Fach hinausreichen. Doch sie brauchen Orte der Begegnung. Forschungspolitische Appelle und gelegentliche

monetäre Anreize reichen nicht aus. Man muss diese Menschen nur finden. Durch meine eigene wissenschaftliche Sozialisation lasse ich meinen eigenen Blick immer suchend schweifen.

Grenzüberschreitung kann nur geschehen, wenn es Grenzen gibt. Das ist ebenso simpel wie wahr. Auch wenn nicht alle disziplinären Grenzen immer und zu allen Zeiten sinnvoll sind, darf Grenzüberschreitung nicht mit Grenzlosigkeit verwechselt werden. Spezialisierung und Interdisziplinarität sind keine Kontradiktion.

Discipula ist im Lateinischen die Schülerin, Disziplin ist in unserem Sprachgebrauch die Eigenschaft, die alle beim Lernen brauchen. Eine Disziplin ist jedoch auch eine Sparte (Sport) oder eine Institution (Wissenschaft). Jede Disziplin verbindet einen Corpus, Denken, Verhalten und habituelle Normen. Jede Disziplin verlangt daher die Disziplin der Beteiligten und kontrolliert Grenzüberschreitungen, mehr noch, Grenzverletzungen werden in der Regel in der Wissenschaft eher geahndet als belohnt. Das kann existenziell bedrohlich werden, zum Beispiel bei der Beantragung von Forschungsmitteln. Und wer darf wo publizieren? Schwierige Erfahrungen bleiben bei einem solchen Forschungsansatz demnach nicht aus. Wo beantragen wir ein Projekt in der soziomedizinischen Genderforschung? Auch bei der DFG wird Genderforschung – allem interdisziplinären Anspruch zum Trotz – wenn überhaupt, dann disziplinär fragmentiert gefördert. Dass uns das Forschungsministerium in NRW bei einem interdisziplinären Post-Doc-Projekt für junge Wissenschaftlerinnen unterstützt, bei dem auch der interdisziplinäre Weitblick der jungen Frauen gefördert wird, verdient angesichts dieser Situation Respekt.

Allerdings dürfen die Probleme bei der Vernetzung von Genderforschung nicht unterschlagen werden, die durch den Stand der Genderforschung selbst bedingt sind. Die disziplinäre Forschung ist bekanntlich nicht überall empirisch und theoretisch gleich weit entwickelt, geschweige anerkannt. Zudem ist ihre Relevanz im Forschungsprozess recht unterschiedlich. Wollte ein Forschungsprojekt zum Beispiel Mathematik, Soziologie und Medizin gendersensibel verknüpfen, so entstünden sofort große theoretische Problemlagen. Deren Klärung halte ich für die große Herausforderung der zukünftigen Genderforschung. Ich möchte dies an einem unserer Projekte verdeutlichen, das mir trotz seines hohen Anspruchs mehr Kür als Pflicht ist.

Die Universität Duisburg-Essen gehört zu den wenigen, die auch einen Fachbereich für Kunst und Design haben. So erklärt es sich, dass die Satzung unseres Kollegs die Kooperation mit den Künsten verlangt. Die Gruppe *Aesthesia, Arts and Sciences Collective* geht von der Hypothese aus, dass die institutionelle Trennung von Künsten und Wissenschaften in unserer Kultur weniger neuronalen als sozialen Konditionierungen entspringt. Wie sehen diese für Frauen und Männer aus? Unterschiedlich, ähnlich oder gleich? Wir wissen es nicht. In dem Projekt *Mind Dancing*:

Meeting of the arts and sciences kommen aus der Wissenschaft zusammen: Neurologie, Neuroradiologie, Mathematik, Soziologie und Philosophie. Aus den Künsten: Tanz, Piano, Gesang, Design, Komposition und Choreographie. Diese Gruppe arbeitet analytisch-wissenschaftlich und ästhetisch-gestaltend. Es versteht sich von selbst, dass die Integration der Disziplinen und Sparten allein schon eine große Herausforderung ist, erst recht die Verbindung mit der Querschnittsvariable Gender. Die ersten Thesen und Ergebnisse werden nicht nur schriftlich fixiert, sondern in einer Performance aufgeführt (ESOF 2006). Ein mit dieser Aktivität verbundenes streng wissenschaftliches Projekt gehört in den Forschungsschwerpunkt soziomedizinische Genderforschung: Neuronale und soziale Verarbeitung von Synaesthesia und Synkognition bei Frauen und Männern.

Die gendersensible Verknüpfung der Facetten komplexer Projekte halte ich für das Zukunftsprojekt der Genderforschung. Dabei ist auch in der Institution Universität die Lust an der Entdeckung und Erkenntnis implizit. Zum Glück bin ich immer noch zu jung, um ohne Wunsch zu sein.

Literatur

- Hausen, Karin/Nowotny, Helga (Hg.) (1986): Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt
Janshen, Doris (1980): Kabelfernsehen in Gropiusstadt? Konzept für ein variables Kommunikationssystem (VTS). Frankfurt
Janshen, Doris (1984): Neue Orte neue Zeiten. In: Jokisch, Rodrigo (Hg.): Annäherungsversuche. Reinbek bei Hamburg: 12-33
Janshen, Doris (1990): Die Technische Universität der Frauen Europas. Eine konkrete Vision für die Jahrtausendwende. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 43/44
Janshen, Doris (Hg.) (1991): Sexuelle Gewalt. Die allgegenwärtige Menschenrechtsverletzung. Ergebnisse einer Initiative des Arbeitskreises „Sexuelle Gewalt“ beim Komitee für Grundrechte und Demokratie. Frankfurt
Janshen, Doris (Hg.) (1999): Frauen über Wissenschaften. Die widerspenstigen Erbinnen der Männeruniversitäten. Weinheim
Janshen, Doris et. al. (1990): Hat die Technik ein Geschlecht? Denkschrift für eine andere technische Zivilisation. Berlin
Mettler-von Meibom, Barbara (1996): Alltagswelten. Erfahrungen – Sichtwechsel – Reflexionen. Festschrift für Doris Janshen. Münster
Schöpp-Schilling, Hanna Beate (1990): Politik von und für Frauen. Heidelberg

Eine Biographie der 1968er Generation

Helgard Kramer

Meine Eltern heirateten am 8. Mai 1945, dem Tag der deutschen Kapitulation.

Ich wurde im Juni 1947 geboren, unpassend für meine Mutter, die gerne den (unbezahlten) Posten einer Regieassistentin bei Gustav Gründgens in München angenommen hätte. Zum Wintersemester 1949/50 ging sie zurück nach Bonn, um ihre Dissertation zum Thema „Rein und Unrein“ (ein indirektes „Frauenthema“, in dem es vor allem um die „Unreinheit“ der Frauen während der Menstruation in verschiedenen religiösen Kulturen ging) im Fach Vergleichende Religionswissenschaften beim entnazifizierten Doktorvater Gustav Mensching einzureichen. Ich wurde bei Großmutter und Vater gelassen. 1950 ließen sich meine Eltern scheiden.

Insgesamt versorgte mich also ab Herbst 1949 die Großmutter, die für mich die Person, von der mütterliche Versorgung zu erwarten war, blieb. Weil in diesem Haushalt regulär keine Männer lebten, – auch mein Vater hatte nur von 1943 bis 1950 zum Haushalt gehört und war eben von der Matriarchin mitversorgt worden – gab es in dieser Familie keine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Deshalb hat mir Regina Becker-Schmidts in der westdeutschen feministischen Szene immer noch beliebte These von der „doppelten Sozialisation“ der Frauen auf Hausarbeit und Lohnarbeit hin, niemals eingeleuchtet. Während meine Mutter eine von Hausarbeit freigesetzte Intellektuelle war, war die Großmutter für alles praktische (und nach ihrer Selbstdefinition auch: für die Kunst) zuständig; verdiente das Geld für die Familie mit Unterhaltungsmusik, solange es Stummfilme gab, spielte sie im Kino, gab Klavierunterricht, nach dem Ersten wie dem Zweiten Weltkrieg arbeitete sie für die französischen Besatzungstruppen, ständig im Konstanzer Stadttheater. Da das Konstanzer Stadttheater so zentral in der Orientierung dieses Haushalts war, richtete sich die Zeitrechnung nach dessen Intendanten: ein Ereignis hatte z.B. entweder „unter Schmidthammer“ oder „unter Hilpert“ stattgefunden.

Anfang der 1950er Jahre arbeitete meine Mutter beim Institut für Demoskopie in Allensbach, danach wurde sie „wissenschaftliche Lehrerin“ an einer von der Evangelischen Kirche in Baden betriebenen Internatsschule am Bodensee. Als ich ins Gymnasium kam, zog ich zu ihr. Die Schulferien verbrachte ich immer bei der Großmutter in Konstanz. Meine Mutter unterrichtete Latein, später vor allem Deutsch in der Oberstufe. Sie war bei den Schülern und Schülerinnen sehr beliebt, weil ihr Unterricht spannend und interessant war. Zeitlebens war sie ein Fan der Lyrik von Gottfried Benn, wie man auch an ihren beiden 1986 und 1993 veröffentlichten Gedichtbänden¹ merken kann. Sie nahm z.B. Brecht durch zu einer Zeit als Brechts Theaterstücke aus Gründen des kalten Kriegs noch auf keiner westdeutschen Bühne aufgeführt wurden (die einzige Ausnahme war Buckwitz in Frankfurt) und gründete eine Theater-AG, mit der sie jedes Jahr zum Sommerfest der Schule

eine Aufführung auf der Freilichtbühne am See inszenierte. Das sind heute meine angenehmsten Erinnerungen an die Schulzeit. Bis zur Studentenbewegung ging ich, wann immer ich konnte, ins Theater, organisierte auch Theaterfahrten für SchülerInnen der Oberstufe nach Zürich, damals die beste deutschsprachige Bühne.

Einige der Lehrer und Heimleiter waren wohl umgelernte Soldaten des Zweiten Weltkriegs, ein nationalkonservatives Klima war an der Schule selbstverständlich, vielleicht auch, weil es eine Gruppe von Schülerinnen und Schülern gab, die aus dem Land- und Kleinadel stammte. Darunter befand sich auch ein Neffe des Generalfeldmarschalls Paulus, der bei Stalingrad kapituliert hatte, anstatt der Empfehlung Hitlers zu folgen und sich eine Kugel in den Kopf zu schießen. Als die entsprechende Klasse im Geschichtsunterricht der Oberprima den Zweiten Weltkrieg durchnahm, wollten die Klassenkameraden dem Neffen von Paulus die Peinlichkeit ersparen, sich für seinen Onkel zu schämen, und setzten beim Geschichtslehrer durch, dass er an der Unterrichtsstunde, in der die Schlacht bei Stalingrad durchgenommen wurde, nicht teilzunehmen brauchte. Ich fand das damals sehr einfühlsam von den Klassenkameraden, und brachte dies in keinerlei Zusammenhang oder Kontrast zu meiner eigenen Familiengeschichte, die mir oft genug erzählt worden war: Meine Großmutter hatte, als die Nachricht von der deutschen Niederlage bei Stalingrad Anfang Februar 1943 bekannt gegeben worden war, gesagt: „Dann ist der Krieg ja wohl bald zuende“. Eine Untermieterin, genannt „die Baronin“, denunzierte sie bei der Gestapo und sie wurde eine Nacht lang verhört. Später habe ich in den Akten des Auschwitzprozesses und des Mengele-Verfahrens Beispiele von Häftlingen gefunden, die wegen genau derselben Äußerung in ein KZ eingeliefert worden waren. Was meine Großmutter betrifft, so scheint mir die Erklärung meines Vaters, sie habe sich einfach dumm gestellt, und sei deshalb wieder herausgekommen, am plausibelsten. Sie war keine Jüdin, sondern evangelisch, und den „Arier-Nachweis“ ihrer eigenen, 1939 an einer Grippe verstorbene Mutter hat sie noch in den 1980er Jahren komplettiert, indem sie sagte, die sei ein Waisenkind gewesen, so tief saß die Angst, die die zwölf Jahre Nationalsozialismus hinterlassen hatten. Jedoch die nationalkonservativen Maßstäbe, wonach ein General Hitlers sich mit den Resten einer geschlagenen Armee nicht in Gefangenschaft hätte begeben dürfen ohne die „deutsche Ehre“ zu verletzen, galten noch Anfang der 1960er Jahre in der Öffentlichkeit der Bundesrepublik unbefragt. Gleichzeitig standen sie in Widerspruch zu den Orientierungen der damaligen Jugendkultur, die auch ich teilte, ohne dass mir dies als Widerspruch damals überhaupt aufgefallen wäre: Wie meine Freunde war ich etwas existentialistisch angehaucht, wir lasen Sartre und Camus, hörten Jazz, trugen gerne Schwarz und rauchten Gauloises, die wir billig bei den in der Nähe stationierten französischen Truppen kauften. Wir wussten, dass ihre Anwesenheit ein Ergebnis der deutschen Niederlage war, empfanden dies aber durchweg als positiv.

Als ich 17 Jahre alt war, heiratete meine Mutter einen Oberkirchenrat -- vermutlich der erste Fall in der Badischen Ev. Landeskirche, in dem ein Pfarrer eine geschiedene Frau heiratete, und zog mit ihm nach Karlsruhe, während ich bis zum Abitur als Externe im Internat blieb. Bei einer Freundin meiner Mutter bewohnte ich ein schauerliches kleines Kellerverlies und las möglichst viele, möglichst dicke Bücher, z.B. die „Geschichte der russischen Revolution“ von Leo Trotzki und „Platon-Augustin-Kant“ von Karl Jaspers. Daraus wurde dann der Wunsch, Philosophie zu studieren. Mein Klassenlehrer, neben der Französischlehrerin einer der wenigen Lehrer, dessen Unterricht interessant war und der nicht pietistisch frömmelte, hatte bei Heidegger studiert und empfahl Heidelberg als Studienort. Einerseits wurde ich sofort eine begeisterte Studentin in Heidelberg, nahm die Inschrift über dem Portal der Universität „Dem lebendigen Geiste“ wörtlich und besuchte alle Vorlesungen und Proseminare, die ich in meinem Tageslauf unterbringen konnte. Erst im Nachhinein verstand ich, dass zu dieser Zeit sämtliche Philosophieprofessoren, mit Ausnahme von Tugendhat, der seine Auseinandersetzung mit der angelsächsischen analytischen Philosophie zu dieser Zeit begann, und außer Karl Löwith, der als Emeritus eine Vorlesung zu „Gott, Mensch, Welt in der Metaphysik von Descartes bis Nietzsche“ abhielt, Heideggerianer waren. Gadamer zelebrierte seine riesigen Vorlesungen über die Vorsokratiker in der alten Aula. Abends besuchte ich eine sehr gute Veranstaltungsreihe, in der mit Kommentaren und Einführungen sämtliche NS-Propaganda-Filme gezeigt wurden. Andererseits fühlte ich mich wie eine einsame Maus, in einem schlossähnlichen, riesigen Haus bei einer alten Zimmerwirtin, wo es kein fließendes Wasser gab und Herrenbesuch nach 18 Uhr verboten war, die unter der Woche manchmal mit keinem Menschen sprach, meinem Freund, der noch im Internat war, täglich Briefe schrieb und übers Wochenende mit der gebrauchten Wäsche nach Hause fuhr. So ging es fast zwei Semester bis zum 2. Juni 1967, dem Tag, an dem der Student Benno Ohnesorg in West-Berlin bei einer Demonstration gegen den Besuch des Schah von Persien von einem Polizisten erschossen wurde. Wie viele 68er bin ich durch dieses Ereignis, und die darauf folgenden Auseinandersetzungen „politisiert“ worden.

Zum Wintersemester 1967/68 wechselte ich nach Frankfurt, wozu mich meine Mutter drängte, weil sie in der dort breiter vertretenen Soziologie vermutlich doch ein eher berufsbezogenes und damit irgendwann einträglicheres Studium sah. Hier kam ich dann in die Studentenbewegung rein. Ich ging zu allen Treffen des SDS, in den republikanischen Club und zu jeder größeren Demonstration. Studenten sprachen sich untereinander nicht mehr mit „Sie“ an und die ganze konventionelle Tünche und Langeweile der sozialen Beziehungen war auf einmal weg, vor allem weil die Studentenbewegung zum ersten Mal eine Auseinandersetzung mit dem Verhalten der älteren Generation im Nationalsozialismus in die eigenen Familien trug. Gleichzeitig blieb ich aber eine fleißige Studentin, hörte alle Vorlesungen von

Adorno und Habermas, und machte mein Vordiplom in Soziologie, indem ich mir das Philosophiestudium anrechnen ließ, schon nach zwei Semestern.

Nachdem die NPD 1968 aus dem Stand in den Hessischen Landtag eingezogen war, organisierte Ursula Jaerisch, Assistentin Adornos am Institut für Sozialforschung, eine repräsentative Umfrage, die sich als der letzte Replikationsversuch der „Authoritarian Personality“ charakterisieren lässt. Ich interviewte für diese Untersuchung und kam so dazu, mich mit der „Authoritarian Personality“ zu beschäftigen. Die „Authoritarian Personality“ hatte eine intensive Wirkungsgeschichte in der Frankfurter Studentenbewegung: sie ist im „ersten Seifert'schen Kinderladen“ (den ich zu der Zeit nicht kannte) und in der „Pädagogengruppe“ gelesen worden unter einer praktisch verstandenen Zielsetzung, anti-autoritäre Strukturen herzustellen. Im sogenannten „dritten Weiberrat“ ab 1970 sprachen wir dann in einer selbstkritischen, aus der „Authoritarian Personality“ entlehnten Wendung von der „in-group“ der marxistisch belesenen Studentinnen und der „out-group“ der berufstätigen- und Hausfrauen, die in der Prestige-Skala niedriger rangierten und deshalb sich mit ihren Vorschlägen im Weiberrat kaum je durchsetzen konnten.

Von Helke Sanders Rede auf der Delegiertenkonferenz des SDS und vom Tomatenwurf hatte ich nur gehört. Und wäre ich nicht 1970 in eine Wohngemeinschaft gezogen, und hätte mich nicht eine der Frauen in der Wohngemeinschaft einfach zu einem Treffen des Weiberrats mit gesleppt, so wäre ich niemals in eine „reine Frauengruppe“ gegangen, weil ich doch vor nicht allzu langer Zeit erst einer reinen Frauenfamilie entkommen war, genau genommen war ich ihr auch emotional noch gar nicht entkommen, was ein wichtiger Grund war, eine Psychoanalyse anzufangen (1972-77).

Der Frankfurter Weiberrat war neben dem „Berliner Aktionsrat zur Befreiung der Frauen“ die größte der während der Studentenbewegung in einigen Universitätsstädten entstandenen Frauengruppen, und, wie man schon am leicht ironischen Ton des Namens sehen konnte, an der Neuen Linken orientiert, während der „Aktionsrat“ in West-Berlin sich als „Durchlauferhitzer“ zur SEW (Sozialistischen Einheitspartei West-Berlin) bzw. zur DKP (Deutsche Kommunistische Partei) verstand und andere Frauengruppen sich einer der zahlreichen marxistisch-leninistischen Splittergruppen, die überall im Nachgang der Studentenbewegung entstanden, anschlossen.

Jedoch verstand sich auch der Frankfurter Weiberrat als marxistische Gruppe und hatte sich deshalb in so genannte Schulungsgruppen aufgeteilt, die „Lohn, Preis, Profit“ von Marx und Marx' Schrift zur Judenemanzipation lasen; letzteres um die Argumentation im Analogie-Schluss auf die Frauenemanzipation zu übertragen. Vorerst nur die „Schulungsleiterinnen“, zu denen ich gehörte, durften Simone de Beauvoirs „Das andere Geschlecht“² lesen und diskutieren. In dieser Situation war der Weiberrat, als in Frankreich mit Simone de Beauvoir an der Spitze eine Selbstbezeichnungskampagne prominenter Frauen: „Ich habe abgetrieben!“

begann, die sehr schnell zu einer Massenbewegung wurde. Alice Schwarzer, die zu der Zeit in Paris lebte, reiste zu den bundesrepublikanischen Frauengruppen, um dieselbe Kampagne hier zu starten, denn der § 218 des Strafgesetzbuches galt immer noch seit über 100 Jahren. Da der Weiberrat aber beschlossen hatte, „Schulung“ und nicht „Praxis“ mit möglicherweise bürgerlichen oder in der SPD organisierten Frauen („Frauenaktion 70“) zu betreiben, war Alice Schwarzer im Weiberrat zunächst nicht erfolgreich: Die Gruppe insgesamt stimmte gegen eine Beteiligung als Gruppe. Ich hatte für eine Beteiligung an der Selbstbezeichnungskampagne geworben. Außer mir unterschrieben nur zwei weitere Weiberrätinnen die Selbstbezeichnung, die dann im „Stern“ veröffentlicht wurde. Ich unterschrieb, obwohl ich keinen Schwangerschaftsabbruch hinter mir hatte, weil ich dies als politische Demonstration verstand. Gegen alle, die unterschrieben hatten, wurde ein Ermittlungsverfahren eingeleitet und 1976, nachdem das Verbot der Abtreibung liberalisiert worden war, eingestellt.

Der Weiberrat wollte „Theorie“ (=Schulung) und nicht „Praxis“ und entschied mehrheitlich gegen eine Beteiligung an der Abtreibungs-Kampagne von Alice Schwarzer. Hätte ich nicht, ganz undemokratisch, nach dem Ende der Sitzung auf einer Party die Frauen der „in-group“ einzeln angesprochen, und für eine Beteiligung an der Kampagne umgestimmt, und anschließend mein Protokoll der Gruppendiskussion um einen Vergleich der (richtigen) Position Luxemburgs und der (falschen) Lenins in der Massenstreikdebatte erweitert, so wäre der Frankfurter Weiberrat vermutlich erst später – wie der Berliner Aktionsrat – auf den fahrenden Zug in der ganzen Bundesrepublik sich gründenden Frauengruppen aufgesprungen, so aber organisierten wir den ersten nationalen Kongress der Abtreibungskampagne 1972 in Frankfurt; es begann die euphorische Phase der Frauenbewegung mit zahlreichen Aktivitäten.

Eines Tages stellte K.D. Wolf, der 1970 den Verlag Roter Stern gegründet hatte, eine Kiste voll Broschüren und Bücher des amerikanischen Women's Liberation Movement vor mich hin und sagte: „Macht doch ein Buch daraus!“ Diese Arbeitsgruppe des Weiberrats bekehrte erst sich selbst und dann den Weiberrat zum Feminismus. Und da es auch K.D. war, der kongeniale Übersetzungen der Gedichte zustande brachte, während meine eigenen Übersetzungsversuche der Gedichte nur korrekt und langweilig waren, konnte ich niemals die Überzeugung der meisten Frauen in der beginnenden Frauenbewegung teilen, dass Frauen qua „jahrtausendelanger Unterdrückung“ grundsätzlich politisch die besseren Menschen seien, dass also ein politisch-moralischer, später auch: ein wissenschaftlicher, Erkenntnisvorsprung aus der Frauenunterdrückung resultiere.

Dieses Buch mit dem Titel „Frauen gemeinsam sind stark! Texte und Materialien der amerikanischen Frauenbewegung“³ wurde in der Atmosphäre der beginnenden Abtreibungskampagne zum Fanal für eine neue Frauensolidarität. Mein theoretischer Teil der Einleitung liest sich heute wie ein sehr angestrengt wissen-

schaftlicher Text. Es war aber doch eine wichtige These darin, eine Formulierung, die in vielen Arbeiten der Frauenbewegung und auch der frühen Frauenforschung in der Bundesrepublik wiederholt worden ist: dass die Strukturen der Frauenunterdrückung quer zu denen der Klassenunterdrückung stünden. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung im Frühjahr 1972 war dies eine befreiende Einsicht, insofern damit endlich dem orthodox-marxistischen Vorrang der Revolution vor der (Frauen-) Emanzipation der Garaus gemacht wurde. Aber noch beim ersten nationalen Kongress der Gruppen der Abtreibungskampagne, vom Weiberrat in Frankfurt organisiert, schwebte ein Bettlaken mit der Inschrift: „Keine Revolution ohne Emanzipation- keine Emanzipation ohne Revolution“ über den Köpfen der versammelten Frauen.

Die Jahre 1971 bis 1976 waren die politisch aufregendsten, in denen die Frauenbewegung ihre euphorische Phase hatte. Dem Slogan der amerikanischen Frauen: „The personal is political“ entsprachen als wichtigstes Organisierungsinstrument der Bewegung die Consciousness- Raising (CR)-Gruppen. Mehrere Artikel in unserem Buch bezogen sich auf die Regeln von CR – wofür sich bald der Ausdruck „Selbsterfahrungsgruppen“ einbürgerte. Ich brachte in den folgenden Jahren vielen Frauengruppen diese Regeln bei, und schrieb schließlich auch meine Diplomarbeit zum Thema der Selbsterfahrungsgruppen in der US-amerikanischen Frauenbewegung.⁴

Meine erste Arbeit am Institut für Sozialforschung war 1971 die Auswertung der erhalten gebliebenen Original- Fragebögen der Arbeiter- und Angestelltenerhebung des Instituts für Sozialforschung (1929-32), die die Reise ins Exil und wieder zurück mitgemacht hatte, und die Joachim Bergmann im Keller des Instituts gefunden hatte. Ergebnis meiner Auswertung war, dass autoritäre psychische Strukturen, wie sie von Fromm 1936⁵ beschrieben worden waren, sich nicht nur bei den Anhängern rechtsradikaler und rechter Parteien fanden, sondern auch bei den Anhängern der SPD und der KPD. Als mein Bericht⁶ fertig war, schickte Joachim Bergmann ihn an Max Horkheimer nach Montagnola, der ihm antwortete, er wolle ihm seine „Gedanken zu den Arbeitern bald einmal mitteilen“. Aber vorher starb er. Möglicherweise hatten seine Gedanken mit dem Konflikt mit Erich Fromm zu tun, der im Besitz der bereits auf Englisch verfassten Auswertungspapiere und der Abschriften von Interviewauszügen war, die von Bonß/Fromm 1979 veröffentlicht wurden.⁷ Es kam dabei auch nichts anderes heraus als in meiner qualitativen Analyse eines kleinen Teils der Originale.

Danach bewarb ich mich um die Stelle einer wissenschaftlichen Hilfskraft an der Studie „Gewerkschaften in der Bundesrepublik“⁸ des Instituts für Sozialforschung. Ab diesem Zeitpunkt war ich finanziell unabhängig von zu Hause, was mir sehr wichtig war. 1973 bildeten wir ein Team für das „Experimentalprogramm Bildungsurlaub“ im Auftrag des DGB Hessen, mit dem der Anspruch auf einen bezahlten politischen Bildungsurlaub für alle Arbeitnehmer/innen in Hessen gefor-

dert und begründet werden sollte. Hier wurde der Feminismus in die Gewerkschaften hineingetragen als wir eine Bildungsurlaubswoche mit Textilarbeiterinnen in Fulda verbrachten, genau genommen von meiner jungen Kollegin Karin Walser, die Teamerin bei diesem Lehrgang war. „Feminismus“ war noch ein Schimpfwort, und es dauerte noch Jahre bis moderat feministisches Gedankengut in den Gewerkschaften Einzug hielt. In diesem Projekt kamen feministische Politik und empirische Arbeit als Soziologin zum ersten Mal für mich zusammen.

Gleichzeitig bereiteten wir eine Umsetzung der Thesen von James/Dalla Costa (1973) zur Hausarbeit in ein Projekt vor, und begannen in einem anderen Team, und mit einem forschungsbegleitenden Seminar die Vorbereitungen für „die Frauenstudie“.⁹

Bei der Arbeit im Institut für Sozialforschung, erst als wissenschaftliche Hilfskraft, dann als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Studie „Frauenarbeit in Familie und Fabrik“ habe ich ganz handwerklich die Entwicklung der Datenverarbeitung mitgemacht: An der Hollerithmaschine im Keller des Instituts konnte es mit verschwitzten Händen passieren, dass man beim Auszählen von Zweifach- oder Dreifach-Breaks zwischen den Variablen einen „Datensalat“ anrichtete, am einzigen Computer des Hochschulrechenzentrums der Universität Frankfurt war ich unter Naturwissenschaftlern und Mathematikern meist die einzige Frau, und um mit SPSS arbeiten zu können, musste man seine Forschungsfragen noch selbst programmieren, schließlich bei einer empirischen Untersuchung zur Integration von Computer-Aided-Design und Computer Aided Manufacturing in Kooperation mit dem Fraunhofer Institut 1982 sah ich auf der Hannovermesse zum ersten Mal die Vorläufer der PCs, die uns heute selbstverständlich sind.

Die Frauenforschung begann ohne jegliche disziplinäre oder fachliche Rücksichten: das erste Diskussionsforum waren die Frauen-Sommer-Universitäten an der FU Berlin; auch an den ersten Historikerinnen-Treffen nahm ich als Referentin teil, ohne jemals gefragt zu werden, was ich als Soziologin, die ich inzwischen war, dort wolle.

Auch hier folgte ein Gründungsboom: Frauen trafen sich zum ersten Mal auf dem Soziologentag in Kassel 1976, daraus entstand die „Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie“, und – unter heftigsten Kontroversen mit dieser über die Autonomie der Frauenbewegung – der Verein/die Zeitschrift: „Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis“, 1980 die „Feministischen Studien“. Die Forderung nach Autonomie der Frauenbewegung hatte ursprünglich die Autonomie von der männlich dominierten Neuen Linken gemeint, verselbständigte sich aber zur Unabhängigkeit von „Staatsknete“, zum rituellen Ausschluss von Männern aus Frauengruppen, auch aus Seminaren zu Frauenthemen in der Universität, und brachte den westdeutschen Feminismus während der 1980er Jahre in ein selbstgenügsames, differenztheoretisches Abseits auch im Wissenschaftsbetrieb.

Die ersten Frauen der Frankfurter Szene, die Kinder bekamen, taten dies selbstverständlich unverheiratet, denn die „repressive Kleinfamilie“ sollte nicht gestützt werden. So auch ich. 1979 kam noch eine Sozialarbeiterin, um die Lebensverhältnisse, in die das neugeborene Kind hineingesetzt worden war, zu begutachten. Formell wurde damit der Staat als Vormund bestellt. Jedoch war ich eine Doktorin der Soziologie wie der Kindsvater. Er hatte sich vor der Geburt auf das Standesamt begeben, um seine Vaterschaft anzuerkennen, was dem üblichen Verhaltensmuster unehelicher Väter widersprach. Solche „Fälle“ häuften sich in der Frankfurter Szene, und auch die MitarbeiterInnen des Sozialamts bemerkten schnell, dass sie nun eine neue Klientel bekamen: über 30jährige Akademikerinnen, unverheiratet und berufstätig, mit relativ hohem Einkommen.

In einem Niemandsland der wissenschaftlichen Forschung eine wissenschaftliche Fragestellung zu entwickeln, war überhaupt nicht schwer: Als wir im Institut für Sozialforschung 1974 das Schwerpunktprogramm „Integration der Frauen in die Berufswelt“ (1974-1981) der DFG schrieben, war ich formell noch Studentin. Als ca. 20 Jahre später wieder ein thematisch ähnlicher Schwerpunkt-Antrag gestellt wurde, war er ungefähr viermal so lang, verarbeitete eine riesige Menge an Literatur und war selbstverständlich von ordentlichen Professorinnen beantragt worden. Damals jedoch hatten ‚die Frauen‘ im Institut für Sozialforschung in schneller Folge mehrere empirische Studien zu Frauenthemen in Gang gebracht: zur Hausarbeit, „Frauenarbeit in Familie und Fabrik“, womit ich 1978 promovierte, und die historische Untersuchung über die Entwicklung der Frauenlohn- und Hausarbeit „Grenzen der Frauenlohnarbeit“ – das entsprechende Buch wurde aber erst 1986 veröffentlicht und bildete dann das Kernstück meiner kumulativen Habilitationsschrift (1988): „Geschlechterrelation und kapitalistische Entwicklung“. 1983/84 ging ich mit einem Postgraduiertenstipendium nach Berkeley: „Affirmative Action versus Seniority Rules in the United States. The Case of Universities and Industries“. Seit der Zeit in Berkeley habe ich mich stärker international orientiert.¹⁰

Während in den 1970er Jahren diese empirischen Untersuchungen im ökonomischen Aufwind eines neuen Forschungsfeldes ohne Schwierigkeiten durchgesetzt werden konnten – noch 1980 finanzierte beispielsweise die DFG einen Archivaufenthalt im Zentralen Staatsarchiv der DDR in Merseburg und Potsdam so, dass ich als stillende Mutter den Kindsvater als Babysitter mitnehmen konnte – begann ab 1982 im Institut für Sozialforschung die Knappeit zu herrschen. Für alle wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen wurde üblich, empirische Studien, deren Finanzierung ausgelaufen war, auf Arbeitslosengeld und -hilfe abzuschließen. Die 10 Jahre zwischen 1982 und 1992 habe ich auf zwei ökonomischen Spielbeinen verbracht mit empirischen Studien, Lehraufträgen, Übersetzungen und Lektoratsarbeiten vor allem zu Jessica Benjamins Arbeiten.¹¹

1987 wurde meine zweite Tochter geboren, und – im Unterschied zum ersten Kind – konnte ihr Vater den Erziehungsurlaub in Anspruch nehmen. Ohne eine damals begonnene Rollenumkehrung, die bis heute anhält: mein Mann versorgte die Kinder und den Haushalt, ich nahm jede einschlägige Arbeit an – hätte ich wohl nicht Professorin werden können. 1991/92 übernahm ich die Vertretung der Geschäftsführerin der Interdisziplinären Forschungsgruppe Frauenforschung an der Universität Bielefeld, die 1992 in ein universitäres Zentrum umgewandelt und damit auf Dauer etabliert wurde. Nach wie vor scheint mir der Wissenschaftsbetrieb für die ‚Vereinbarkeit von Beruf und Familie‘ die allerbesten Voraussetzungen zu bieten: denn wo sonst lässt sich ein Beruf ohne ständige Anwesenheitspflicht ausüben?

Da mein hauptsächliches Interesse immer in der Forschung lag, hätte ich unter anderen ökonomischen Bedingungen wahrscheinlich einfach so weiter gemacht: empirisch-historische Studien und jeweils ein forschungsbegleitendes Seminar an der Universität. 1986/87 vertrat ich – nach Silvia Kontos – die erste, an der Frankfurter Universität von den frauenbewegten Studentinnengenerationen der ausgehenden 1970er und beginnenden 1980er Jahre erkämpfte „Frauenprofessur“, die damals zum Thema „Frauenarbeit und Frauenbewegung“ ausgeschrieben war und 1987 mit Ute Gerhard besetzt wurde. Die Anhörungen zu dieser Stelle waren noch veritable politische Ereignisse. In den ‚Frauen‘-Seminaren der 1980er Jahre saßen in der ersten Reihe Frauen, die strickten, d.h. etwas Nützliches taten, und der Dozentin damit eindeutig signalisierten, dass bloß intellektuelle Aktivitäten die Menschheit nicht voran bringen.

Während der Expansionsphase des Bildungssystems in den 1970er Jahren hatten Soziologen – darunter auch einige Frauen – ohne Habilitation eine Professur erhalten, Professuren an Fachhochschulen waren ohne Promotion besetzt worden. Nun zeichnete sich deutlich ab, dass die ökonomischen Restriktionen zur Reaktivierung des alten Selektionsmechanismus führen würden. Ich musste mich also habilitieren, wenn ich jemals eine Professur bekommen wollte. Heute dagegen ist die Habilitation wieder ein Auslaufmodell.

1993, drei Jahre nach der Habilitation, wurde ich dann, fast überraschend, an die Freie Universität berufen. Auch diese Stelle war Mitte der 1980er Jahre von frauenbewegten Studentinnen durchgesetzt worden, wovon der ursprüngliche Ausschreibungstext: „Soziologie unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse und der weiblichen Lebenszusammenhänge“ zeugt. Ich verkürze das inzwischen auf: „Soziologie & Gender Studies“.¹²

Die Entwicklung der (west-)deutschen Frauenforschung führte von einer transdisziplinären Fragestellung in der Forschung zur disziplinär organisierten Institutionalisierung eines neuen Spezialgebietes, zur Einrichtung von ‚Frauen-Nischen‘ in den sozialwissenschaftlichen Fächern.

Auf der Basis eines Vergleichs mit den USA, wo aufgrund der Rekrutierung von Frauen und Angehörigen ethnischer Minoritäten durch „affirmative action“ die Gleichberechtigungsreformen, die Entwicklung des Forschungsfeldes ‚Frauen‘ produktiver, schneller, inhaltlich weit reichender und vielfältiger verlaufen ist als in der BRD, hatte ich 1990 der (west-)deutschen Frauenforschung *ceteris paribus* die eher pessimistische ‚Prognose‘ einer Provinzialisierung in selbstgenügsamen Differenztheorien auf der schmalen professionellen Basis des Maulens gegen ver männlichten Karrierismus und einer moralisierenden Behauptung weiblicher Andersartigkeit gestellt.¹³ Diese Prognose ist nicht bestätigt worden: Es gab eine Internationalisierung der feministischen Theoriediskussion mit der dekonstruktivistischen Wende (v. a. Butler, deren „Gender trouble“ unmittelbar nach Erscheinen ins Deutsche übersetzt wurde) und damit die Vervielfältigung der Perspektiven in der zur Geschlechterforschung erweiterten Frauenforschung. Es gab die Erweiterung der Bundesrepublik um die ostdeutschen Frauen, die über eine fest verankerte Orientierung an ökonomischer Selbständigkeit und Erwerb verfügen, obwohl Hausarbeit für sie Frauenarbeit ist und bleibt. Und es gab die beschleunigte Internationalisierung der gesamten Wissenschaft durch die neuen Kommunikationstechnologien, wodurch sich die Umsetzungsfristen von Innovationen sehr verkürzt haben.

Dass die feministische Theoriediskussion sich mit der Gleichzeitigkeit konstruktivistischer und dekonstruktivistischer Ansätze diversifiziert hat, ebenso wie die Internationalität der gender Debatte, sichert die Präsenz der Thematik auch in der bundesrepublikanischen Diskussion an Universitäten und in Forschungsinstitutionen trotz einer nur sehr mäßlichen Steigerung des Frauenanteils im Wissenschaftsbetrieb.

Die Frauen- und Geschlechterforschung ist für mich immer spannend geblieben, aber immer, wenn man so will, haben die Forschungsergebnisse weg geführt von dem politischen Normativismus der frühen westdeutschen Frauenbewegung: Bei „Frauenarbeit in Familie und Fabrik“ wollten Akkordarbeiterinnen sich eben nicht wie hoch qualifizierte Frauen auf eine Perspektive lebenslanger Lohnarbeit festlegen und konnten die alltägliche Belastung oft nur mit der Vorstellung ausschließlicher Hausarbeit in absehbarer Zeit aushalten. In der historischen Studie zu „Grenzen der Frauenlohnarbeiterarbeit“ zeigte sich, dass die zeitgenössische Wahrnehmung an der Gefahr einer ständig steigenden Frauenerwerbstätigkeit festhielt, während in der Wirklichkeit der Anteil der Frauen an den Erwerbstätigen zwischen 1900 und Mitte der 1970er Jahre bei einem Drittel stagnierte. Die Frauenforschung zum NS verharrete lange bei der für die deutsche Müttergeneration exkulpatorischen Position von den Frauen als Opfern des Nationalsozialismus¹⁴; auf gegenteilige Evidenz stieß ich immer wieder bei der Untersuchung der Frauenarbeit in der Konzernzentrale der IG Farbenindustrie AG und dem zugehörigen Betrieb „IG Auschwitz“. Die Gesellschaft ist nicht auf eine Balance zwischen Reproduktions- und Produktionsarbeit angewiesen, Frauen sind trotz langem Ausschluss aus Machtpositionen keine besseren Menschen usw..

Ich kann nicht behaupten, dass die interdisziplinären Projekte eines Sonderforschungsbereichs „Geschlechterarrangements im Zeitalter der Globalisierung“ und eines Graduiertenkollegs zu „Geschlechterarrangements im ethnischen und sozialen Kontext“, mit denen ich mich zwischen 1995 und 1999 beschäftigte und deren vorge sehene Sprecherin ich war, an männlichem professoralen Widerstand gescheitert wären. So ist zwar nur ein Sammelband locker verknüpfter Aufsätze daraus geworden¹⁵, aber die Thematik selbst hat nun eine breite Konjunktur in den Sozialwissenschaften.

Ich selber werde versuchen, in einem geplanten interdisziplinären Forschungsverbund „Wahrnehmung und Konstruktion von Minoritäten“ der FUB, der vor allem der Nachwuchsförderung dienen soll, meine bisherigen Forschungsinteressen zur Täterforschung des Nationalsozialismus, zur Veränderung von Geschlechterarrangements in interkultureller und global vergleichender Perspektive – was selbstverständlich die Frage der Herstellung von Chancengleichheit für Frauen in der knapper werdenden Lohnarbeit einbezieht – und zur Wissenschaftstheorie und -geschichte zu bündeln.¹⁶

Anmerkungen

1. Jost, Ricarda (1986): *Mit verhaltenem Atem*. Frankfurt a. M.; dies. (1993): *Um das Wort zu finden*. Frankfurt a. M.
2. Ich hatte Simone de Beauvoirs Buch bereits im Bücherschrank meines Stiefvaters vor dem Abitur gefunden. Von der damaligen Lektüre erinnere ich mich nur noch, daß ich es empörend gefunden hatte, dass Ehemänner, Väter, Priester und Pfarrer Frauen dazu zwingen konnten, eine neunmonatige Schwangerschaft, die sie nicht wollten, zu ertragen und ein Kind zu bekommen.
3. Arbeitskollektiv der Sozialistischen Frauen Frankfurt (Hg.) (1972): *Frauen gemeinsam sind stark!* Texte und Materialien des Women's Liberation Movement. Frankfurt a. M.: Die zweite, veränderte Auflage: Becker, Barbara et al. (Hg.) (1977): *Texte und Materialien des Women's Liberation Movement in den USA*. Frankfurt a. M.
4. Kramer, Helgard (1974): „*Kollektive Selbstaufklärung – soziologische und sozialpsychologische Aspekte der amerikanischen Frauenbewegung*“, soziologische Diplomarbeit am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Frankfurt a. M.
5. Fromm: Erich, Sozialpsychologischer Teil. In: Horkheimer Max (Hg) (1936): *Studien zu Autorität und Familie*, Paris
6. Kramer, Helgard (1974): Dimensionen gesellschaftlichen Bewusstseins bei proletarischen Anhängern der KPD und der SPD (1929-1931). In: Herding, Richard et al. (Hg.) (1974): *Soziale Ungleichheit und materielle Ansprüche*. Frankfurt a. M. : Institut für Sozialforschung (1974), Bd. 2, Kapitel 11: 1-26
7. Fromm, Erich/Bonß, Waldemar (1979): *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches*. München
8. Bergmann, Joachim/Jacobi, Otto/Müller-Jensch, Walter (1974/1976): *Gewerkschaften in der Bundesrepublik*, Bd. 1 1974, Bd. 2 1976. Frankfurt a. M.
9. Eckart, Christel/Jaerisch, Ursula/Kramer, Helgard (1979): *Frauenarbeit in Familie und Fabrik. Eine Untersuchung zu Bedingungen und Barrieren der Interessenwahrnehmung von Industriearbeiterinnen*. Frankfurt/New York

10. Mit Vorträgen und Lehrveranstaltungen an Women's Studies Zentren in den USA, Vorträgen bei der American Sociological Association (ASA) und kontinuierlich bis heute in der ebenfalls US-basierten International Society of Political Psychology (ISPP), in der Holocaust-Forschung, Gender Studies, Psychoanalyse und Forschung zum Autoritarismus und Rassismus ständige Themen sind.
11. Benjamin, Jessica (1990): *Die Fesseln der Liebe*. Frankfurt a. M.; dies. (1993): *Phantasie und Geschlecht*. Nexus 1. Frankfurt a. M.
12. Orientiert am Modell von Frauenzentren an amerikanischen Universitäten, war an der FU schon früh die Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung gegründet worden, und auf deren Aktivitäten und die Anstrengungen der Frauenbeauftragten ist es vor allem zurückzuführen, dass die FU für bundesrepublikanische Verhältnisse einen relativ hohen Frauenanteil von 15% bei den Professuren (BRD 12,8%) hat. An amerikanischen Universitäten liegt der Frauenanteil bei den sozialwissenschaftlichen Professuren im Durchschnitt bei über 40%.
13. Kramer, Helgard (1990): Feministische Wissenschaftskritik im Vergleich der USA und der Bundesrepublik Deutschland. Antrittsvorlesung als Privatdozentin am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Frankfurt a. M., 4. Juli 1990, Ms.; vgl. auch: Kramer, Helgard (1994): *Mythenbildung trübt den Blick*. In: Modelmog/Gräsel (1994): Konkurrenz und Kooperation. Frauen im Zwiespalt. Münster/Hamburg
14. Herkommer, Christina (2005): *Frauen im Nationalsozialismus – Opfer oder Täterinnen? Eine Kontroverse der Frauenforschung im Spiegel feministischer Theoriebildung und der allgemeinen historischen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit*. München
15. Kramer, Helgard/Naegele, Roger (Hg.) (2003): *Geschlechterarrangements in globaler und historischer Perspektive*. Heidelberg
16. Kramer, Helgard: *Wissenschaftstheorie für Soziologen*, erscheint 2006 im Oldenbourg Verlag, München Wien

Dabei und doch nicht mittendrin – mein Weg in die Wissenschaft

Ilona Ostner

Manche Eltern erwarten mehr oder weniger bewusst vom Kind, dass es deren unerfüllte Wünsche verwirklicht oder lebensgeschichtliche Enttäuschungen kompensiert. Meist richten Mütter ihre Erwartungen an die Töchter, Väter an die Söhne. Manchmal konfigurieren die Erwartungen der Mutter oder des Vaters an den Sohn oder die Tochter. Nicht immer wollen beide Eltern dasselbe für ihr Kind – ein Studium, wirtschaftliche Unabhängigkeit, Eigensinn und Willensstärke. Solche Differenzen scheinen auf den ersten Blick Geschlechternormen geschuldet zu sein. Möglicherweise haben Väter andere Vorstellungen vom richtigen Frausein ihrer Töchter bzw. Mannsein ihrer Söhne als deren Mütter. Wahrscheinlich existieren viele Untersuchungen zu diesem Thema, die ich nicht kenne. Ich vermute dennoch, dass die elterlichen Differenzen über das richtige Leben ihrer Kinder, vor allem wenn die Vorstellungen des Vaters und der Mutter einander unversöhnlich gegenüberstehen, in erster Linie die prekäre Paarbeziehung spiegeln – dass sich zwei sehr unterschiedliche Menschen verbunden haben, die letztlich nicht zueinander passen. Das ist der Fall, wenn der Vater der Tochter das Studium nicht finanzieren will, weil er ihr es tief in seinem Herzen vielleicht nicht gönnt, da er nach dem frühen Tod der Mutter auf sich gestellt das Gymnasium aufgeben musste und wie so viele junge Männer in den 1920er Jahren erst beim Militär eine Ausbildung machen konnte, die ihm zwar später die höhere Beamtenlaufbahn eröffnete, aber nie seinen ursprünglichen Neigungen entsprach; während die Mutter auf jeden Fall ihren beiden Töchtern, nicht unbedingt dem Sohn, das Studium und die damit verbundene geistige und ökonomische Unabhängigkeit wünscht, da sie aus einer Schicht in einem Land kommt, in der Töchter gesellschaftsfähig, aber nicht unabhängig sein sollten, es daher auch nicht schicklich war für eine Frau, nach dem Abitur zu studieren – erst recht kein „männliches“ Fach. In dieser unglücklichen Konstellation bin ich aufgewachsen. Das Abitur habe ich gegen die Widerstände meines Vaters und mit Unterstützung meiner Mutter und einer Klassenlehrerin gemacht. An solchen Konflikten – vor allem zwischen mir und meinen Vater – ist letztlich die Ehe der Eltern gescheitert. Ich konnte nun studieren, was ich wollte, allerdings ohne die finanzielle Unterstützung des Vaters, der sich seiner Pflicht kontinuierlich entzog.

Wenn überhaupt, dann hätte ich nach dem Willen meines Vaters Volksschullehrerin werden sollen – die Berufsberaterin, die damals kurz vor dem Abitur in die Schule kam, fand meinen Berufswunsch, irgendwie im Museum zu arbeiten und dafür Geschichte und Philosophie zu studieren, ganz allgemein und besonders für eine Frau absurd, riet ebenfalls zum Lehramt, diesmal zum gymnasialen mit der

Fächerkombination Geschichte und Französisch. Ich ging dann auch nach dem schriftlichen Abitur sofort nach Frankreich, um die Sprache zu praktizieren und um den ehelichen Konflikten zuhause, die auf den Höhepunkt zu trieben, aus dem Weg zu gehen. Die Klassenlehrerin hatte mir dazu geraten und mir eine Tätigkeit als monitrice in einem deutsch-französischen Jugendlager in Südfrankreich verschafft. Dort lernte ich Leute kennen, die meinten, das Soziologie-Studium wäre ideal für mich. Damals, 1967, hatte ich keine Ahnung, was Soziologie sein könnte. Ich benötigte auch mehrere Semester, bis ich in Ansätzen erfasste, was die soziologische Perspektive ausmachte. Ich erzähle dies manchmal meinen Studenten, wenn sie sich mit der Soziologie schwer tun.

Mein Soziologie-Studium begann zwar mit Weber und viel Parsons – den verinnerlichten Funktionalismus kann ich bis heute nur schwer leugnen – dass mir der Zugang zur Soziologie so schwer fiel, lag aber an der Münchner Variante der Studentenbewegung, die sehr bald die Seminare dominierte. Drei Ereignisse fallen mir ein.

Da ist zunächst ein Seminar bei C. Seyfarth zu Weber. Ich hatte das Referat zum Thema „Sinnssysteme und ihre Träger“ übernehmen müssen – ein Thema, das mich, damals unerwartet, später immer wieder beschäftigen sollte, allerdings nun gewendet als „Ideen und Interessen (Akteure) in der Sozialpolitik“. Ich setzte zum Vortrag an, da nahm mir schon gleich beim ersten Satz einer der eifriger Männer das Wort und präsentierte seine Gedanken. Mein Referat wurde nach eineinhalb-stündiger hochspezifischer Debatte unter den Gesprächsführern – heute alles mir durchaus sympathische Professoren – auf die nächste Sitzung verschoben. Dort wiederholte sich der Vorgang, allerdings erst nach meinem dritten Satz. Ich hatte dem damals nichts entgegenzusetzen. Den Schein habe ich dennoch erhalten, Mut zu einem weiteren Weber-Seminar hatte ich dann nicht mehr, aber – siehe oben – offensichtlich ist mir etwas von Weber geblieben.

Ob es Zufall oder meine unbewusste Hartnäckigkeit war: Ich traf einige der Wortführer wieder, diesmal – das ist das zweite Ereignis, das ich berichten will – im übervollen Seminar zum Thema „Sexualität und Gesellschaft“ und zwar in einer Arbeitsgruppe zu Malinowskis Trobriandern und speziell zum Thema „Inzest“. „Incest a game the whole family can play“ überschrieb einer der Wortführer, einige Jahre später ebenfalls ein Soziologie-Professor, unser gemeinsames Referat. Das war provokativ gemeint, dennoch nicht weit von Freud und Parsons entfernt, hatten doch beide immer wieder betont, dass Begehren und Lust zwischen Eltern und Kindern – und zwar von beiden Seiten ausgehend – existierten und sich gegen Anforderungen der Gesellschaft richteten, weshalb jede Gesellschaft „Inzest“ regulierte. Noch war „Inzest“ nicht synonym mit „Missbrauch“, noch waren Kinder nicht nur gegen ihren Willen Begehrte, sondern auch Begehrende. Die Arbeitsgruppen-Atmosphäre war kameradschaftlich – anders als die im Seminar. Dort ging die Flasche Rotwein von Mann zu Mann, Männer redeten unter sich, Frauen blieben

stumm. Geraucht wurde sehr viel – ich war im vorletzten Monat schwanger mit dem zweiten Kind, manchmal ging mir die Luft aus.

Soziologie, das hieß in meiner Studienzeit zwischen 1967 und 1973, Marx-Lektüre in Marx-Schulungen. Ich schloss mich der erwähnten Arbeitsgruppe an und ging, das ist das dritte Ereignis mit lebenslangen Konsequenzen, in Kurse zur Marxistischen Erkenntnistheorie, zur idealistischen Philosophie und zu den Schriften des frühen Marx. Das „Kapital“ fand ich vor diesem Lektüre-Hintergrund, nimmt man Kapitel 24 im Band I aus, eher spröde. Dieser Hintergrund hatte mich aber für die Frage nach dem Schicksal der Natur, konkret vor allem des „Leibes“, im kapitalistischen Produktionsprozess sensibilisiert. Dass allein die Produktionsverhältnisse darüber entscheiden sollten, ob das Fließband „Rhythmus“, wie der DDR Arbeitswissenschaftler Hacker, den wir damals im Seminar zur Industriesoziologie lasen, behauptete, oder ein Element der „Teufelsmühle“ (Polanyi) wäre, wollte mir nie einleuchten. Schon früh bestürzte mich der rücksichtlose Umgang der DDR mit den natürlichen Ressourcen (einschließlich ihrer Menschen, vor allem wenn sie unproduktiv wurden). Bis heute bin ich überzeugt, dass Menschen das Recht und damit auch die Chance haben müssen, schlechte Arbeitsbedingungen abzulehnen. Der Satz, in reichen Gesellschaften formuliert, dass jede (Lohn-)Arbeit besser sei als keine, hat mich immer irritiert. Hier liegt wahrscheinlich die Wurzel für mein Engagement für ein Bürgergehalt, für ökologische Fragen und Anfang der 1970er Jahre für einen Feminismus, der polemisch „Lohn für die Hausarbeit“ forderte, da Lohnarbeit eben keineswegs frei machte.

Die Untersuchung der je unterschiedlichen Logiken von Beruf und Hausarbeit – das Thema meiner Dissertation – folgten im Blick zurück wohl logisch aus der Beschäftigung mit der industriellen Arbeit (in der Fabrik, im Büro, heute im Call-Center) und dem, was sie dem Menschen antat und noch antut. Das hieß jedoch nicht, die „Hausarbeit“ zu idealisieren. Sie unterwarf ihr Personal den ihr spezifischen Zwängen. In der Beschreibung der Zwänge von Hausarbeit und Hausarbeitshandeln half mir wieder Parsons, wenn auch kombiniert mit Marx – als meine besondere Mischung. Idealerweise handelt die Hausarbeitende unspezifisch und diffus; entsprechend ist auch ihre Haltung gegenüber dem Gegenüber ihres Handelns: Sie darf dem kleinen Kind die Befriedigung des Bedürfnisses nicht verweigern bzw. die Verweigerung ist begründungsbedürftig, man ist seiner Natur unterworfen; in der Berufsarbitat dagegen muss idealiter das Bedürfnis begründet werden; was nicht durch das Nadelöhr der Verwertung geht, hat keine Chance. „Idealiter“: Der Typus vereinseitigt die Wirklichkeit, spitzt sie zur Veranschaulichung zu. Er kommt nicht wirklich vor. Die Wirklichkeit, die wir (Elisabeth Beck-Gernsheim und ich) damals zum Typischen vereinseitigt haben, war auch die des Ernährer-Modells, das selbst in Deutschland längst erodiert ist. Wahrscheinlich begann dessen Erosion schon damals, als wir die Besonderheit der Hausarbeit ge-

genüber der Berufsarbeit und ihren Beitrag zur Aufrechterhaltung des modernen Produktionsprozesses entdeckten.

Später bedauerte ich die zeitbedingte, fast unausweichliche frühe Konzentration meines Soziologie-Studiums auf die Beschäftigung mit dem kapitalistischen Produktionsprozess. Mir fehlte die gründliche Kenntnis alternativer theoretischer Herangehensweisen, auch weiterer Bereiche der empirischen Sozialforschung, sofern diese nicht von Fabrik und Beruf handelte. Andererseits erscheint mein Weg durch die Forschung inhaltlich konsequent: Bis heute beschäftige ich mich mit dem „Anderen“ der Erwerbsarbeit, mit deren Voraussetzungen. So haben wir die Arbeitsteilung zwischen und Hierarchisierung von medizinischer Profession und den verschiedenen vor-, zu- und nacharbeitenden Helferberufen analysiert; dann durchaus in der Tradition von „Anpassung und Auslese der Arbeiterschaft“ den Beitrag des Herkunfts milieus, der Familie und der Ehe zur Berufsfähigkeit. Folgerichtig war die Frage nach den politischen Institutionen, den politics und policies, die den Menschen zum Erwerbstätigen machen und in der Erwerbsarbeit halten.

Die Frauenforschung erweiterte sich begrifflich zur Geschlechterforschung, engte ihr Thema allerdings gleichzeitig – wahrscheinlich notwendig – ein und zwar zunächst auf die Dekonstruktion von Geschlecht. Als Sozialpolitikforscherin analysier(t)e ich Sozialpolitik auch als Geschlechterpolitik, z.B. wenn es darum ging oder noch geht, die Vor- und Nachteile einer vom Ernährer abgeleiteten sozialen Sicherung oder die Folgen der Koppelung der Sozialversicherung an das „männlich“ codierte Normalarbeitsverhältnis zu diskutieren. Mir ist allerdings bis heute klar gewesen, dass eine Individualisierung im Sinne einer Geschlechterneutralität der Sicherungssysteme in unserer Erwerbsgesellschaft zu Lasten gerade der schwächeren Frauen gehen wird. Kritische Soziologie, das hatte ich recht früh dem schönen Einführungsbuch von R. Kreckel mit dem Titel „Soziologisches Denken“ entnommen, bedeutet nun einmal, die Sicht der Verwundbaren einzunehmen und die jeweils Verwundbaren rechtzeitig zu identifizieren. Dass die Ungleichheit zwischen Frauen im Individualisierungsprozess größer wird, dass Frauen auf dem Rücken anderer (und schwächerer) Frauen – und zunehmend dem von schwachen Männern – ihren Weg in die Männerwelt und dort Karriere machen, wusste bereits Simmel, den ich immer wieder gerne zitierte. Ich habe dies genauso gemacht. Meine Mutter, solange sie lebte, und einige Jahre unsere Kindergärtnerin im selbst organisierten Kindergarten, betreuten meine Kinder; einen Teil der Hausarbeit erledig(t) en Haushaltshilfen, Frauen und Männer, die Geld brauch(t)en, weil der Sohn Schulden hatte bzw. hat, der Hauptverdienst zu gering war oder ist usw..

Meine ersten Professuren, erst an der Fachhochschule Fulda, der abgelehnte Ruf (C3) an die Universität Bochum, dann die Professur an der Universität in Bremen waren für Frauenforschung (plus eine weitere Spezialisierung) ausgeschrieben. In-

sofern verdanke ich meine Karriere zu einem großen Teil der Frauenforschung. Das ist allerdings nur die halbe Wahrheit. Einige meiner Bewerbungen – z.B. in Frankfurt, Bielefeld oder Berlin – scheiterten u. a. auch daran, dass ich nicht die richtige Frauenforscherin und zu dieser Zeit auch noch Beiratsmitglied am (CDU-nahen) Institut „Frau und Gesellschaft“ in Hannover war – andere wiederum, so meine Interpretation, weil ich zu sehr oder überwiegend Frauenforscherin war, de facto der Wunschkandidat aber schon feststand – so z.B. die Bewerbung auf die C4-Soziologie-Professur in Bochum. Beim Hearing damals fragte mich ein Mann, ob ich mir vorstellen könnte, in ein Bergwerk zu fahren...; eine Frau, ob ich nicht befürchtete, durch die Macht korrumptiert zu werden.

Nach dem Studium hatte ich zehn Jahre im Münchener Sonderforschungsbereich 101 „Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitskräfteforschung“ als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Projektleiterin gearbeitet. In diesem Kontext entstand auch meine Dissertation. Sich zu habilitieren war am Münchener Institut für Soziologie für eine Frau fast unmöglich. Der Ordinarius habilitierte nur so viele seiner Schüler, wie er dann auf einer Professur unterbringen konnte. Auch hier herrschte das Ernährermodell – und zwar als vormoderne und als moderne Variante: der Professor versorgte seinen Schüler, damit dieser sich und seine Familie standesgemäß ernähren konnte. Der Weg zur Habilitation selbst war ausgesprochen klientelistisch: Man musste sich vorab der Voten aller Kommissionsmitglieder und der ihrer Ehefrauen – sofern vorhanden – versichern. Das erste erledigte der Habilitationsvater durch „do ut des“ (habilitierst Du mir meinen, habilitier ich Dir Deinen Kandidaten), das zweite der Blumenstrauß des Kandidaten für jede Ehefrau. Diese Beschreibung mag eine Karikatur sein – ich habe sie aber als Zuschauerin miterlebt, das Habilitieren daher zunächst aufgegeben und – auch um meine kleine Familie zu ernähren – eine Fachhochschulprofessur angenommen. Das Angebot zu habilitieren wurde mir von außen angetragen. Ich habilitierte dann, bereits Fachhochschulprofessorin, kumulativ an der Universität Hannover in Soziologie. Im dazugehörenden Kolloquium bin ich fast an einer Geschlechterforschungsfrage gescheitert. Die Habilitation sollte mir helfen, von der Fachhochschule weg und an die Universität zu kommen. Sie half.

In den letzten 15 Jahren lag mein Schwerpunkt in der sozialpolitischen Forschung und Lehre. Die Sozialpolitik ist eine Querschnittsdisziplin. Sie vereinigt geschichts-, wirtschafts-, rechts- und vor allem politikwissenschaftliche Ansätze und Inhalte. Darüber hinaus ist die neue Sozialpolitikforschung komparativ angelegt. Ein Schwerpunkt liegt in der Frage nach den Ideen und Interessen, die zur Ausbildung von Institutionen und zu deren Wandel führen – eine durchaus Webersche Frage, die allerdings in den letzten Jahren innovativ von der vergleichenden Politikwissenschaft bearbeitet wurde. Die politische Soziologie und die Soziologie der Sozialpo-

litik, obgleich eine starke Sektion der DGS, tun sich offenbar schwer damit, sich auf der internationalen Bühne gegenüber der eher politikwissenschaftlichen Perspektive zu profilieren. Ich selbst bin in die Sozialpolitik über das Thema der Frauenarbeit und deren Rahmenbedingungen gekommen: also von der Arbeits- und der Familiensoziologie her. Hier haben sich interessante Verbindungslien geboten: z.B. über Konzepte der Reziprozität und Solidarität oder der Kommodifizierung.

Die Geschlechterforschung ist in meinem (sozialpolitischen) Forschungsgebiet zur – teils gesinnungsethischen – Vertreterin einer undialektisch gedachten Individualisierung, auch im Sinne der Entfamilisierung, geworden. Ihre Formel lautet, vereinfacht gesagt, dass die Entlastung der Familie von ihren Betreuungspflichten die Frau für die Erwerbsarbeit befreit und damit vom Mann unabhängiger macht. Tatsächlich zeigt der Ländervergleich, dass die Integration der Frauen in die Erwerbsarbeit die Abhängigkeit zwischen den Geschlechtern für die große Mehrheit keineswegs abschafft, sondern verändert. Beide sind auf neue Weise aufeinander angewiesen, wenn nun weder das männliche noch das weibliche Einkommen die Existenz dauerhaft sichern. Die Folgen der Erosion des Ermährer-Modells sind noch viel zu wenig untersucht. Da die Individualisierung der Sicherungssysteme politisch erwünscht und deren Voraussetzung u. a. die forcierte „Arbeitsmarktindividualisierung“ von Frauen ist, hat die feministische Sozialpolitikforschung durchaus Einfluss auf soziologische und politikwissenschaftliche Analysen gehabt. Dabei findet oft eine merkwürdige Instrumentalisierung – ja Naturalisierung – der Befunde feministischer Forschung statt: So kritisiert z.B. der international bekannte Soziologe Esping-Andersen die nach wie vor bestehende Ungleichheit am Arbeitsmarkt zwischen Frauen und Männern, aber nicht unter dem Gesichtspunkt einer begründungsbedürftigen Schieflage, die einem Teil der Gesellschaft gleiche Handlungschancen verwehrt, sondern weil hier wertvolle (wörtlich: „anzuzapfende“) Ressourcen brachliegen. So scheint es fast, dass ein Teil des aktuellen Erfolgs der Geschlechterforschung sich Zwecken verdankt, die deren Anliegen – Analyse der Verhältnisse, die Menschen als Objekte instrumentalisieren – zuwiderlaufen.

Ohne die Frauenforschung, habe ich gesagt, wäre ich vielleicht niemals Professorin geworden. Ich gehöre wahrscheinlich der Generation an – ich bin Jahrgang 1947 – in der Frauen zwar eigenständig werden konnten, aber dabei Männern nicht unbedingt in die Quere kommen oder ihnen allzu viel abverlangen sollten. So verwundert es mich im Blick zurück auch nicht, dass ich es immer einfacher empfand, Kinder und Beruf als (Ehe)Mann und Beruf unter einen Hut zu bringen. Ich bin zweimal geschieden, nun zum dritten Mal verheiratet – die dritte Ehe funktioniert, ganz nüchtern gesagt, auch darum, weil wir beide etabliert sind, jeder auf seine Weise, daher auch nicht mehr miteinander konkurrieren, auch nicht um Zeit kämpfen müssen, keine Kinder und ausreichend Geld haben – ideale Bedingungen, die junge Wissenschaftlerinnen nicht haben. Andererseits zeigen mir meine beiden er-

wachsenen Kinder, dass sich die Beziehungen zwischen den Geschlechtern in einem für mich in den 1960er und 1970er Jahren unvorstellbarem Ausmaß geändert haben. So gibt es immer mehr junge Männer, die Kinder haben und in gleichem Maße umsorgen wollen – trotz Karriere – und die ihren Frauen auch ermöglichen, schneller beruflich vorwärts zu kommen. (Sicher: Es sind Männer, die heute mehr noch als Frauen keine Kinder oder nur ein Kind wollen, aber es gibt auch die vielen Ausnahmen, die so früher nicht existierten). Meine beiden Enkelkinder haben derart egalitär gesinnte und Egalität praktizierende Eltern. Ich behaupte auch, wiederum am Beispiel meiner Tochter, die wie ihr Mann in der Forschung arbeitet, dass es Frauen inzwischen viel leichter haben, in der Wissenschaft Karriere zu machen, leichter manchmal sogar als gleichaltrige Männer. Vielleicht gilt dies mehr für die vom Ansatz her geschlechtsneutralen Naturwissenschaften. Hoffentlich ist der Einzug von immer mehr Frauen als Professorinnen in die Universität kein Indiz dafür, dass diese an Bedeutung verliert. Sinkende Gehälter und sinkendes Prestige insbesondere der weichen Fächer würden dies belegen.

Geschlechtergrenzen in Bewegung. Ein halbes Leben in der internationalen Genderforschung

Ilse Lenz

1. Kindheit und Bilder

Manchmal steht das Kind vor mir¹: Gerade von wilden Spielen aus dem Wald zurückgekommen, heruntergestiegen von dem riesigen Baum, von dem aus man die Kapelle und den Herbstsee sehen kann, läuft sie in die Essdiele, bringt die Platte mit dem Fleisch herein und stellt sie vor die Großmutter. Die gibt dem Großvater zuerst, darauf sich selbst, dann wird die Platte an meine Eltern weitergereicht. Wir warten still, bis wir etwas bekommen. Die Großmutter, die Tante sind große, starke und liebenswerte Frauen und sie führen das alltägliche Regiment gegenüber uns Kindern in dem Hof, in dem wir immer die Sommerferien verbringen. Nach dem Abräumen und Spülen öffnet sich wieder der Raum der Freiheit in dem großen Haus.

Im Winter Schneeballschlacht und Spiele mit den Jungen, Kämpfe auf der Straße, wo ich mich nicht unterkriegen lassen darf. Dann zuhause die Bücher, klassische Musik mithören, wenn mein Vater sich dabei entspannt. Meine Geschwister bringen mir die Erfahrungen der Großen bei; mein Bruder legt Rockmusik auf und wir tanzen wild. Ich erzähle ihnen Märchen beim Einschlafen. Zu Besuch kommen Verwandte, Austauschschüler und ein koreanischer Professor, der sehr lieb mit uns Kindern spricht und auf uns eingeht.

Zu wissen, zuhause ist ein Ort, an dem alle aneinander denken und über das, was sie interessiert und berührt, sprechen. Urvertrauen, gebrochen durch den Zweiten Weltkrieg und die ersten Berichte über den Atomkrieg, die ich im Radio höre. Mein Vater, ein Naturwissenschaftler, protestiert gegen die Pläne zur Atombewaffnung der Bundesrepublik; ich rede mit ihm darüber und gehe an seiner Hand dagegen auf die Straße. Die Welt öffnet sich und sie ist bedrohlich und lockend zugleich.

Während dies bunte Mosaik von großen und kleinen Bildern in mir aufsteigt, wird mir deutlich, dass ich nun fast so alt wie meine Großmutter damals bin. Heute kochen wir zusammen, wir reden und streiten über Forschung, Politik und den richtigen Weg, den Müll wegzwerfen. Alle reden mit.

Wenn ich im Folgenden zum ersten Mal über meinen Weg in die Sozialwissenschaft und meine Forschungsschwerpunkte schreibe, so sehe ich mich als sozialisiertes Subjekt, wie Brigitte Hasenjürgen in ihrer grundlegenden Studie über Frauенforscherinnen in Anlehnung an Bourdieu vorgeschlagen hat.² Ich schreibe also nicht über mich unter dem Motto „das Private ist wissenschaftspolitisch“. Viel-

mehr halte ich eine autonome persönliche Sphäre, die mir heute einen großen Freiraum und Freude bietet, für sehr wichtig.

Was habe ich als „sozialisiertes Subjekt“ auf dem Weg in die Sozialwissenschaft erlebt? Damit verbinden sich die biographischen Brüche einer Tochter aus dem Bildungsbürgertum, die losging, um die Welt zu erfahren, die die Veränderung von Universität und Gesellschaft nach 1968 erlebte (ohne 68erin zu sein) und mit der Geschlechterforschung eine Sprache und Grundfragen für ihren Weg in die Sozialwissenschaft fand. Viele Forscherinnen meiner Generation mussten eine Sprache und Deutungen für unsere Erfahrungen (er-)finden, die sich in großen persönlichen Umbrüchen, aber auch in solchen Mosaikbildern verdichten. Die Geschlechterforschung, die sie mit aufbauten, hat sie dabei beflügelt und gestärkt. Über diesen Weg haben sie nun auch an die Sozialwissenschaften Forschungen „zurückgegeben“ und sie damit weitergeführt: Sie kritisierten ihren Androzentrismus, machten Differenzerfahrungen fruchtbar und stellten grundlegend erweiterte Perspektiven und bahnbrechend neue Ergebnisse zur Verfügung.

2. In der Kindheit sehen lernen

Diese Erfahrungen in einer protestantischen Großfamilie in Bayern trugen bei, die Augen zu öffnen und viele Fragen sinnlich zu spüren, die mich heute weiter beschäftigen. Einige zentrale Aspekte sollen nun kurz zusammengefasst werden.

Mädchensozialisation und Geschlechterordnung

Mädchen zu werden, bedeutete Stolz, Verantwortung und Belastung durch Haus- und Familienarbeit. Als zweitälteste Enkelin habe ich neben meinem kleinen Bruder auch auf meine vielen jüngeren Vettern und Kusinen aufpassen dürfen. Im Sommer ging es in den Garten oder in den Wald, um Himbeeren oder Pilze zu sammeln. Lieber putzte ich auf der Veranda mit Großmutter und den Kusinen das Gemüse als in der Küche mitzuarbeiten, also für fünfzehn Leute zu kochen oder das Geschirr zu spülen. Obwohl mein Bruder auch auf dem Feld einsprang, erschien mir sein Leben frei in Bezug auf Zeit und Raum. Aber die starken Frauen in meiner Familie, meine Großmutter, Mutter und Tanten, gewannen gerade durch ihre Kraft Anerkennung und Sekundärmacht. Sie brachten den Mädchen Stolz und Selbstbewusstsein bei, vermittelt über die Muttermetapher auch für ihren Körper: „Ihr könnt Kinder gebären!“ Diese Erfahrung von starken Frauen in einem neopatriarchalen Kontext und von Subsistenzarbeit führte dazu, dass ich bei meinen internationalen Forschungen versuchte, die Geschlechterordnung in verschiedenen außereuropäischen Gesellschaften in Bezug auf strukturelle Unterschiede und Ge-

meinsamkeiten zu vergleichen und sie nie als Gegensatz zum Westen oder „exotisch“ betrachten konnte oder wollte.³ Zugleich wurde mir früh die Mittäterschaft von Frauen im Patriarchat bewusst: Deswegen haben mich immer Ansätze zur Macht, zur Machtbildung und zur Gegenmacht von Frauen, Unterdrückten und Marginalisierten interessiert: Für meinen Einstieg in die Frauenforschung war das Buch von Mary Beard „Woman as a force in history“ (1946)⁴ wesentlich – eine Flaschenpost aus der vorigen Frauenbewegung, die auch bei mir ankam.

Der geistigen Trennung der Menschheit in mächtige Männer und Unterdrücker und Frauen als Opfer – der „Opferthese“ – stand ich stets skeptisch gegenüber. Die Liebe zu meinen Großvätern, meinem Vater und meinem Bruder (wie zu den „Müttern“) wie ihre warme Zuwendung haben mich gestärkt und gefördert. Die Untersuchung verschiedener Männlichkeiten und der Chancen männlicher Emanzipation ist eine der Zukunftsfragen der Geschlechterforschung.

Letztlich aber bedeutet die bürgerliche Frauenrolle eine große Barriere bei dem Weg in die Wissenschaft, da sie auf Familienarbeit und Unterstützung des männlichen Schaffens statt auf eigenständige Kreativität „programmiert“ ist. Die Entscheidung, einen eigenen Beruf aufzubauen statt Ehefrau und Mutter zu werden, musste bewusst getroffen werden und wurde sicher durch die Studentenbewegung begünstigt. Aber sich selbst wirklich Zeit, Raum und Stimme für die eigene wissenschaftliche Kreativität zu geben (anstatt die „Welt zu retten“, die Studierenden noch besser didaktisch zu betreuen, neue Forschungsinitiativen im Netzwerk aufzubauen usw.) ist für Frauen aus meiner Generation vielleicht ein lebenslanger Lernprozess. Sie können sich selbst ein Bein stellen und stecken bleiben, auch wenn sie viele andere bewegen.

Diaspora und Ausgrenzung als Herausforderung für das Denken

Differenzen, Diskriminierungen und Selbstbehauptung habe ich als Kind komplex erlebt und beobachtet: nach Geschlecht, nach Klasse, nach Religion. In Bayern bedeutete damals „Mischehe“ eine Heirat zwischen katholischen und protestantischen Menschen. Meine Großmutter war Pfarrerstochter aus einer früheren österreichischen Untergrundgemeinde in Kärnten. Religion brachte Spiritualität in unser rationales Leben; sie hielt uns in unserer Diaspora-Existenz zusammen und stellte Interpretationsfolien für soziale Hierarchien, Abwertungen und Ausgrenzung bereit.

Auf diese Erfahrungen führe ich mein großes Interesse an Intersektionalität und komplexen sozialen Ungleichheiten zurück. Interessieren bedeutet wörtlich „mittendrin-stecken“ und die Grundfrage nach den Ursachen der sozialen Ungleichheit und Hierarchien und dem Zusammenhang mit kulturellen Differenzen spricht mich unmittelbar an: die kulturellen Abwertungen und Beschämungen

(*indignities of class, race and gender*), die feinen und großen Unterschiede und die Sehnsucht nach Gleichheit bei Respektierung kultureller Differenz und unterschiedlicher Begründungen für Menschlichkeit. Nach der Schule habe ich zunächst ein Jahr in den USA und dann in Japan studiert. Schwarze FreundInnen haben mir ihre Erfahrungen und ihre Menschlichkeit mitgeteilt ebenso wie FreundInnen aus Ostasien. Auch aufgrund dieser Begegnungen halte ich den Kulturrelativismus für eine unzulässige Vereinfachung und mir liegt daran, die Stimmen nach Frauen- und Menschenrechten in ihren Formulierungen hören zu können, zu verstehen und damit zu arbeiten.

Ebenso haben mich diese Begegnungen mit meinem eigenen Ethnozentrismus und Chauvinismus bekannt gemacht. Aber im Unterschied zur späteren Standpunkttheorie waren damals das Lernen voneinander und der Dialog wichtig: Es ging um die Bekämpfung von Rassismus im Kopf und Gefühl, unabhängig von der Hautfarbe. Dem damaligen antirassistischen Aufbruch fremd waren die Zuweisungen von Sprecherpositionen in Standpunkttheorien, nach dem Motto „Weiße Frauen dürfen über weiße schreiben, schwarze Frauen über schwarze“. Sie reflektieren den heutigen Kommunalismus diskursiver Herrschaft gerade in den USA, der in seiner Negierung universaler Menschen- und Frauenrechte zunehmend zum Begleitprogramm des Neoliberalismus wird. Die Chancen eines Austausches am „dritten Ort“ der sozialwissenschaftlichen Reflektion werden nicht wahrgenommen, obwohl sie ermöglichen könnten, diesen diskursiven Kommunalismus zu durchbrechen.

Ist die Welt mein Haus?

Das Internationale bedeutete Herausforderung und Horizonterweiterung. Mein Vater fuhr als Naturwissenschaftler auf internationale Fach- und Friedenskongresse. Meine Mutter hatte Dolmetscherin studiert und füllte unser Haus mit Austauschschülern aus England oder Frankreich. Sie hatte auch meine erste japanische Freundin aufgenommen, die mir später ein Sprachstipendium nach Japan vermittelte. So öffneten meine Geschwister und ich uns als Jugendliche den Weg in die Welt, nach Amerika, Europa und Ostasien. München, meine Heimatstadt, erlebte ich als historische Drehbühne der Begegnung von Kulturen und Menschen.

Die Suche nach der Welt war umso intensiver, als mir das Mädchengymnasium so eng national und provinziell erschien. Ich erlebte es als bürgerliche Töchterdresur, in der der Anpassungsdruck zur „anständigen Frauenrolle“ uns zugleich desorientierte und rebellisch stimmte, und kaum als monoedukative Förderinstanz. Meine politischen und sozialen Fragestellungen konnte ich dort kaum einbringen.

Der Weg in die Welt, d.h. das Studium in den USA und in Japan, brachten mich allmählich zur Sozialwissenschaft. Ich wollte die Modernisierungen, die glo-

balen Konflikte und den Krieg in Vietnam in internationaler Perspektive begreifen. Deswegen hatte die Sozialwissenschaft im Studium für mich von Anfang an ein internationales Gesicht, ich verfolgte sozialwissenschaftliche und historische Debatten in Deutschland, England, den USA und Ostasien und wünschte mir, in diesem Sinne komparativ und multiperspektivisch weiterarbeiten zu können.

3. Studium und die Entdeckung der Frauenforschung

Nach dem Sprachstudium in Japan kam ich über die transsibirische Eisenbahn zurück nach Deutschland. Mit 21 Jahren war ich einmal um die Welt gefahren, aber während ich viele Fragen wahrgenommen hatte, die bis heute weiter in mir arbeiten, hatte ich mein wissenschaftliches Ziel nicht gefunden. Die Studentenbewegung in Deutschland ermächtigte und verwirrte mich zugleich. Es gab nun Arbeitskreise, öffentliche Orte, wo ich für meine eigenen Fragen an der Universität etwas lernen und mich einbringen konnte. Aber in die internen Hierarchien der Studentenbewegung passte ich als fürwitziges weibliches Jungsemester nicht hinein und aufgrund meiner Auseinandersetzung mit Gewaltlosigkeit als Strategie hatte ich eine sehr kritische Position zur Gewaltfrage.

Damals ging es mir um die Sozialwissenschaft als Forschungsfeld voller Fragen, die mich leidenschaftlich intellektuell beschäftigten. Studentische Arbeitskreise hatten Raum für eigene wissenschaftliche Vertiefung; an der Universität München arbeiteten wir bis spät nachts im Seminar und gingen dann oft noch spazieren oder etwas trinken. Wir lasen philosophische und soziale Theorien (Hegel, Marx, Weber, Adorno, Habermas), beschäftigten uns mit erkenntnistheoretischen und methodologischen Fragen und verschlangen Grundwerke und Untersuchungen.

Immerhin konnte ich in den folgenden Jahren etwas formulieren, was im Nachhinein wie eine eigene Forschungsprogrammatik aussehen könnte: Zum einen lag sie im Verhältnis von Entwicklung, Modernisierung und sozialem Denken/ sozialen Bewegungen. Mich interessierten das Wechselverhältnis von Denken und struktureller Modernisierung im interkulturellen Vergleich. Zum zweiten war dies ein umfassendes Verständnis von Modernisierung, das ihre anerkannten und unsichtbaren Grundlagen und ihre Schattenseiten integrieren kann. So wollte ich die „Vorderseite der Industrialisierung“ auf die unsichtbaren Einzugsgebiete der ländlichen MigrantInnen und die sich wandelnde dörfliche Gesellschaft beziehen. Zentral waren die Dimensionen Arbeit, Herrschaft, Kommunikation und politisch-sozialer Wandel. Durch die Frauenforschung kam dazu die Perspektive auf *embodied subjects*, die Körperlichkeit und Bedürfnisse der Handelnden und auf Relationen, Gefühle und Eros.

Ich hatte eine Stelle als Nachwuchswissenschaftlerin. Aber die Frauenforschung, die sich ab 1975 entfaltete, hat dann meine Lebensentscheidung für die Sozial-

wissenschaft begründet. Heute können junge Frauen viel breiter auf fachliche Anerkennung und fördernde HochschullehrerInnen setzen und sie können sich mit ihren eigenen Fragestellungen in allen Feldern der Sozialwissenschaften ihren Weg bahnen. Für meine Generation ermöglichte die Frauenforschung, aus dem Stillstand vor der Eintrittspforte zur Soziologie auszubrechen, indem sie unsere intellektuellen Fähigkeiten und Energien aus dem Druck individueller Anpassung oder der Exitoption freisetzte. Sie eröffnete die Chance, sich auf den Weg von der kritischen Ausnahmefrau zur „kritischen Masse“ zu begeben, d.h. zu jenem Minderheitenanteil von 30%, ab dem Personen nicht mehr auf das Geschlechtsstereotyp festgelegt werden, sondern ihre individuellen Beiträge wahrgenommen werden sollen. Dies Ziel ist in der Soziologie noch immer nicht erreicht.

4. Frauen- und Geschlechterforschung: Intellektuelle Attraktion, Reflexivität und erneuerbare Energien

Die Frauenforschung bedeutete für mich eine Verquickung von theoretischer, empirischer und selbstreflexiver Innovation und Empowerment als Forscherin mit eigener Stimme und Fragen. Zunächst zogen mich die theoretischen und inhaltlichen Aufbrüche und Erweiterungen an. So konnte Entwicklung oder Arbeit bald nicht mehr ohne den Beitrag der Frauen in der Subsistenzwirtschaft oder der Geburt und Versorgung der Kinder gedacht werden. Das Konzept der geschlechtlichen Arbeitsteilung zum Beispiel wurde international angenommen, um Geschlecht als Strukturkategorie – also auch die männlichen Seiten – zu untersuchen und zu integrieren. Diese Öffnungen und Erweiterungen wirkten als große Herausforderung und Attraktion für intellektuelles Engagement.

Die interdisziplinären Zugänge wurden in der Offenheit des Aufbruchs vertieft. Die Geschlechterforschung brachte für mich auch eine Synthese von sozial-anthropologischen, soziologischen und historisch-kulturellen Perspektiven, mit denen ich das *Gendering* von Institutionen und Praktiken in der Modernisierung untersuchte. In meiner vergleichenden Forschung zu Deutschland und Japan stieß ich immer wieder auf das Paradox, dass trotz der Gleichheitsversprechen der Moderne geschlechtliche Ungleichheit und Hierarchien in den verschiedenen nationalen Entwicklungswegen reorganisiert und in der Tiefenstruktur verankert werden.⁵

Deswegen freute mich ein gemeinsames Buchprojekt mit der Ethnologin Ute Luig besonders, in dem wir ethnohistorische Untersuchungen zu geschlechtssymmetrischen Gesellschaften zusammenstellten.⁶ Jenseits der Vorstellungen von Gleichheit als Angleichung oder als Gegenpart zur Differenz konnten wir Gleichheit als symmetrische Machtbalance zwischen den Mitgliedern einer Gesellschaft entwerfen. Soziologie und politische Anthropologie bieten interdisziplinäre Ansätze wie symmetrische Reziprozität und Solidarität zwischen den Geschlechtern und

Geschlechtersymmetrie als Machtbalance, die die Gleichheitsdiskussion auch in modernen komplexen Gesellschaften weiterführen kann.⁷ Anders gesagt, gibt es keinen Königinnenweg zur Gleichheit, nach dem das Geschlecht einfach abzuschaffen wäre, sondern eine Vielfalt von Wegen in den menschlichen Kulturen, die sich entlang von symmetrischen Institutionen und Praktiken entwerfen und ermessen ließen.

Meine internationalen Forschungsperspektiven verschafften mir allerdings einen zweiten Minderheitenstatus in den deutschen Sozialwissenschaften, die sich in den 1970er Jahren auf das „Modell Deutschland“ konzentrierte. Während ich z.B. über die Industrialisierung und dann Computerisierung in Japan mit seiner international führenden Volkswirtschaft und seinem anderen Entwicklungspfad forschte, fand ich mich oft unter „Dritte Welt“ oder als „Exotin“ eingeordnet. Sozialwissenschaftliche Kompetenz wurde erst dann richtig anerkannt, wenn „die Kirche im Dorf stand“. Bei Bewerbungen erwies sich die internationale Orientierung nicht als Vorteil, sondern als heimlicher Pferdefuß. Hoffentlich spricht sich in der Globalisierung herum, dass Pferde durchaus weit laufen und sehen können...

Schließlich „klappte“ es doch – ich erhielt mehrere Rufe auf einmal, während ich sonst meistens als *dark horse* oder vorher Unbekannte oft das Rennen auf die Liste machte, aber eben nicht nach vorne. Von heute her würde ich sagen, dass die eigene Profilierung und der Aufbau von Netzwerken in der soziologischen Profession, insbesondere in den relevanten Sektionen, wesentlich für den Weg zur Professur sind. Das lässt sich heute gut planen und MentorInnensysteme sind sehr nützlich. Mir fehlte zwischen Kindergarten und Computer die Zeit und der Kopf dafür. Insofern fühle ich mich für eine nicht eben rationalisierte und geplante Berufslaufbahn durchaus belohnt.

Während mir die Soziologie bis zur Entdeckung der Frauenforschung vor allem biologische oder kollektive Normen geboten hatte wie etwa die natürliche „Mutter- und Hausfrauenrolle“, begleiteten mich danach innerlich die Bilder meiner Mutter und Großmutter, die ich nun auf die Reise in die Sozialwissenschaft mitnehmen konnte. Die Frauenforschung entwickelte eine Sprache und ein Verständnis für die ausgeblendeten und abgewerteten Erfahrungen von Frauen und sie fragte nach den Ursprüngen männlicher Herrschaft und weiblicher Unterordnung.

Damit war die Paradoxie, als Frau in eine androzentrische Wissenschaft einzutreten, gemildert: Sie konnte unter Einbezug von „feministisch gegengelesenen“ sozialwissenschaftlichen Theorien und Forschungen reflektiert werden. So konnte die Kritik an androzentrischen Theorien, die den Menschen generell mit dem Mann und das Besondere/Randständige mit der Frau gleichsetzte, an die sozialwissenschaftlichen Kollegen und Kolleginnen vermittelt werden. Gleichzeitig konnte die eigene Positionierung zwischen dem potentiellen Privileg als Wissenschaftlerin und der Marginalisierung als Frau selbstkritisch reflektiert werden.

An zwei Erfahrungen lässt sich das verdeutlichen: In meinem Lebensweg wiederholten sich Gremiensitzungen mit Kollegen, in denen der Vorsitzende begann: „Liebe Frau Lenz, liebe Kollegen“. Das machte mir meinen Minoritätenstatus „auf dem Weg zur Kollegin“ klar. Als ich im sechsten Monat schwanger war, sprachen wir als Dozentinnengruppe mit dem Rektor über Gleichstellung. Er meinte durchaus freundlich: „Das Problem ist, Frauen werden schwanger und dann fallen sie aus der Wissenschaft heraus.“ Damals schwor ich mir, dabeizubleiben und zu zeigen, dass dieser Weg für andere Frauen gut zu schaffen ist. Das ist mir (und meinem Partner) meiner Ansicht nach gelungen. Das Leben mit einem Kind hat mir ungeahnte Energie und Freude gebracht und der flexible (wenn auch unendliche) Arbeitstag der Wissenschaftlerin lässt sich relativ gut damit vereinbaren. Die Selbstreflektion, bei der ich mich auf die Frauenforschung stützen konnte, ermöglichte mir, mich dem Druck zur Marginalisierung in der Frauenecke ein wenig zu entziehen und nach vorne zu blicken und zu gehen.

Die Vernetzung in der Sektion Frauenforschung der DGS, im Netzwerk Frauenforschung NRW, im Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen NRW und in anderen Zusammenhängen hat stets erneuerbare Energien und Lust zu Kooperation in Forschung und Lehre einerseits, für wissenschaftspolitisches Engagement für Gleichstellung andererseits gebracht. Ganz herzlich möchte ich vielen Kolleginnen und Kollegen dafür danken.⁸ Während vor zwanzig Jahren Frauenforschung und Gleichstellung munter durcheinander geworfen wurden, wird beides heute differenziert: Für begabte junge Frauen zeichnet sich eine Normalisierung des Wegs in die Wissenschaft ab, wenn sie offene und unterstützende HochschullehrerInnen finden und bereit sind, ihre Lebensplanung auf die hohen Anforderungen einzustellen. Die Frauenforschung ist ihrer inneren Anlage zur Geschlechterforschung gefolgt: Während in den USA die Genderrevolution in der Soziologie still eingetreten ist und die Genderperspektive ein Kennzeichen für anspruchsvolle „gute“ Forschung ist⁹, steht heute in Deutschland die Auseinandersetzung über ihre Erträge mit den Fachkollegen und deren Integration in die Soziologie vorne auf der Tagesordnung.

5. Wohin ging es und wie geht es weiter?

Mein Forschungsprogramm hat sich von meinem Berufsanfang (s. o.) bis heute erweitert und verschoben, parallel zur Entwicklung der Sozialwissenschaften und zur Globalisierung. Ich habe mich für eine Internationalisierung der Geschlechterforschung und der Sozialwissenschaften eingesetzt: Die Marie Jahoda Gastprofessur für Internationale Frauenforschung, die im Rahmen des Netzwerks Frauenforschung vom Ministerium für Wissenschaft und Forschung NRW gefördert und von mir koordiniert wird, gibt seit 1994 der Geschlechterforschung internationale

Impulse. Dass ich Marie Jahoda persönlich begegnen konnte und dass ihre Autobiographie in diesem Rahmen erschien¹⁰, freute mich sehr. In diesem Kontext erschienen auch „Bestseller“ wie „Der gemachte Mann“ von Robert Connell (herausgegeben von Ursula Müller) oder GenderParadoxien von Judith Lorber (herausgegeben von Ulrike Teubner und Angelika Wetterer).

In der Internationalisierung der Geschlechterforschung setze ich mich für ein nicht-deterministisches empirisches Verständnis von Globalisierung ein, das nicht nur die Machtverschiebungen zugunsten globaler Unternehmen, sondern auch die Gestaltungsmöglichkeiten u. a. durch globale Genderpolitik und Frauennetzwerke wahrnimmt.¹¹ Weiter vertrete ich eine Forschungsperspektive, die einerseits die *Vielzahl der Entwicklungswege* in der multiplen Moderne (und nicht allein das „westlich“-liberale Modell der USA)¹² und andererseits die Ungleichzeitigkeiten und Spannungen, aber auch die Konvergenzen zwischen ihnen wahrnimmt. Dies verbindet sich mit dem Interesse, sozialstrukturelle *und* konstruktivistische Ansätze zu verbinden und fruchtbar zu machen. Denn eine konstruktivistische Sicht, die nur auf *Gendering* und die Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit fokussiert, läuft Gefahr, die strukturellen Ursachen und die Reproduktionsformen des Patriarchats auf globaler Ebene, die in der „Dritten Welt“ weiter vorherrschend sind, aus dem Blick zu verlieren. Umgekehrt können Strukturansätze nicht die geschlechtlichen kulturellen Leitbilder und Repräsentationen und deren Wirkmächtigkeit hinreichend begreifen, die Geschlecht als natürlich, selbstverständlich und wesentliche Grundeigenschaft aller Menschen erscheinen lassen. Grundlegende Alternativen sind ohne die dekonstruktiven Ansätze nicht denkbar – aber auch nicht allein mit ihnen, denn Geschlecht wirkt in Verbindung mit anderen Strukturkategorien wie Klasse oder Ethnizität.

Die Intersektionalität zwischen Geschlecht, Klasse und Kultur/Ethnizität war und ist eine zentrale Forschungsfrage für mich. In früheren Arbeiten habe ich einen strukturtheoretischen Zugang im Ansatz einer „dreifachen Vergesellschaftung“ im Spannungsverhältnis von Familie/Kapital und Nationalstaat entworfen; gegenwärtig geht es mir um demokratie- und gleichheitstheoretische Ansätze von Inklusion und Citizenship.¹³

Die Modernisierung komplexer sozialer Ungleichheiten verfolge ich in zwei Feldern: der Entwicklung der Arbeit und den sozialen Bewegungen. Die Neustrukturierung von Lohnarbeit/Versorgungsarbeit in der Globalisierung bringt sowohl erneute geschlechtliche Spaltungen und Segmentierungen als auch Öffnungen mit sich. Die Dienstleistungs- und Wissensberufe sind ein Experimentierfeld dieser neuen Formen. International vergleichende Forschungen bringen Aufschluss über das Verhältnis von Arbeitsorganisation, Geschlechterregime und Typen des Kapitalismus und Wohlfahrtsstaats.¹⁴

Die vergleichende empirische Forschung zu den neuen Frauenbewegungen in Deutschland und Japan fokussiert auf die Machtbildung von Frauen und ihr Verän-

derungspotenzial.¹⁵ Die empirische Untersuchung der Selbstveränderung von Frauen, ihres gesellschaftlichen Engagements und des evolutionären Wandels in Beziehungen, Betrieben, Kultur und Politik ist selbst eine komplexe „unendliche Geschichte“. Die Grundfragen der Genderforschung stellen sich paradigmatisch unter dem Aspekt der *agency* und (relativen) Macht von *Frauen*: Die Ursachen der ungleichen Geschlechterordnung und ihre Reorganisationen in der Moderne, die Interessen und Beteiligung von „Frauen“ und „Männern“ nach Klasse, Ethnizität, Kultur und Geschlecht, die Bedeutung des Staats und der Globalisierung, die Bedeutung von Netzwerken und anderen Organisationen auf der Mesoebene, die Vermittlung von individuellem und kollektivem Handeln und das selbstreflexive oder konservative Potenzial von Frauenbewegungen.

Wenn ich nach einer Einschätzung der eigenen Position in Bezug auf die Soziologie und die Frauen- bzw. Geschlechterforschung gefragt werde, nehme ich an, dass ich mit anderen Kolleginnen, besonders Michiko Mae, als Türöffnerin zum internationalen Horizont und Vergleich gewirkt habe: Wir haben die Genderforschung zu Japan, die Intersektionalität und die Globalisierung mit in die deutschen Debatten gebracht. In eigenen Forschungen zu Arbeit, Globalisierung, Entwicklung und Frauenbewegungen habe ich versucht, dies zu konkretisieren. Wenn es mir gelungen sein sollte, jüngeren WissenschaftlerInnen etwas von der Forschungsleidenschaft, „Entdeckungslust“ und dem selbstreflexiven Dialog mit den „Anderen“ weiterzugeben, die mich von Anfang an in der Sozialwissenschaft umtreiben, würde mich das sehr freuen.

Anmerkungen

1. Für Diskussionen danke ich besonders, Barbara Fersch, Reinhart Kößler, Michael Lenz und Charlotte Ullrich.
2. Hasenjürgen, Brigitte (1996): Soziale Macht im Wissenschaftsspiel: SozialwissenschaftlerInnen und Frauenforscherinnen an der Hochschule. Münster
3. Ich halte entsprechende Anklagen des Othering, des Exotismus usw. gegenüber der neuen Geschlechterforschung in Europa für nicht hinreichend informiert, da diese gerade versucht hat, solche Mechanismen im öffentlichen Bewusstsein aufzudecken und zu kritisieren.
4. Beard, Mary (1946): *Woman as a Force in History*. (Die Frau als Macht in der Geschichte: Überlieferung und Wirklichkeit. 1951) Schwäbisch Gmünd
5. Lenz, Ilse (2005): Internationalisierung, nationale Entwicklung und reflexive Modernisierung: Deutschland und Japan im Vergleich. In: Kössler, Reinhart/Kumitz, Daniel/Schultz, Ulrike (Hg.) (2005): *Gesellschaftstheorie und Provokationen der Moderne*. Münster: 60-72
6. Lenz, Ilse/Luig, Ute (1990): *Frauenmacht ohne Herrschaft. Geschlechterverhältnisse in nichtpatriarchalischen Gesellschaften*. 2. Aufl. 1995. Frankfurt a. M.
7. Lenz, Ilse (Hg.) (2006 i. E.): *Die Neuen Frauenbewegungen in Deutschland*. Wiesbaden
8. Ganz besonders danke ich Ruth Becker, Cilja Harders, Brigitte Hasenjürgen, Reinhart Kößler, Beate Kortendiek, Ute Luig, Michiko Mae, Sigrid Metz-Göckel, Ursula Müller, Mechthild Oechsle, Karen Shire, Tilla Siegel, Charlotte Ullrich, Paula Villa, Hanns Wienold, und Susanne Zwingel

- sowie den KollegInnen an der Fakultät und den Rätinnen der Sektion Geschlechterforschung für die gemeinsame vierjährige Vorstandszeit.
9. Ferree, Myra Marx/Khan, Shamus/Morimoto, Shauna (2005): Assessing the feminist revolution: The presence and absence of gender in theory and practice. In: Calhoun, Craig (Hg.) (2005): American Sociology: A Centenary. American Sociological Association.
 10. Jahoda, Marie (1997): "Ich habe die Welt nicht verändert": Lebenserinnerungen einer Pionierin der Sozialforschung. In: Engler, Steffani/Hasenjürgen, Brigitte (Hg.) (1997). Frankfurt a. M./New York
 11. Lenz, Ilse/Schwenken, Helen (Hg.) (2001): Themenschwerpunkt: Lokal, national, global? Frauenbewegungen, Geschlechterpolitik und Globalisierung. In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien 19. 1+2. 3-7; dies. (2002): Geschlechtsspezifische Auswirkungen der Globalisierung in den Bereichen Global Governance, Arbeitsmärkte und Ressourcen. Gutachten für die Enquête-Kommission „Globalisierung der Weltwirtschaft – Herausforderungen und Antworten“. Berlin 2002; dies. (2005): Globalization, varieties of gender regimes, and regulations for gender equality at work. In: Gottfried, Heidi et al. (Hg.) (2005): Gendering the Knowledge Economy: Comparative Perspectives. London
 12. Lenz, Ilse (2005): Internationalisierung, nationale Entwicklung und reflexive Modernisierung: Deutschland und Japan im Vergleich. In: Kössler, Reinhart/Kumitz, Daniel/Schultz, Ulrike (Hg.) (2005): Gesellschaftstheorie und Provokationen der Moderne. Münster: 60-72
 13. Lenz, Ilse (1997): Klassen-Ethnien-Geschlechter? Zur sozialen Ungleichheit in Zeiten der Globalisierung. In: Frerichs, Petra; Steinrücke, Margareta (Hg.) (1997): Klasse, Geschlecht, Kultur. Köln: 63-80; Lenz, Ilse (2006 i. E.): Ansätze zur Gleichheit im Geschlechterverhältnis: Reziprozität und Solidarität. In: Löw, Angelika u. a. (Hg.) (2006 i. E.): Geschlechtersoziologie. Münster; Lenz, Ilse (Hg.) (2006 i. E.): Die Neuen Frauenbewegungen in Deutschland. Wiesbaden
 14. Lenz, Ilse (2005): Globalization, varieties of gender regimes, and regulations for gender equality at work. In: Gottfried, Heidi et al. (Hg.) (2005): Gendering the Knowledge Economy: Comparative Perspectives. London
 15. Lenz, Ilse/Mae, Michiko/Klose, Karin (2000): Frauenbewegungen weltweit. Aufbrüche, Kontinuitäten, Veränderungen. Opladen; Lenz, Ilse (2000): What does the women's movement do, when it moves? Subjektivität, Organisation und Kommunikation in der neuen japanischen Frauenbewegung. In: Lenz, Ilse/Mae, Michiko/Klose, Karin (2000): 95-133; Lenz, Ilse (2001): Bewegungen und Veränderungen. Frauenforschung und Neue Frauenbewegungen in Deutschland. In: Horning, Ursula u. a. (Hg.) (2001): Zwischen Emanzipationsvisionen und Gesellschaftskritik: (Re) Konstruktionen der Geschlechterordnungen in Frauenforschung – Frauenbewegung – Frauenpolitik. Münster: 188-220; Lenz, Ilse (2003): Aufbruch ins Reich der Sinne nach dem Überdruss im Käfig der Anforderungen? Der Wandel der Thematisierungen von Sexualität und Körpern in der Entwicklung der Neuen Frauenbewegung in Deutschland. In: Lenz, Ilse/Mense, Lisa/Ullrich, Charlotte (Hg.) (2003): Reflexive Körper? Zur Modernisierung von Sexualität und Reproduktion. Opladen: 17-51; Lenz, Ilse (Hg.) (2006 i. E.): Die Neuen Frauenbewegungen in Deutschland. Wiesbaden

Biographische Notiz

Hildegard Maria Nickel

1. Karriereweg in der DDR

Geboren bin ich 1948 in Berlin. Meine Mutter war Arbeiterin und hatte fünf Kinder mit ihrem Ehemann, von dem sie sich getrennt hat, um dann mit einem Italiener zusammenzuleben. Ich bin das erste Kind aus dieser neuen Beziehung, danach kamen noch zwei. Mein Vater ist 1963 gestorben. Ich weiß nicht viel über ihn. Aber ich habe durch ihn spezifische Erfahrungen in der DDR gemacht: Erstens war ich damals als Kind eines „Ausländers“ markiert. Zweitens war mein Vater ein „Kommunistenhasser“, der aus nicht leicht nachzuvollziehenden Gründen dennoch in der DDR geblieben ist. Das führte dazu, dass in der Familie ständig diskutiert worden ist, ob wir „bleiben“ oder „über gehen“. Meine Mutter ist im Westen Berlins in einem sozialdemokratischen Arbeiterhaushalt geboren und ist bedingt durch den Zweiten Weltkrieg im Osten Berlins gelandet. Mein Vater war Alkoholiker, meine Mutter musste sehen, wie sie die Kinder und ihn durchbrachte. Der größere Teil der Familie meiner Mutter, auch die Kinder aus erster Ehe, lebte im Westteil der Stadt. Als meine Mutter Rentnerin war, 1978, zog sie wieder nach Westberlin. Damit ging die Grenze auf sehr schmerzhafte und unmittelbare Weise durch die Familie. Sie war besonders präsent, auch als Metapher eines spezifischen Mutter-Tochter-Konflikts.

Ich bin in Berlin im damaligen Arbeiterbezirk Prenzlauer Berg zur Schule gegangen. Es war die Zeit, als Arbeiterkinder und insbesondere Mädchen in der DDR staatlicherseits gefördert wurden, sonst wäre ich wahrscheinlich nie zum Studium gekommen. Es war nicht von vornherein meine Lebensvorstellung zu studieren. Das war vor meinem familiären Hintergrund auch eher unüblich und ich bin bis heute die Ausnahme geblieben. Die Lehrerin hat meine Mutter in vielen Gesprächen bearbeitet und schließlich überzeugt, dass ich das Abitur machen und studieren müsse. Ich aber wollte eigentlich schnell aus dem Elternhaus, selbstständig sein und nicht eine lange Bildungslaufbahn vor mir haben. Im Nachhinein bin ich sehr froh, dass ich zufällig in der DDR aufgewachsen bin und das so gelaufen ist.

Ich habe von 1968-1972 Kulturwissenschaften an der Humboldt-Universität studiert. Auch das war eher zufällig und kaum das Resultat eines bewussten zielgerichteten Entscheidungsprozesses. Auch hier stellte sich für mich im Nachhinein heraus, dass das für mich das Richtige war. Es handelte sich damals um einen Studiengang, der im Aufbau war. Vieles war offen und alles schien möglich. Hier hatte ich das Gefühl, dass ich als künftige Wissenschaftlerin gefragt bin und die Gestaltung des Sozialismus in der DDR ein Projekt ist, das unabgeschlossen ist und an dem zu beteiligen sich lohnt. Das Studieren war eine Möglichkeit, mich mit der

komplizierten Realität auseinanderzusetzen, die ich auf meinem familiären Hintergrund als sehr widersprüchlich wahrgenommen habe. Das Studium hat mir eine Identifizierung ermöglicht, die ich bis dahin nicht kannte. Ich war – und das symbolisiert das sehr gut – im Unterschied zu den meisten nicht in der FDJ, bin aber während des Studiums in die SED eingetreten. Das kulturwissenschaftliche Studium war sehr breit angelegt. Wir haben Philosophie, Kunstgeschichte, Ästhetik, Literatur, aber auch eine eher sozialwissenschaftlich basierte Kulturtheorie studiert. Ich hatte dadurch eine relativ umfängliche, an meinen Interessen orientierte Bildung erworben, mir war aber nicht klar, was ich Konkretes damit anfangen konnte. Deshalb war ich sehr froh, dass ich 1972 ein Forschungsstudium in der Soziologie aufnehmen konnte. Auch das hatte ich nicht zielgerichtet gesucht, sondern es ist mir angeboten worden. In der DDR hatte man mit dem Forschungsstudium die Möglichkeit, nach dem Diplom zügig die Promotion zu machen. Durch diese Förderung konnten Studenten mit guten Studienergebnissen schnell in wissenschaftliche Karrieren einsteigen. Soziologie, dachte ich damals, ist etwas Konkretes, sie hilft, hinter ideologische Fassaden zu schauen und kann einen praktischen, gesellschaftsverändernden Nutzen haben.

Meine Themen, mit denen ich mich in der Diplomarbeit und später im Rahmen der Dissertation beschäftigte, waren immer sehr auf mich und mein unmittelbares Umfeld bezogen. Der wissenschaftliche Ausgangspunkt war zunächst Familiensoziologie. Ich habe mich mit Familie unter sozialistischen Bedingungen beschäftigt. Die sozialen Differenzierungen ebenso wie die Selbstrekrutierung von Schichten und Eliten hatten mich interessiert. Ich war ja die einzige aus meiner Familie, die einen bildungsmäßigen Aufstieg gemacht hatte. Auf meiner biographischen Matrix habe ich erfahren, dass die Verhältnisse im Sozialismus konfliktreicher und sozial ungleicher sind, als in der DDR-Alltagspropaganda und in vielen marxistisch-leninistischen Texten suggeriert. Das war der subjektive Erfahrungshintergrund für meine Promotion (1976) am Institut für marxistisch-leninistische Soziologie an der Humboldt-Universität. Danach war ich zehn Jahre lang in der Bildungssoziologie beschäftigt. Ich habe mich vor allem mit Themen wie Herkunftsfamilie, Schulerfolg und zunehmend mit Fragen der Geschlechtersozialisierung beschäftigt. Fragen, die mich damals bewegten, waren: Wie wirkt die Koedukation im Rahmen der Allgemeinbildenden sozialistischen Oberschule eigentlich auf Mädchen? Warum sind „gleiche“ Verhältnisse für das weibliche Geschlecht immer noch ungleich? Ist Gleichberechtigung mit gleichen Bedingungen im Sozialismus identisch und haben Jungen und Mädchen gleiche Bedingungen?²¹ Mitte der 1980er Jahre habe ich meine Dissertation B (Habilitation) zur Geschlechtersozialisierung in Schule, Familie und in der sozialen Umwelt geschrieben.

Die Bildungssoziologie war in der Akademie der pädagogischen Wissenschaften angesiedelt, die dem Ministerium für Volksbildung mit Ministerin Margot Honecker als oberster Chefin unterstand. Das war eine problematische politisch-

institutionelle Konstellation. Zwar war es so, dass wir in der Bildungssoziologie wirkliche empirisch soziologische Forschung machen konnten.² Wir sind auch an neuralgische Punkte der DDR-Wirklichkeit gekommen und hatten zum Beispiel schon Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre deutlich festgestellt, dass eine neue Generation herangewachsen war, diejenige, die im Sommer 1989 dann tatsächlich auch mit den Füßen abgestimmt hatte und massenhaft in den Westen floh. Das war eine Generation, die mit der Form von Sozialismus, wie er sich in der DDR präsentierte, nichts mehr am Hut hatte. Die bildungssoziologischen Forschungsberichte sind damals allerdings leider nur für den Panzerschrank gemacht worden. Das erlebte ich als irrational, einsteils glaubte ich an die Überzeugungskraft soziologischer, empirisch generierter Befunde, liebte diese Art von wirklichkeitsnaher Forschung und hoffte, dass sie der Gestaltung eines Sozialismus dienen könnte, der offen für Veränderung ist, andernteils produzierte ich – wie viele andere auch – für die Schublade. Das war auf Dauer ziemlich unbefriedigend. Darum wollte ich nach einiger Zeit wieder weg von der Akademie der pädagogischen Wissenschaften. Aber damit war es so ähnlich bestellt wie mit der Volksbildung generell. Lehrer konnten auch nicht einfach ihren Beruf wechseln. Volksbildung war wie Dienstverpflichtung in der Volksarmee. Ich hatte den Dienst zwar freiwillig aufgenommen, konnte ihn aber nicht gleichermaßen freiwillig quittieren, jedenfalls hätte ich Schwierigkeiten befürchten müssen.

Mein wissenschaftliches Thema half mir schließlich, den goldenen Käfig der Volksbildung zu verlassen. In der DDR hieß es ja, die Gleichberechtigung sei verwirklicht. Dass es Probleme der sozialen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern gab, die mit der Geschlechtersozialisation in der sozialistischen Schule zusammenhängen könnten, war jenseits jeder offiziellen Vorstellung. Was ich machte, war „bürgerliche“ Soziologie und hatte mit dem sozialistischen Erziehungskanon nichts zu tun. Ich konnte meine Habilitation nicht an der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften, aber an der Humboldt-Universität einreichen und zwar in der Kulturwissenschaft, wo ich als Studentin gestartet war.

Von 1977 bis 1987 war ich an der Akademie der pädagogischen Wissenschaften in der Bildungssoziologie und Anfang 1987 bin ich ins Institut für marxistisch-leninistische Soziologie an der Humboldt-Universität gewechselt. Im Nachhinein hatte ich auch dieses Mal zufällig zum richtigen Zeitpunkt Glück. Denn wäre ich 1989 noch in der Akademie gewesen, hätte ich wahrscheinlich zu den vielen „abgewickelten“ ostdeutschen Wissenschaftlerinnen gehört, die kaum eine Chance hatten, neu Fuß zu fassen. Ich will damit unterstreichen, wie willkürlich das war und dass viele ostdeutsche Soziologinnen und Soziologen gar nicht selbst bestimmten konnten, an welchem Platz sie zum Zeitpunkt der „Wende“ waren.

Ich bin meines „Chefs“ wegen in die Bildungssoziologie gegangen. Ich fand, Artur Meier³ war zur damaligen Zeit der einzige, wirklich ernstzunehmende Soziologe der DDR. Er war Zweitbetreuer meiner Dissertation und ich bin unmittelbar

nach meiner Promotion zu ihm gegangen. Er war mein wissenschaftlicher Förderer und Lehrer. Unter seiner Leitung haben wir sehr fundierte empirische Untersuchungen gemacht und ich habe mein soziologisches Handwerkzeug bei ihm gelernt. Damals gab es oft ideologische Auseinandersetzungen mit den Kollegen und Vorgesetzten. Artur Meier hat sich schützend vor mich gestellt, so dass diese Auseinandersetzungen nicht zuletzt seinetwegen keine ernsthaften Konsequenzen für mich hatten.

Ich hatte mich verstärkt der feministischen Frauenforschung zugewandt. Ich hatte 1971 ein Kind geboren und war verheiratet. Ich habe das „Vereinbarkeitsproblem“ trotz der vergleichsweise günstigen sozialpolitischen Bedingungen in der DDR als sehr konflikthaftes persönliches Problem erlebt. Ich bekam es nicht in den Griff, ein harmonisches Familienleben zu gestalten. Auf die Idee, zugunsten von Familienharmonie auf meine wissenschaftlichen Ambitionen zu verzichten, kam ich allerdings nie. Ein Stück weit lief die Hinwendung zur Frauenforschung über die Erfahrung, dass ich persönlich an bestimmte Grenzen meiner Emanzipation stieß. Schon im Rahmen der Promotion hatte ich in der Analyse von Familienbeziehungen gesehen, in welchem Maße hier Geschlechterbeziehungen strukturiert werden und wie groß auch bei deutlich günstigeren Bedingungen im Sozialismus die Nachteile für die Frauen waren. Ich hätte mir kein zweites Kind anschaffen können. Ich hätte das nicht gepackt, vor allem wegen der Männer, auf die ich traf. Sie konnten in der Regel meinen beruflichen Anspruch trotz ihrer an der Gleichberechtigung orientierten DDR-Sozialisation schlecht verkraften. Es waren einerseits meine persönlichen Erfahrungen, die mich zur feministischen Frauenforschung gebracht haben, andererseits die Defizite der offiziellen Frauenforschung in der DDR. An der Akademie der Wissenschaften der DDR gab es zwar eine Abteilung, die sich mit Frauen- und Familienforschung befasste und es existierte auch ein wissenschaftlicher Beirat „Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft“, in den ich Ende der 1980er Jahre berufen wurde, aber die Forschung konzentrierte sich auf die funktionalistische Perspektive, wie ist Berufstätigkeit mit Mutterschaft zu vereinbaren. Das war das beinahe ausschließliche Interesse der offiziellen Frauenforschung. Diese einseitige Sicht drückte m. E. das weg, was hätte deutlich gemacht werden müssen. Vereinbarkeit wird Frauen zugeschrieben, geschlechtliche Arbeitsaufteilung wird befestigt, statt die Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Elternschaft wie auch die Rolle der Väter zu thematisieren. Die offizielle Frauenforschung legitimierte die „Muttipolitik“ in der DDR und den Patriarchalismus der Geschlechterpolitik.⁴ Die DDR war in bestimmter Hinsicht – trotz der sozialpolitischen Errungenschaften – eine traditionalistische patriarchale bürgerliche Industriegesellschaft, die Rollenbilder befestigte und die Segregation von beruflichen Qualifikationen wie die Polarisierung in der Erwerbsarbeit begünstigte.⁵

Die „Wende“ 1989 war daher zunächst auch mit geschlechterpolitischen Hoffnungen verbunden. Gemeinsam mit anderen Kolleginnen engagierte ich mich im Herbst 1989 öffentlich, um das politische „Tauwetter“ zu nutzen.⁶

Auf meinem Weg zur kritischen, feministischen Frauenforschung war Irene Dölling eine zentrale Persönlichkeit für mich. Ich hatte bei Irene Dölling Kulturwissenschaften studiert. Als ich mit dem Studium anfing, war sie junge Assistentin und meine Seminarbetreuerin. Ende der 1970er Jahre, als ich an der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften war, also nach meiner Promotion, hatten wir aufgrund der Initiative von Irene Dölling einen interdisziplinären Arbeitszusammenhang gebildet, der sich jenseits der offiziellen Frauenforschung mit dem Geschlechterverhältnis im Sozialismus befasste. Hauptsächlich waren es Kulturwissenschaftlerinnen und Soziologinnen, die sich in diesem Arbeitskreis trafen. Wir haben mit der westlichen feministischen Literatur gearbeitet, die wir kriegen konnten. Ich weiß noch, dass bei den ersten Vorträgen und Debatten nach der Wende im Westen viele Westkolleginnen ganz überrascht waren, dass einige ostdeutsche Kolleginnen durchaus „fit“ und theoretisch auf der Höhe der Zeit waren. Das ließ sich zum Teil dadurch erklären, dass wir ungefähr zehn Jahre lang diesen informellen Arbeitskreis hatten. Wir haben sehr unterschiedliche Themen diskutiert. Manchmal habe ich hier aus der Bildungsssoziologie vorgetragen. In der Bildungsssoziologie durfte die Geschlechterfrage – wie bereits geschildert – nie vordergründig sein, schon gar nicht aus einer feministischen Perspektive diskutiert werden. Ich konnte sie nicht als eigentlichen Gegenstand meiner Forschung aufbauen, sondern musste mich in einem Forschungszusammenhang bewegen, der die „Lebensweise von Jugendlichen“ zum Gegenstand hatte. Ich habe mich „listig“ bemüht, den Geschlechteraspekt in die offizielle Forschung einzubringen. Im Rahmen des Arbeitskreises haben wir versucht, uns gegenseitig in diesem Bemühen zu ermutigen und zu stützen. In meinen normalen Arbeitszusammenhängen konnte ich über Feminismus als kritische Perspektive nicht debattieren. Feminismus war etwas, was der Westen brauchte, der Osten nicht. Im Sozialismus war die Frauenfrage als soziale Frage vermeintlich gelöst und es gab im Kampf mit dem Imperialismus wichtigeres als den kleinen Unterschied zwischen den Geschlechtern. In unserem „feministischen“ Arbeitskreis haben wir auch eigene Texte diskutiert. In den Weimarer Beiträgen war beispielsweise ein Aufsatz von Irene Dölling erschienen, der für uns eine theoretische Basis war. 1989 haben wir das Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung an der Humboldt-Universität gegründet. Die theoretischen Debatten, die wir 10 Jahre lang nicht öffentlich geführt hatten, waren eine wichtige Basis dafür. Irene Dölling war die erste wissenschaftliche Leiterin dieses Zentrums.

Meine soziologische Karriere und die Berufung im Jahre 1992 auf die C3-Professur „Jugend, Familie, Geschlechterverhältnisse“ an der Humboldt-Universität, später umbenannt in „Soziologie der Arbeit und Geschlechterverhältnisse“ war – neben der Tatsache, dass ich relativ konsequent bei meinem Thema geblieben

bin und ein sozial motiviertes soziologisches Interesse verfolgte – von einer Reihe glücklicher Umstände abhängig. Vor allem war ich zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort. Als Dekanin des sozialwissenschaftlichen Fachbereichs und späteres Mitglied der Struktur- und Berufungskommission bin zwar auch ich – wie die meisten ostdeutschen Akademikerinnen – „abgewickelt“ worden, musste mich evaluieren lassen und auf eine neu definierte Position neu bewerben. Aber ich tat das von einer aussichtsreicherem Position aus als das anderen möglich war.

2. Die „Wende“ von 1989

Die „Wende“ von 1989 war eine Chance für die Modernisierung der Hochschulen in der gesamten Bundesrepublik, und Ost-Frauen waren – ob Feministinnen oder nicht – tatsächliche oder potentielle Akteure von Reformen in Forschung und Lehre. Aber bevor die Chance noch Gestalt annehmen konnte, mussten Akademikerinnen in den neuen Bundesländern schon um ihren Arbeitsplatz bangen.⁷ In der Regel kamen Ost-Frauen bei den Umbauprozessen nicht zum Zuge, weder bei den Stellenbesetzungen noch bei der Planung von Wissenschaftsstrukturen. Aber auch West-Wissenschaftlerinnen fehlten – aus welchen Gründen auch immer – in den zentralen Positionen. Die Chancen für eine wirkliche Erneuerung der Hochschulen zugunsten von Frauen bzw. Frauen- und Geschlechterforschung sind – wohl kaum allein aus fiskalischen Gründen – vertan worden. Was anschließend passierte, kann allenfalls als eine kosmetische Reparatur bezeichnet werden. Am Beispiel der Soziologie will ich nun zeigen, was die Neustrukturierung gebracht hat und mit welchen Effekten hinsichtlich der Institutionalisierung und Professionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung das einhergeht.

Unter den 38 bis Ende 1993 in den neuen Bundesländern berufenen Professoren für Soziologie – zu diesem Zeitpunkt war der Umstrukturierungsprozess personal weitgehend abgeschlossen – waren nur vier Frauen, und lediglich in einem der acht Institute, die einen Hauptfach-Studiengang für Soziologie bzw. Sozialwissenschaften anbieten, ist eine Frau berufen worden. „Männliche Verschwörung“, „boys‘ networks“ greifen als Erklärung für diesen dramatischen Strukturprozess zu kurz. Nach Reinhard Kreckel handelte es sich vielmehr „um die unglückliche Kehrseite des wohl wichtigsten Durchbruchs für die gesamte deutsche Soziologie, der im Zuge des Neuaufbaus der ostdeutschen Universitäten erreicht worden ist: die ursprüngliche Empfehlung des Wissenschaftsrates bezüglich der vier unverzichtbaren Säulen der Soziologie (Theorie, Methodik, Makro- und Mikrosoziologie) ist allgemein akzeptiert und in den ostdeutschen Universitäten auch weitgehend realisiert worden.“⁸

Sind Frauen und Frauen- bzw. Geschlechterforschung also Opfer des Anerkennungsdefizits der Soziologie oder sind sie der Preis für die Profilierung und

Professionalisierung einer Wissenschaftsdisziplin? Nach Kreckel ist die „erfolgversprechende Strategie“ für die Etablierung der soziologischen Frauen- und Geschlechterforschung, „einfach bei den Kernthemen ‚mitzumischen‘“. Warum sollte es denn so ausgeschlossen sein, den soziologischen Kernbereich von Theorie, Methoden, Makro- und Mikrosoziologie zunehmend für die Geschlechterproblematik zu sensibilisieren und damit zu bereichern?“ (Kreckel 1994: 9f.)

Kreckel setzte in diesem Zusammenhang auf den vergleichsweise hohen Frauenanteil bei den Mittelbaustellen in Ostdeutschland.

Von diesen Nachwuchswissenschaftlerinnen (Anfang der 1990er Jahre immerhin 42% in den neuen Bundesländern gegenüber nur 20-25% in den alten Bundesländern) solle die „Sensibilisierung“ und „Bereicherung“ der Kerngebiete des Faches geleistet werden. Denn die „Qualifikationsarbeiten“ dieser wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen sind „direkt einer Professur zugeordnet“, so dass es nach Kreckel „nicht unwahrscheinlich (ist), dass auch die Qualifikationsarbeiten ihrer Mitarbeiterinnen zu einem guten Teil in diesen Zentralbereichen der Soziologie abgeschlossen werden, und nicht in peripheren Gebieten, z.B. in der Geschlechterforschung.“ (Kreckel 1994: 10)

Kreckel ordnet die Geschlechter- und Frauenforschung nicht nur der Peripherie des Faches zu, sondern nimmt sie zugleich auch unter männliche professorale Führung! Ist das ein genereller Trend der „Professionalisierung“ der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung in der Bundesrepublik? Wurde in den neuen Bundesländern nur geprobt, was mittlerweile überall auf der hochschulpolitischen Tagesordnung steht? Oder ist hier einfach einer über's Ziel der Analyse hinausgeschossen, der es im Grunde besser weiß?

Agnes Dietzen hat in ihrem Buch „Das soziale Geschlecht“ (1993)⁹ auf hervorragende Weise die Folgen der Institutionalisierung und Professionalisierung der genuszentrierten Forschung in der Bundesrepublik und die problematische Beziehung von Soziologie und (soziologischer) Frauen- und Geschlechterforschung beschrieben. Ich will versuchen, eigene Erfahrungen dieser problematischen Beziehung zu thematisieren. Das Fach Soziologie an der Humboldt-Universität unterscheidet sich positiv von dem oben beschriebenen Normalfall der Konstituierung der Soziologie in den neuen Bundesländern. Hier gab es zunächst acht, mittlerweile als Folge der Berliner Sparpolitik im Hochschulbereich noch sechs, statt normalerweise vier Soziologieprofessuren. Darunter ist eine der Geschlechtersoziologie gewidmet, eine, die eine Frau innehalt. Seit kurzem gibt es darüber hinaus eine Juniorprofessur, die ebenfalls weiblich besetzt ist.

Eine weitere Besonderheit für Berlin: Das Institut für Soziologie und das Institut für Politikwissenschaft bilden eine gemeinsame Struktureinheit und haben einen gemeinsamen Studiengang „Sozialwissenschaften“. Zu den ursprünglich acht jetzt sechs Soziologieprofessuren kommen acht jetzt fünf politikwissenschaftliche Professoren dazu; unter ihnen befindet sich eine Frau. Das für die Soziologie beschrie-

bene Anerkennungsdefizit, das mittels „orthodoxer Kerne“ der Disziplin zu kompensieren versucht wird, gilt in noch stärkerem Maße für die Politikwissenschaft und führte hier zunächst zum völligen Ausschluss von Frauen und bis heute zum weitgehenden Ausschluss des Gender-Themas.

Ich muss an dieser Stelle nicht über Irritationen im Zusammenspiel von Kooperation und Konkurrenz reden, die diese ungleiche Konstellation mit sich bringt, oder die Mechanismen des besonderen Aus- und Einschlusses im Rahmen von informellen Beziehungen beschreiben. Vielmehr will ich die „institutionelle Abwehr“ gegenüber einem Thema problematisieren, das als konflikthaft gilt, unbequeme Gefühle weckt und quer liegt zu dem, was Merton mit dem Begriff des „soziologischen Euphemismus“ umschrieben hat (vgl. Dietzen 1993: 155). Die „institutionelle Abwehr“ der Soziologie gegenüber dem Geschlechterthema realisiert sich nicht nur durch Abspaltung und Marginalisierung, sondern auch durch Delegierung und Ressortbildung: Aus der „reinen“ Lehre bleiben – wie bei Kreckel beschrieben – Frauen und Geschlechterthemen weitgehend ausgeschlossen. Zugleich wird in der „reinen Lehre“ aber definiert, was (prüfungs)relevante Leistungen, Theorien und Befunde sind. Das kann nicht folgenlos sein für die Soziologie wie für die („peripherie“) Frauen- und Geschlechterforschung.

Die Soziologie hat das, was Dietzen eine affektive Beziehung zur Neutralität oder zur Objektivität nennt (vgl. ebd.: 152). Sie hat sich in einem Set von („objektiven“) Methoden und (Kern-)Theorien profiliert und professionalisiert. Dieses Set von Methoden und Theorien macht es nicht leicht, sich dem daraus resultierenden disziplinären Druck zu entziehen. Das führt in der soziologischen Frauen- und Geschlechterforschung zu einem Dilemma, das nicht individuell – durch einzelne Hochschullehrerinnen – zu lösen ist. Dieses Dilemma muss mitbedacht werden, auch im Interesse der Studierenden, und darf nicht zu ihren Lasten gehen. Wenn es um Institutionalisierung und Professionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen geht, muss es auch um die Vermittlung von in der Disziplin anerkannten, marktfähigen und zukunftsträchtigen Ausbildungsabschlüssen gehen, um Abschlüsse, die Frauen helfen, sich in der Konkurrenz mit männlichen Bewerbern durchzusetzen.

Individuell versuche ich das Dilemma durch einen Spagat zu überbrücken: Ich akquiriere Forschungsprojekte, die im „malestream“ liegen (sonst bekämen sie keine Förderung) und betreibe in diesem Kontext feministische Geschlechterforschung. Dabei beziehe ich Studierende sehr gezielt mit ein, und zwar mehrheitlich, aber nicht ausschließlich Studentinnen. Ich versuche, ihnen den Weg in die Wissenschaft zu zeigen, indem ich ihnen gerade keine Räume für Frauenträume eröffne, sondern sie auffordere, sich mit den eigenen Leistungen im vorfindlichen Wissenschaftssystem zu behaupten. Das ist nicht unbedingt das, was Studentinnen wünschen, aber möglicherweise das, was ihnen eine akademische Laufbahn eröffnet.

3. Personelle Erneuerung

Das Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin, dessen Leiterin ich rund 10 Jahre lang war, startete zunächst als ein ostdeutsches Projekt – zumindest gilt das bis Ende 1993. Das zeigt sich in der personellen Zusammensetzung des Beirats¹⁰, wie in den Themen¹¹ und Schwerpunkten interdisziplinärer Arbeit.¹² Wenn auch von Anbeginn versucht worden ist, Kooperation von ostdeutschen und westdeutschen Wissenschaftlerinnen zu initiieren – zunächst über gemeinsame Ringvorlesungen¹³, dann über die Idee eines Graduiertenkollegs und schließlich sogar über den ambitionierten Versuch, einen SFB ins Leben zu rufen – die Erfolge waren zunächst bescheiden; sie reduzierten sich auf das wechselseitige Sich-Zur-Kenntnis-Nehmen, auf den Informationsaustausch zwischen den Berliner Universitäten und Fachhochschulen und auf den Abgleich von Erfahrungen aus sehr unterschiedlichen patriarchalen Welten. Seit Mitte der 1990er Jahre hat das ZiF offensiv eine Doppelstrategie gefahren: Auf der einen Seite ging es darum, den (personellen) Umstrukturierungen in den Wissenschaftseinrichtungen Rechnung zu tragen, denn mit diesem Prozess hatten sich für die meisten Wissenschaftlerinnen, die sich ursprünglich in der Arbeit des ZiF engagiert hatten, die Arbeitsgrundlagen und -verhältnisse verändert. Im Oktober 1995 bilanziert das ZiF Bulletin: „Viele Ostwissenschaftlerinnen sind nicht mehr an der HU beschäftigt, haben sich ganz aus der Wissenschaft zurückgezogen, müssen sich auf ihre Qualifikation konzentrieren usw. Nach dem Auslaufen der Überhangs- und befristeten Stellen 1995/96 werden nur noch sehr wenige Ostfrauen, die Frauenforschung betreiben, an der HU beschäftigt sein. Gleichzeitig wurde eine Reihe von (West-)Frauen berufen, die sich in unterschiedlichen Disziplinen mit feministischen Fragestellungen beschäftigen, an der Entwicklung der Frauenforschung an der HU interessiert sind und möglicherweise Frauenforschungsnachwuchs fördern werden“ (Bulletin 11/Oktober 95: 97). Das ZiF öffnete sich den Westfrauen, und wird seither von ihnen als Struktureinrichtung, die manches leichter macht – wie zum Beispiel die Einrichtung eines Gender-Studienganges oder eines Graduiertenkollegs¹⁴ – pragmatisch genutzt. Auf der anderen Seite ist das ZiF, seit neuestem umbenannt in Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterforschung, bisher nahezu die einzige interdisziplinäre universitäre Frauenforschungseinrichtung in den neuen Bundesländern. Demzufolge versteht es sich auch weiterhin als Anlauf- und Dokumentationsstelle für ostdeutsche Frauenforschung, will es Wissenschaftlerinnen, die aus den institutionalisierten Forschungszusammenhängen hinauskatapultiert wurden, einen Kommunikationsraum¹⁵ bieten und „geschlechtssensible“ Transformationsforschung in Ostdeutschland, aber auch in und über Ost- und Mittelosteuropa, befördern.

Diese – der Ost-West-Integration wie zugleich auch der ostdeutschen Tradition verpflichtete – Doppelstrategie läuft im Kern als ein paralleler, entkoppelter

Prozess, der nicht immer zu direkten Ost-West-Berührungen bei allen Themen und Veranstaltungen führt. Das ist keineswegs einfach nur auf wechselseitiges Desinteresse und anhaltende Fremdheit zurückzuführen, sondern auch Indikator für die Akzeptanz des Andersseins und für den Respekt vor differenzierten Interessen. Insgesamt führte die Doppelstrategie zu Normalisierungen des deutsch-deutschen Umgangs, die längst noch nicht überall selbstverständlicher Alltag im Universitätsbetrieb sind: im Studiengang Gender Studies/Geschlechterstudien, im Graduiertenkolleg, in Kolloquia und Ringvorlesungen treffen sich beispielsweise Ost- und Westdeutsche als Lehrende und Studierende, sie kooperieren und diskutieren an einem gemeinsam zu profilierenden Gegenstand.

4. Wissenschaftliche Herausforderungen

Waren es bei der Gründung des ZiF vor allem realpolitische Fragen, die im Mittelpunkt der Diskussionen standen, so sind es mittlerweile vor allem geisteswissenschaftliche Debatten, die – zumindest auf Zeit – magische Anziehungskraft haben und Vortragssäle füllen.

Wenn man sich die Etablierung der Frauen- und Geschlechterforschung ansieht, ist – und das gilt für Ost wie West – festzustellen, dass ihr erkenntnistheoretischer Ausgangspunkt vor rund 20-25 Jahren eine „vorwissenschaftliche“, spontane Definition des Forschungsgegenstandes war: Sie übersetzte eine (benachteiligte) Geschlechtergruppe, die Frauen, relativ umstandslos und „naiv“ in eine wissenschaftliche Fragestellung. Dabei ging es – vereinfacht – den ostdeutschen Frauenforscherinnen vornehmlich um die volle Durchsetzung von sozialer Gleichheit und den westdeutschen um die Akzeptanz von Differenz im Geschlechterverhältnis. Frauen- und Geschlechterforschung zurrte zunächst – als unreflektiertes Nebenprodukt dieses „naiven“ Wissenschaftsverständnisses – die Sozialordnung der Zweigeschlechtlichkeit wie ein „quasi Naturgesetz“ fest.

Zunächst waren Fragen zur sozialen Lage von Frauen selbstverständlicher Anlass von politisch- und sozial- engagierter feministischer „parteilicher“ Forschung. Allmählich erst hat sich ein – allerdings gravierender – Perspektivenwechsel durchgesetzt. Der Schwerpunkt hat sich von der empirischen, an der benachteiligten Situation von Frauen orientierten Forschung auf Fragen des Geschlechterverhältnisses verlagert. Sukzessive haben sich kultur- bzw. geisteswissenschaftliche Forschungsperspektiven (Konstruktion/Dekonstruktion von Geschlecht etc.) gegenüber „drögen“, empirisch-beschreibenden sozialwissenschaftlichen Ansätzen durchgesetzt. Die „andere“ Stimme, beispielsweise die von Ost-Frauen, verschwand im hegemonialen Diskurs bzw. fand ihren bescheidenen Platz an Orten wie dem ZiF und auf Tagungen, wie der Ost-Fem. Hier ging es vor allem um neue strukturelle Asymmetrien im Geschlechterverhältnis, um die „Verliererinnen“ der

deutschen Einheit und um die Tatsache, dass der in der Bundesrepublik vorherrschende Kurs, die (Transformations-) Krise in den Griff zu bekommen, einseitig zu Lasten von Frauen verläuft.¹⁶

Insgesamt lässt sich konstatieren, dass die institutionelle Abwehr der nicht zum traditionellen Wissenschaftskern zählenden feministischen Forschung und Lehre von Seiten der Akademikerinnen zwangsläufig nicht selten mit Selbstisolation und einem oft selbstreferentiellen Diskurs beantwortet worden ist. Es kam auch hier ein Professionalisierungs-Prozess in Gang, der sich in der Diversifizierung von Theorien, einer Pluralisierung von Forschungsfragen und in einem enormen Zuwachs an wissenschaftlichen Neuerscheinungen niederschlägt. Mehr noch: Feministische Theorien und Geschlechterstudien sind als akademische Institutionen einem doppelten Professionalisierungsdruck ausgesetzt: Zum einen müssen sie sich in einem traditionellen universitären Fächerkanon behaupten, der – aus Gründen, die genauer zu diskutieren wären – gerade wieder damit befasst ist, „Kerne“ stark zu machen, die Frauen und Frauen- und Geschlechterforschung auf rigide Weise ausgeschlossen hatten; zum anderen ist auch die feministische Forschung selbst einer internen Professionalisierungsdynamik ausgesetzt, die – international gesehen – geradezu atemberaubend ist. Der immer wieder auflebende und nicht nur von Amerikanerinnen geführte „Streit um Differenz“ und um das Verschwinden des Subjektes „Frau“ in der feministischen Theorie kann als ein Indikator für die mit dieser Professionalisierungsdynamik einhergehende Akademisierung von Frauenfragen gelten. Die Entkopplung von theoretischem Diskurs und politischem Handlungsentwurf ist ein Moment der „Normalisierung“ professioneller, akademischer Wissenschaftsstandards in der Frauen- und Geschlechterforschung.¹⁷

5. Ausblendungen und Leerstellen

Die „Wende“ ist sozialwissenschaftlich noch weitgehend unbearbeitet und die Transformationsforschung hat bis heute eine Leerstelle: Das Geschlechterverhältnis. Die Ausblendung des Geschlechterverhältnisses in der Transformationsforschung schließt die gleichzeitige Stilisierung von Ost-Frauen als generalisierte „Opfer“ westlicher Modernisierung einerseits bzw. andererseits als verallgemeinerete „Verursacherinnen der Arbeitsmarktkrise“ in den neuen Bundesländern (und darüber hinaus) nicht aus.

Parallel und hinterrücks zur „Unsicherheit im Umgang mit der Vergangenheit“ (Geschichtsforum 1999) scheinen sich ganz spezifische Sinnstrukturen in der Transformationsforschung längst etabliert zu haben: Transformationsforschung leistet der Immunisierung gegen Geschlechterfragen und der Verfestigung des Frauenausschlusses Vorschub.

Unter diesem Blickwinkel sind die deutsche Vereinigung und die Transformationsprozesse in Ost- und Mittelosteuropa bis heute soziologische Forschungsfelder, die zwar unmittelbar vor der Haustür liegen, doch längst nicht hinreichend beackert sind.

Anmerkungen

1. Nickel, Hildegard Maria (1988): Geschlechtersozialisation und Arbeitsteilung. In: Weimarer Beiträge, 34. 4: 580-591
2. Meier, Artur (1997): Theorie und Empirie bildungssoziologischer Forschung in der DDR. In: Bertram, H. (Hg.) (1997): Soziologie und Soziologen im Übergang, Opladen: 443-474
3. Meier, Artur: Verspäteter Einlass. In: Fleck, Christian (Hg.) (1996): Wege zur Soziologie nach 1945. Biographische Notizen. Opladen (1996): 353-368
4. Nickel, Hildegard Maria (1990): Frauen in der DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament B 16-17/90, 13. April 1990: 39-45
5. Helwig, Gisela/Nickel, Hildegard Maria (Hg.) (1993): Frauen in Deutschland 1945-1992. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn.
6. Siehe dazu Dölling, Irene (1999): Zehn Jahre Zentrum interdisziplinäre Frauenforschung an der Humboldt-Universität – eine persönliche Rückinnerung an die Anfänge. In: ZiF Bulletin, Berlin. 19; Szepansky, Gerda (1995): Die stille Emanzipation. Frauen in der DDR. Frankfurt am Main
7. Wissenschaftlerinnen 2000 (1995): Berliner Perspektiven für die Gleichstellung von Frauen in der Wissenschaft. Senatsverwaltung für Arbeit und Frauen: 5
8. Kreckel, Reinhard (1994): Soziologie an ostdeutschen Universitäten. In: Der Hällesche Graureicher (1994) 3. Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Forschungsbericht des Instituts für Soziologie: 1-13, hier 9
9. Dietzen, Agnes (1993): Soziales Geschlecht. Dimensionen des Gender-Konzepts. Opladen
10. 1993 wurde die erste westdeutsche Professorin in den Beirat gewählt: Yvonne Schütze
11. Irene Dölling leitete den Arbeitskreis „Alltag von Frauen in den neuen Bundesländern“; OST-Fem war der Titel der jährlich durchgeführten Konferenzen, später Workshops zu Forschungsprojekten und Erfahrungen von ostdeutschen Forscherinnen, die z. T. unter Ausschluss von Westfrauen stattfanden und Themen diskutierten wie beispielsweise methodisch-theoretische Probleme in der Ostbiographieforschung, strukturelle Diskriminierungen in der DDR-Gesellschaft und nach der Wende, Deutungsmuster und Handlungsstrategien in DDR-Frauenbiographien vor und nach 1989 (alles veröffentlicht: In: Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung (Hg.) (1995): Unter Hammer und Zirkel: Frauenbiographien vor dem Hintergrund ostdeutscher Sozialisationserfahrungen. Pfaffenweiler
12. Eine Reihe von „abgewickelten“ Wissenschaftlerinnen der Humboldt-Universität und anderer Ost-Berliner Wissenschaftseinrichtungen fand im ZiF eine institutionelle Anbindung und Vernetzung für ABM-Projekte und Dritt-Mittel-Forschung.
13. Die erste, mit der Technischen Universität organisierte Ringvorlesung im WS 1990/91 stand unter dem Thema: Grenzenlose Frauenforschung. Sie wurde unter dem sehr treffenden Titel „So nah beieinander und doch so fern. Frauenleben in Ost und West“ von Agnes Joster und Insa Schöningh 1992 herausgegeben: Pfaffenweiler: Centaurus.
14. Ohne das ZiF wäre es nicht gelungen, den bundesweit ersten Magisterstudiengang Geschlechterstudien/Genderstudies zum WS 1997/98 tatsächlich zu eröffnen.
15. So existiert beispielsweise ein sozialwissenschaftlicher Arbeitskreis am ZiF, der zum einen wissenschaftliche Projekte bzw. Projektanträge der Teilnehmerinnen diskutiert, zum anderen aktuelle Themen der feministischen Wissenschaftsentwicklung behandelt.

16. Auf der Ost-Fem IV (1995) ging es zum Beispiel um Themen wie: Fremde Schwestern. Unterschiedliche Identitäten ost- und westdeutscher Feministinnen (U. Helwerth/G. Schwarz); Junge Frauen heute – wie sie leben – was sie anders machen (K. Hildebrandt); Erfahrungen von Wissenschaftlerinnen aus den neuen und alten Bundesländern während der Umstrukturierung der Hochschulen (B. Baume/C. Felber); Erfahrungen mit ABM-Frauen im handwerklichen Bereich (K. Bast-Haider) usw., usf.
17. Dieser Prozess hat aber problematische Nebeneffekte: Einerseits droht im Zuge der Akademisierung der Frauen- und Geschlechterforschung der für die Theoriebildung immer auch notwendige Rückbezug zur empirischen Wirklichkeit auf der Strecke zu bleiben; andererseits scheint Weite in den Fragestellungen abhanden zu kommen und der gesellschaftskritische Biss feministischer Theorien verloren zu gehen.

Leben lernen, forschen gehen. Eine autobiographische Beschreibung. *Ursula Müller*

Gemeinsam mit vielen meiner Generation hatte ich das Privileg, in den entscheidenden ersten Erwachsenenjahren eine Koinzidenz von individuellem Werdegang mit großen sozialen Bewegungen zu erleben, eben der Studentenbewegung und der Frauenbewegung. Dass Aufbruch angesagt war, ganz neue Wege gegangen, alles in Frage gestellt werden musste, war mir in meiner Biographie ein absolutes Muss geworden, und ich fand mich zu meiner großen Überraschung damit in einer Bewegung wieder. Auch profitierte ich durch meine Alterskohorte vom Ausbau des deutschen Bildungswesens und dem Versuch, den Zugang zu höherer Bildung zu verbreitern und im Bedarfsfall finanziell zu unterstützen.

Meine Heimatstadt ist Köln, wo ich von meiner Geburt im Frühjahr 1949 an bis zur Vollendung meines 21. Lebensjahres lebte, und zwar auf der rechtsrheinischen Seite, weit entfernt von Innenstadt, Theatern und Universität. Ich bin das einzige Kind einer späten Ehe. Meine Eltern hatten beide andere längerfristige Bindungen hinter sich; mein Vater sogar eine annulierte Ehe, im katholischen Milieu höchst ungewöhnlich und ein lange vor mir gehütetes Geheimnis (nicht das einzige, wie ich nach und nach herausfand). Drei meiner Großeltern kommen aus demselben Dorf im Siegerland, meine Oma mütterlicherseits aus einem Dorf in der Eifel. Ihr Mann brachte als Lokomotivführer und Gartenbesitzer gemeinsam mit ihr sieben Kinder durch, von denen meine Mutter das zweitjüngste und die vierte Tochter von fünf war. Mein Opa väterlicherseits – zunächst Bergmann, dann ambulanter Gewürzhändler und Küster – hatte zusammen mit meiner Oma vier Kinder. Mein Vater, der älteste Sohn, hatte nach der Mittleren Reife eine Ausbildung bei einer Versicherung gemacht, war in der Weimarer Republik dann lange arbeitslos und fing nach dem Krieg bei der Versicherung zunächst als „kleiner“ Angestellter wieder an, von wo aus sich dann ein Aufstieg entwickelte. Meine Mutter wurde nach dem Besuch der Grundschule in ein Mädchenpensionat geschickt, weil ihre Mutter die Qualifikation der Töchter je nach den aktuellen Bedürfnissen des Haushalts zu steuern versuchte, und diese Tochter erhielt die Hauswirtschaft zugeteilt, obwohl sie auf die Handelsschule gehen und dort Englisch lernen wollte. Meine Eltern lernten sich in dem Dorf, aus dem ihre Eltern stammten, im vorletzten Kriegsjahr kennen und heirateten nach der Rückkehr meines Vaters aus der Kriegsgefangenschaft 1947: zwei blasse, sehr schmale und verhalten glücklich blickende Menschen in geliehenem Hochzeitsstaat blicken aus dem Foto.

Mein Vater, eher sanft und melancholisch, allerdings wie meine Mutter auch zu großem Humor fähig, war als Außendienstmitarbeiter die Woche über meist weg, so dass ich zunächst mit Mutter und Großeltern väterlicherseits in einem kleinen Reihenhaus mit Garten wohnte, in dem unserer Kleinfamilie zwei Zimmer ohne

eigene Küche in der Mansarde eingeräumt waren. Mit meinem 7. Lebensjahr und zunehmendem Wohlstand war ich dann mit meiner Mutter in einer größeren Mietwohnung die Woche über meist allein.

1. Ambivalenz und Normativität

Wiewohl ich meinen Vater sehr liebte – was durch die nachfolgende Idealisierung infolge seines frühen Todes (ich war erst zehn Jahre alt) eher noch verstärkt wurde – erkannte ich doch früh, dass er nicht nur zum Besten meiner Mutter gehandelt hat. „Mein Mann hat bei der Heirat gesagt, meine Frau braucht nicht zu arbeiten“, erzählte meine Mutter gern in ihrer lauten Art bei vielen Gelegenheiten, oft von einem in meinen Ohren unecht klingenden Auflachen begleitet. *Ambivalenz* könnte ich es heute in Anlehnung an Regina Becker-Schmidt nennen. Denn die Erzählung „wie gut meint es doch mein Mann mit mir“ war kontextuiert durch eine zweite, in der sie immer wieder schilderte, wie gern sie berufstätig (am Kundenschalter einer Krankenkasse) gewesen war und wie viel Anerkennung sie dabei gefunden habe. Hier wurde die Ahnung eines großen Verlusts spürbar, den aber direkt zu artikulieren unmöglich war. Unter einer Norm zu leiden, die ich selbst eigentlich teile, ist ein ganz anderes Problem, als nach einer Norm leben zu sollen, der ich selbst widerspreche; darauf haben später Helga Krüger und Kolleginnen in ihrer Untersuchung „Der unentdeckte Wandel“ hingewiesen, die die Generation meiner Mutter untersuchte.

2. Weiblichkeitsumutungen, Kontrolle und Entwicklung

Für meine Mutter zumindest schien die Alternative zur Berufsarbeit nicht wirklich gangbar. Der Haushalt, das war zu spüren, machte ihr wenig Freude; die Essensbereitung stand häufig unter der ängstlichen Frage, ob sie wohl gelänge und wurde als Anstrengung erledigt. Mir wurde schnell klar, dass Kochen können für Frauen offenbar keine Vorteile bringt; so lernte ich es lieber nie bis zu meiner segensreichen Frankfurter Wohngemeinschaft in der ersten Hälfte der 1970er Jahre, in der ich alles haben durfte, was mir früher gefehlt hatte: „Geschwister“, Empathie, Gemeinschaftlichkeit und – die Entkopplung des kochen Könnens vom Geschlecht, denn der beste Koch in unserer WG war männlich und auch sonst große Klasse. Aber es war ein weiter und schwieriger Weg dorthin.

In meiner Generation begann die Volljährigkeit noch mit 21 Jahren. Was dies, noch dazu in einem kleinbürgerlichen Milieu, an Einschränkungen bedeutete – in Bezug auf die Wahl des Wohnorts und des Studienfachs, die Entfaltung eines eigenen Privatlebens, die Aufnahme eines Jobs – kann den nachfolgenden Generatio-

nen kaum noch vermittelt werden. Ich musste bezogen auf meine Mutter damit zurechtkommen, der Lebensmittelpunkt eines unausgefüllten Lebens zu sein, was sich in einer ständigen Flut von ängstlichen Bezugnahmen auf relevante Andere und vor allem von Verboten und Verhinderungen gegenüber jeder selbständigen Bewegung ausdrückte. Allerdings gab es auch positive Seiten: Meine Stellung im Mittelpunkt machte mir niemand streitig, ich musste mit niemandem konkurrieren. Da ich zudem meist konkurrenzlos gut in der Schule war (eine biographische „Notlösung“, siehe weiter unten), habe ich erst spät und dann nur unvollkommen gelernt, was Konkurrenz ist. Das hat mich hin und wieder zum Opfer von Personen gemacht, die auf diesem Gebiet gewiefter waren. Es hat mir aber auch den angstfreien und neugierigen Blick für das Innovative, Interessante, Überraschende und sogar Liebenswerte in meinem jeweiligen Gegenüber geschenkt, der mir nach meiner festen Überzeugung ermöglicht hat, vieles zu bewegen, was eigentlich unbeweglich erschien. Auch betrachteten meine Eltern mich mit (wenn auch besorgter) Liebe und Stolz, und mein Einzelkindstatus berechtigte mich zur „bestmöglichen Förderung“, wie es Elisabeth Beck-Gernsheim so treffend bezeichnet hat. Der Katholizismus, in dem ich aufwuchs, war rheinisch gemildert, was mich aber mit 17 nicht daran hinderte, als einzige meiner Familie und meiner Schulkasse aus der Kirche auszutreten. Der ausführliche Karneval bot mir manche Gelegenheit, neue Identitäten auszuprobieren. Diese Freiräume waren umso nötiger, als ich mit dem Tod meines Vaters mein eigenes Zimmer verlor; es wurde vermietet, und ich erhielt in den verbleibenden drei Zimmern trotz erheblicher Kämpfe bis zum Alter von 19 Jahren keinen Raum für mich allein. Die schwierige Mutter meiner Kindheit und Jugend¹ sowie meines jungen Erwachsenenlebens habe ich, zusammen mit dem traumatischen frühen Verlust meines Vaters, nur durch psychoanalytische Hilfe später „überwinden“, noch einmal neu finden und mich ansatzweise in eine dialogische Struktur mit ihr begeben können. Auch dies teile ich mit vielen meiner Generation. Lange hat mich verfolgt, meinen Vater im Krankenhaus – mit einer heute nicht mehr, damals aber tödlichen Kriegsfolgen-Erkrankung der Nieren – bei meinem Anblick weinen zu sehen, weil die Sonntagmorgen, an denen wir durch die Wohnung balgten und miteinander fröhlich waren, nie mehr wieder kämen – und wie dieser Augenblick sofort von Versicherungen der anwesenden Verwandtschaft übertönt wurde, er solle doch den Kopf nicht hängen lassen, natürlich käme das alles wieder. Hieraus, wie aus anderen Erlebnissen des Nicht-Sagens und des Verhinderns von Austausch über existentielle Fragen entstand für mich rückblickend die feste Absicht, niemals und unter keinen Umständen in grundlegenden Fragen mich gegen mein Wissen und meine Überzeugung zu verhalten.

Lange Jahre erschien mir die Herkunftsfamilie meiner Kindheit als Manifestation dessen, was Alexander und Margarete Mitscherlich in ihrem Buch „Die Unfähigkeit zu trauern“ beschrieben haben – eines derjenigen Bücher in meinem Leben, die mich retteten. Es erschien in meinem Abiturjahr 1967 und machte mir klar,

dass meine Empfindung der Entwicklung, die sich in meinem Aufwachsen entwickelte, nicht nur, aber auch mit einem sozialpsychologisch und psychoanalytisch verstehbaren kollektiven Phänomen der deutschen Vergangenheitsbewältigung zu tun hatte. Zugleich ist es von einem vorsichtigen Optimismus in die Kraft der Aufklärung getragen, und die dort formulierte Frage „Warum machen die Individuen ihre Gesellschaft so, dass sie an den von ihnen aufgebauten Einrichtungen erkranken müssen?“ mag zwar im Sinne gesellschaftstheoretischer Ansprüche nicht ganz korrekt gestellt sein, enthält aber trotzdem vieles von dem, was mich tief bewegte.

Wenn Menschen den Zusammenhang, den sie geschaffen haben, nicht mehr durchschauen können, weil er sich verselbständigt hat, muss es eine Theorie geben bzw. sie muss gefunden werden, die Gesellschaft unabhängig von dem erklärt, wie die Leute sie interpretieren. Diese durch die Marx-Rezeption in der Studentenbewegung mir lange Zeit sehr einleuchtend erschienene Ansicht brach sich für mich immer an der Relevanz der Reflexions- und Handlungsfähigkeit von Individuen und Kollektiven, die ich nicht nur analysieren kann, sondern selbst erlebt und in ihren sprengenden und umwälzenden Konsequenzen erfahren habe. Von daher sind mir Ansätze, die struktur- mit handlungstheoretischen Perspektiven verbinden wollen, immer wichtig und interessant gewesen. Vor diesem Hintergrund mag sich erklären, wieso ich mich letztlich zum Soziologiestudium entschloss – was in der Familie erst noch durchzusetzen war: als Nicht-Volljährige konnte ich keineswegs mein Studienfach allein bestimmen – und wieso Psychoanalyse wie auch Marxismus und Kritische Theorie für mich eine spannungsreiche und spannende Basis gewesen sind, mit der ich später in die Frauenforschung eintrat.

3. Bildung und Leistung als „Befreiungshilfe“

Als einzige Schülerin meines Jahrgangs kam ich aufs Gymnasium. Hier unterstützte mich meine Mutter, die selbst erfahren hatte, wie weh es tut, nichts lernen zu dürfen, gegen meinen Vater, der die Realschule für angemessen hielt.

Mein Abiturjahrgang ist 1967 – erreicht durch eine frühe Einschulung und eine Schulreform, die den Schulanfang vom Frühjahr auf den Sommer vorverlegte, machte ich das zweitbeste Abitur meines Jahrgangs am Städtischen Neusprachlichen Gymnasium in Köln-Mülheim mit knapp 18 Jahren. Die hohe Qualität des Abiturs war einer biographischen Not geschuldet², zu deren Verlassen sie zugleich der Schlüssel war: „Wir müssen hier raus“, ein Titel der erst etwas später sich gründenden Band „Ton-Steine-Scherben“³, schien mir die einzige Möglichkeit, dem Erstickungstod zu entgehen. Musik – allen voran die von Bob Dylan, Freundinnen und Bücher haben mich im wörtlichen und im übertragenen Sinne gerettet. Unter allen drei Arten von RetterInnen gibt es einige, denen ich mein Leben lang treu anhänge.

Warum es Soziologie sein sollte, wurde mir im Grunde erst zwischen dem Abitur im Juni und dem Semesteranfang im Oktober klar. Immer noch ist es für mich eine der schönsten Wissenschaften, auch wenn ich mich immer wieder über sie ärgere; über die fehlende Neugier vieler ihrer Vertreter auf die Gesellschaft, in der sie leben. Es gibt aber auch die anderen, mit mir verwandten, und dazu gehören viele in der Geschlechterforschung, aber auch außerhalb, wie z.B. Pierre Bourdieu. Meine Position in der Soziologie ist forschungsorientiert. Zwar bin ich auch eine begeisterte soziologische Lehrerin und habe mich u. a. als erste Studiendekanin meiner Fakultät, als Koordinatorin des „VINGS“-Projekts und in einem Tempus-Tacis-Projekt, das zur Einrichtung eines MA Gender Studies an der Staatsuniversität St. Petersburg führte, sehr für die Weiterentwicklung der Lehre eingesetzt. Aber auch als Lehrende bin ich eigentlich eine Forschende; ich versuche die Freude am Fragenstellen zu wecken bzw. aufzugreifen und das Instrumentarium zu vermitteln, diesen Fragen nachzugehen.

Die Kompromissbildung mit meiner Familie bestand jedoch darin, dass ich das neu eingeführte Lehramtsfach „Sozialwissenschaften“ wählte, daneben noch als zweites Lehramtsfach Germanistik – neben Englisch mein Starfach auf der Schule, beides dank meiner Lehrerin Anne Ratzki, und als weiteres Herzensbedürfnis neben der Soziologie das Fach „Theaterwissenschaften“, auf Grund einer äußerst positiven Erfahrung mit Theaterspielen in einer Schul-AG. Es brauchte nicht viel Zeit, genau genommen nur zwei sterbenslangweilige Vorlesungen (von denen eine aber ein interessantes Thema hatte: „Die Lebenslüge als Thema der Bühne“), um von der Theaterwissenschaft Abstand zu nehmen.⁴

Der Gang zur Universität brachte zunächst Verunsicherung in zweierlei Hinsicht. Ich konnte an meine in der Schule gewonnene Gewissheit über meine Leistungsfähigkeit nicht bruchlos anknüpfen, weil die universitären Lernprozesse viel selbst bestimmter sind, und die Soziologie, die ich mir so hart erkämpft hatte, enttäuschte mich in vieler Hinsicht. Immerhin lernte ich bei René König etwas mehr über den Tellerrand zu sehen, bei Erwin K. Scheuch Interessantes über die Messnieveaus und ihr Verhältnis zur Realität, bei Theodor Harder etwas über die Philosophie der Zahlen; und Edeltrud Meistermann-Seeger, eine Psychoanalytikerin, die – wie Mitscherlich in Frankfurt – in der Psychologie keine Heimat fand und daher in der WiSo-Fakultät angesiedelt war, hinterließ – als einzige Professorin meiner frühen Studienzeit – einen unauslöschlichen Beitrag mit ihrer Anamnese des Jungenmörders Jürgen Bartsch.

4. Aufbruch in neue Welten: Ankunft in der Soziologie

Etwa in meinem 3. Semester gründete sich eine Basisgruppe Soziologie, der ich beitrat. Meinem Gespür folgend „das kann doch nicht alles gewesen sein“ begann

ich, in einer Gruppe zum „Positivismusstreit“ zu arbeiten. Dort lasen wir das für meine Verhältnisse sündhaft teure Luchterhand-Buch über den gleichnamigen Soziologiekongress mit seinen zentralen Auseinandersetzungen, und meine erste Begegnung mit der „anderen“ Soziologie bestand in Jürgen Habermas’ „Analytische Wissenschaftstheorie und Dialektik“. Das Fremdheitserlebnis, aber auch die Begeisterung waren ungeheuer. Ich kann nicht behaupten, damals wirklich in die Tiefen des Aufsatzes vorgestoßen zu sein, aber er enthielt mit seiner Konzipierung einer kritischen Sozialwissenschaft, die stets ihre Entstehungsbedingungen mit reflektiert, ein Versprechen, besser: eine Verheißung. Und es war klar: ich gehe nach Frankfurt und habe damit alle guten Gründe auf meiner Seite, zu Hause auszuziehen. Dieses Vorhaben bedurfte eines sorgfältigen Plans. Ich musste gegen viel äußerer Widerstand angehen und gegen meine Schuldgefühle, meine verwitwete Mutter allein zu lassen, mit der zu leben mir schon lang eine Unmöglichkeit geworden war. Gemeinsam mit einer Freundin, die allerdings dann ein USA-Stipendium bekam, so dass ich letztlich allein nach Frankfurt wechselte, machte ich mich mit 21 auf. Das Lehramtsexamen streifte ich zwei Jahre später ab und entschied mich, ganz vanque, für das Diplom in Soziologie – ungeheuerlich bei meiner Herkunft: ein Abschluss, bei dem man nicht weiß, was für ein Beruf daraus werden soll.

Dies wurde möglich durch den Kontextwechsel⁵, neue Begegnungen und nicht zuletzt durch fördernde Hochschullehrer. Ganz besonders ist hier Jürgen Ritsert zu nennen, der als mein Diplom- und später auch Doktorvater Entscheidendes zu meiner wissenschaftlichen Ermutigung und Stabilisierung beitrug. Für mich repräsentierte er eine mögliche Synthese bisher von mir als unvereinbar erlebter Orientierungen in der Soziologie. Bezogen auf Statistik, Methodenlehre und empirische Sozialforschung war (und ist) er äußerst kundig und engagiert; zugleich aber verknüpfte er damit eine profunde wissenschafts- und gesellschaftstheoretische Kompetenz, wodurch für mich der Zwang entfiel, Empirie als etwas zu betrachten, wo irgendwann das kritische Nachfragen aufhört und das Rechnen beginnt, sondern die Reflexionsebene den ganzen Prozess begleitet. „Kritische Sozialforschung“ hieß das damals, und ich fand mich als Mitglied der Basisgruppe, die in Frankfurt „Rote Zelle Soziologie“ hieß – und eine Reihe heutiger Professoren sowie zwei Professorinnen hervorgebracht hat – in Ritserts Sprechstunde wieder, wo ich mich erkundigen wollte nach seinem geplanten neuen Einführungskurs in die Statistik der Sozialwissenschaften, er mir begeistert ob des studentischen Vorab-Interesses an seiner Neuentwicklung einiges darüber erzählte und mir schließlich eine der noch freien Tutorenstellen anbot. Dies betäubte mich regelrecht: ich war erstmals *innerhalb* des Wissenschaftsbetriebs angekommen; meine Vergangenheit wurde wertgeschätzt („aus Köln? Na, da können Sie ja sowieso alles in Statistik“), und für eine Arbeit, die viel Spaß machte und mich unmittelbar in die Arbeitsgruppe „meines“ Hochschullehrers brachte, wurde ich auch noch bezahlt. Diese länger währende Verbundenheit brachte mir eine glückliche Perspektiventwicklung von

Dimensionen der Soziologie, die zu betreiben ich mir vorstellen konnte. Methoden und Methodologie sind ein zentrales Thema meines wissenschaftlichen Lebens geworden und geblieben, und hierzu habe ich auch promoviert.⁶ Dabei spielte auch meine frühe Entdeckung der Ethnomethodologie eine Rolle, insbesondere die Arbeiten von Cicourel und Garfinkel. Das Betrachten der Alltagswelt als fremder Welt musste ich nicht einüben; ich hatte es ja seit meiner Kindheit praktizieren gelernt.

Meine erste Stelle, die sich als unbefristete Stelle im Öffentlichen Dienst entpuppte, trat ich dann 1976 an, als mein Doktorandenstipendium langsam zur Neige ging; hierzu musste ich nach sieben Jahren Frankfurt verlassen und ins mir völlig unbekannte Dortmund ziehen. Zu meinem eigenen Erstaunen fand ich mich dazu bereit, obwohl ich in Frankfurt fest verwurzelt war und ich hier Erfahrungen machen durfte, die mir noch einmal neu erwachsen zu werden erlaubten und eine Grundlage schufen, von der aus das Leben bewältigbar erschien.

Am Landesinstitut Sozialforschungsstelle Dortmund begann für mich eine äußerst interessante und lehrreiche, allerdings auch sehr arbeitsame und leider über längere Strecken, unentrinnbarer institutsinterner Zerwürfnisse wegen, anstrengende Zeit. Ein hochinteressantes Einstiegsprojekt zum Lebenszusammenhang von Arbeiterjugendlichen führte mich in acht verschiedene industrielle Großbetriebe diverser Branchen und öffnete mir eine bis dahin verschlossene Welt. Wir befragten mit Interviews und Gruppendiskussionen jeweils komplette Ausbildungsjahrgänge, begannen damit im 1. Ausbildungsjahr und kamen in den darauf folgenden Jahren immer wieder in diese Kohorten zurück, bis sie das erste Berufs Jahr erreicht hatten. Hier fand ich dank meiner Herkunft übrigens sofort die Sprachebene der Jugendlichen. Neben dieser Arbeit stieg ich in die Bildungsarbeit mit Jugendlichen ein, was mir eine lebenslange Freundschaft mit einem gleichaltrigen Betriebsrat einbrachte, und machte erste Erfahrungen mit GewerkschafterInnen aus unbekannten Räumen – eben nicht aus der GEW, sondern aus der IG Metall, Chemie, Textil, Bau.⁷ Und ich lernte Kollegen und einige Kolleginnen aus der Forschung kennen, die zu ähnlichen Themen forschten. In dieser Zeit begann ich mich erstmals – nach einem ersten Versuch in der Roten Zelle Soziologie, der aber im Sande verlief – um Geschlechterrelationen als strukturelles und kulturelles Phänomen zu kümmern. In meinem Institut spielte ich zunächst in einer Herrenmannschaft; das änderte sich dann später, da das Institut während meiner Zeit sich in seinem Personal ungefähr vervierfachte.

5. Frauen- und Geschlechterforschung: es hätte nicht dieses Thema werden müssen, aber es ist so geworden

Zwei Stockwerke unter meinem Büro befand sich das Hochschuldidaktische Zentrum; dort war etwa zeitgleich mit mir Sigrid Metz-Göckel eingezogen, als frisch berufene Professorin und Leiterin des HDZ. Ich lernte sie beim Sommerfest eines Kollegen kennen und traf sie bald auch in der FAD (Frauenaktion Dortmund), wie das Dortmunder Frauenzentrum hieß. Sie pendelte noch wöchentlich nach Hessen und nahm mich, wie auch Ursula Schumm-Garling, öfter mit. So begannen wir dann, uns biographisch zu begleiten: zunächst das „1. Frauenforum im Revier“, wo wir zusammen mit einer großen Gruppe von Frauen nach dem Vorbild der Berliner Sommeruni die Dortmunder Universität in den Sommerferien für Frauen mit und ohne Hochschulzugang öffneten und eine Groß-Bildungsveranstaltung zusammen brachten, die Geschichte schrieb. Dann: der Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen NRW, die gefürchtetste wissenschaftliche grassroot-Bewegung aller Zeiten, mit dem wir landesweit und interdisziplinär alle Frauen ansprachen, die in der Wissenschaft tätig waren, und sehr viele kamen. Da just zu diesem Zeitpunkt im Rahmen einer NRW-Hochschuldienstrechtsreform eine Reihe Männer entfristet bzw. auf höhere Stellen gesetzt, Frauen aber unterproportional berücksichtigt worden waren, verfassten wir ein erstes Memorandum, mit dem wir dem Wissenschaftsministerium zu Leibe rückten. Dieses Memorandum enthielt von mir berechnete Vergleiche zwischen Frauen und Männern in Überleitungsverfahren auf der Grundlage einer ministeriumseigenen Basistabelle. Fasziniert stellte ich fest, dass man Diskriminierung berechnen kann; umso empörter war ich, dass vom Ministerium zunächst abgestritten wurde, was doch einwandfrei berechnet war. Der damit vorhandene Zündstoff hat dann letztlich doch langwierige Feuer entfachen können und führte – nicht zuletzt dank der unerschütterlichen Durchhaltekraft von Sigrid Metz-Göckel – zu einer Neuorientierung der NRW-Hochschulpolitik, die in den 1990er Jahren zur Begründung des Netzwerks Frauenforschung sowie einer Reihe frauenfördernder Programme führte, wodurch sich in geschlechterpolitischer Hinsicht ein Potenzial entwickelt hat, das noch lange nicht ausgeschöpft ist.

Die Sektion Frauenforschung in der DGS wurde 1979 gegründet sowie in dieser Zeit der Verein „Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen“, und in der Sozialforschungsstelle entstand einer der ersten Frauenforschungsbereiche mit mir als Koordinatorin. Ein Projekt zur Ausbildungssituation und Lebensplanung von Verkäuferinnen machte mich auch von den Forschungsinhalten her zur Frauenforscherin, und große repräsentative Studien über den damals neu eingeführten Mutterschaftsurlaub sowie eine Untersuchung zu „Einstellungsverhalten von Arbeitgebern und Beschäftigungschancen von Frauen“ mit einer repräsentativen Betriebsbefragung, einer Repräsentativbefragung berufstätiger Frauen, drei großen Betriebsfallstudien und einer Betriebsrätebefragung kamen hinzu.

Diese Zeit der Forschungsexpansion, in der ich immer mehr in größeren Gruppen arbeitete, häufig Leitungsverantwortung trug und auch internationale Vernetzungen sich entwickelten, fiel zusammen mit einem unerwarteten Ereignis: Ich wurde Mutter eines Sohnes, und mein privates Leben stellte sich völlig um. Ich war insofern biographisch begünstigt, als es nicht mehr, wie in der vorherigen Generation – mit wenigen Ausnahmen wie z.B. Rosemarie Nave-Herz – als ausgeschlossen galt, Wissenschaft und Mutterschaft unter einen Hut zu bringen; es gab sogar in der Sektion Frauenforschung die eine oder andere, die das irgendwie schaffte (z.B. Ilona Ostner, die darüber hinaus bekanntlich noch mehr geschafft hat). In Ermangelung öffentlicher Betreuung beteiligte ich mich an der Gründung einer Hochschulkindertagesstätte in Vereinsform, hatte zusätzlich zu Beruf, Kind und politischer Arbeit noch weitere Termine und Dienste, da es ja eine Elterninitiative mit viel Selbstverantwortung war, und habe meine endgültige Lektion über die Situation von Müttern gelernt. Andererseits war ich nunmehr tatsächlich reich beschenkt: ich hatte einfach alles, was so ein Frauenleben erwarten ließ. Zeitgleich mit der Untersuchung „Der Mann“, die Sigrid und ich für die Zeitschrift „Brigitte“ durchführten, bekam ich noch eine Tochter, und mein Privatleben gestaltete sich auf lange Zeit als Dual-Career-Kleinfamilie, bis schließlich ein Zusammenleben nicht mehr möglich war.⁸

Neben der Männeruntersuchung, die Sigrid und ich als „feministische Repräsentativuntersuchung“ apostrophierten, hat mich die bundesweite Untersuchung zur sexuellen Belästigung am Arbeitsplatz auf eine neue Ebene von Forschung gebracht. Das lag zunächst an den Themen: Beide Thematiken waren so aktuell, dass wir von einem Tag zum anderen im Mittelpunkt öffentlichen Interesses standen. Mit beiden Themen wurde ich zu Tourneen durch Deutschland⁹ und auch international (mit der „Sexuellen Belästigung“ bis in die Goethe-Institute nach San Francisco und Dakar) eingeladen, bis ich von mir aus den Schlussstrich zog. Mit dem Männerthema gelangte ich später in die Begründung eines Männerforschungsnetzwerks auf EU-Ebene und zur Kooperation und schließlich Freundschaft mit einer Reihe internationaler Kolleginnen und – damals für mich als Frauenforscherin an einer harten Fakultät neu – auch Kollegen. Zum anderen lag es an der methodischen Anlage. Beide Untersuchungen – allerdings auch schon einige vorhergehende – verbanden „quantitativ“ orientierte Methoden mit „qualitativen“ und stellten damit unterschiedliche Perspektiven auf das jeweilige Forschungsgebiet zur Verfügung, eine Anlage, die ich heute noch immer faszinierend und erstrebenswert finde. Und schließlich lag es an den theoretischen Weiterungen, die in diesen Themen verborgen lag. Ich fand zum Themenfeld „Geschlecht und Organisation“, das mich heute immer noch beschäftigt und das ich als eine der ersten in die deutsche Diskussion eingebracht habe. Darüber hinaus waren beide Themen „unangenehme Themen“, indem sie auf Verborgenes, teilweise Tabuisiertes aufmerksam machten: ihre Erforschung ging manchmal an die Grenze des Erträglichen, und ich bewun-

dere Kolleginnen wie Carol Hagemann-White und Margrit Brückner, die sich so schwierigen Themen wie der Gewalt im Geschlechterverhältnis kontinuierlich widmen können; ich selbst kann es immer nur phasenweise.

6. Wechsel zur Ebene der „movers and shakers“

Nach zwölf Jahren am Institut ging ich als erste Professorin für Frauenforschung an die Universität Bielefeld. Bald sollten mir weitere Kolleginnen auf entsprechend denomiinierten Lehrstühlen folgen; auch waren schon einige anwesend, die ihre Stellen in Richtung Frauenforschung interpretierten. Zu dieser Zeit befand ich mich auch am Institut in einer neuen Phase: ich war stellvertretende Direktorin geworden, hatte drei große Projektleitungen übernommen, zwei kleine Kinder, war Sprecherin der stark expandierenden Sektion Frauenforschung der DGS (und legte gerade die Grundlage zur edv-mäßigen Bearbeitung der Sektionsgeschäfte), und die Habilitation stand an. Ich hatte mir dank der Beratung durch Walter R. Heinz, bei dem – und mit der Zweitbegutachtung durch Ulrich Beck – ich mein Verfahren in Bremen anhängig machte, einen genialen Plan gemacht: meine bis dato fünf großen empirischen Untersuchungen nebst einigen programmatischen Aufsätzen wollte ich zu einer Monographie zusammenfassen, die verschiedene Seiten des Geschlechterverhältnisses beleuchten und einige theoretisch weiterführende Angebote enthalten sollte. Dieser schöne Plan gedieh zur Hälfte; 100 Seiten waren fertig, als es schien, dass die Berufung nach Bielefeld auf mich zukäme, aber bei nicht abgeschlossener Habilitation auch an mir vorbei gehen könnte. So wurde es nötig, die Habilitation in eine kumulative umzuwandeln. Dies zog sich jedoch noch etwas hin, und schließlich vertrat ich die Stelle just in dem Semester, in dem das Habilverfahren anstand und ich die stellvertretende Institutsleitung und die drei Projektleitungen noch nicht abgeben konnte. Im Großen und Ganzen war dies die anstrengendste Phase meines Berufslebens. Es gab später zwar noch viele „Prüfungen“, aber da war meine Position gefestigt, meine Kinder größer und immer noch die reine Freude, und es gab bereits Kolleginnen – und hin und wieder auch Kollegen – auf die Verlass war. Der Habilitationstermin selbst war im übrigen schön: riesengroßes Publikum, viele Kolleginnen und Kollegen, wertschätzende Gutachter, und eine natürlich aufgeregte und am Schluss strahlende Kandidatin. Sehr erstaunt war ich, als ich feststellte, dass mein Habilitationsalter trotz zweier Kinder und „externer“ Laufbahn genau im damaligen Durchschnitt lag: 39 Jahre. Mit 39 wurde ich dann auch berufen auf meine Professur, und einige Tage später wurde ich 40 und gab einen Einstand („Mit den Waffeln einer Frau“), der als damals eigentlich ungewöhnliches Ereignis an der Fakultät dennoch nicht unfreundlich aufgenommen wurde.

Die Fakultät empfing mich widersprüchlich. Auf meiner ersten Lehrkörpersitzung wurde von einem Kollegen seine Nominierung zum Prodekan abgelehnt mit dem Hinweis, einer Fakultät, die politische Entscheidungskriterien die Priorität gegenüber den wissenschaftlichen gebe, könne er nicht dienen; als Beispiel nannte er die Einrichtung *meiner* Professur in einem „schwammigen“ Fach wie der Frauenforschung, dem gegenüber ein so hartes Fach wie das seine (die Sozialpsychologie) abgebaut werden solle. Niemand erhob Einspruch gegen diese Art von Begrüßung; vielmehr wurde mir nachher vertraulich mitgeteilt, der Kollege spräche nur aus, was viele dächten. Heute bereits emeritierte Kollegen empfingen mich – mit Ausnahmen – kollegial. Kollege Luhmann fiel auf durch seine korrekten Manieren, die sich auch auf mich erstreckten; ich hatte in meinem zweiten Jahr bei einem Vier-Augen-Gespräch Gelegenheit, ihn von seiner ursprünglich ablehnenden Haltung gegenüber der Einrichtung eines Schwerpunktffachs „Frauenforschung“ in Richtung von Gewährenlassen zu bewegen – er hat sich bei der entsprechenden Sitzung daran gehalten. Ein für die Lehrplanung zuständiges Fakultätsmitglied sah sich lange als Bollwerk gegen die schleichende Unterwanderung der Fakultät durch „Frauenthemen“.

Aber letztlich blieb nichts so, wie es war, als ich kam. Die sich herausbildende scientific community der Frauen- und Geschlechterforschung hat mich wie viele andere in die Lage versetzt, Widerstände einzuordnen, an ihnen zu wachsen, sie zu neutralisieren und gelegentlich in produktive Kräfte zu verwandeln. Auch genoss ich privat das Privileg von Lebensfreude, Liebe und Unterstützung, so wie auch heute wieder in anderer Konstellation. Ich durfte an historischer Stelle wirken; in die Zeit meines mit Angelika Wetterer gemeinsamen „Sektionsvorsitzes“ fiel die „Wende“, die mich mit Kolleginnen wie Hildegard Nickel, Barbara Bertram und Irene Dölling bereicherte, und auch an vielen anderen Stellen bot sich die Gelegenheit festzustellen, dass es einen Unterschied machte, ob ich dabei gewesen bin. Allerdings hat die Erfahrung, bei jeder strukturellen Änderung – wie derzeit bei der Umstellung auf neue Studiengangstrukturen – erneut den Stellenwert des Fachs wieder offensiv vertreten zu müssen, etwas Ermüdendes – wenn es auch institutional erwartbar ist.

7. Rückblick und Ausblick

Der Frauenforschung, die in meinem Verständnis immer schon Geschlechterforschung war, wurden im Laufe der Jahrzehnte Entwicklungsräume und Ehrungen zuteil. Sie wurde Schritt für Schritt mit Eintrittskarten versehen in den Raum der „*anerkannten*“ Wissenschaft. Als solche Anzeichen sind zu sehen die Gründung eines DFG-Forschungsschwerpunkts „Die Integration der Frau in die Gesellschaft“, und später eines Schwerpunkts „Organisation, Professionalisierung, Ge-

schlecht“, an dem ich selbst mit dem Projekt „Geschlechterkonstruktionen im Organisationswandel am Beispiel Polizei“ beteiligt war. Eine Reihe von Bundesländern und Bundesministerien nahmen die Frauen- und Geschlechterthematik in Forschungsförderungsprogramme auf. Vertreterinnen der Frauen- und Geschlechterforschung wurden in Gutachter- und Evaluationsgremien der Wissenschaft und der Politikberatung berufen (über die auch heute noch feststellbaren Exklusionslinien unterrichten Arbeiten von Karin Zimmermann, Sigrid Metz-Göckel und Beate Krais). Und schließlich gewährte die Deutsche Forschungsgemeinschaft mit dem Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel“, dessen Sprecherin ich gemeinsam mit Sigrid Metz-Göckel sieben Jahre war, die aus unserer damaligen Sicht endgültige „Eintrittskarte“. Damit schien eine unsichtbare Grenze wirksam und dauerhaft überschritten.

Dies änderte jedoch zu meinem Erstaunen kaum etwas an den Verdikten, denen sich die Frauen- und Geschlechterforschung auch in meiner eigenen Fakultät gegenüber sah. Die von mir massenhaft eingeworbenen Drittmittel mussten sich lange Zeit gegen den Verdacht wehren, aus politischen und nicht aus wissenschaftlichen Exzellenzmotiven vergeben worden zu sein – hochkarätigen Ausschreibungen und internationalen Gutachtergremien zum Trotz. Die Verschwörungstheorien, die der Frauenforschung in der Alltagstheorie der Universitäten immer entgegengeschlagen sind, schienen dehnbar bis in die Bereiche der Deutschen Forschungsgemeinschaft hinein.

Dies ist selbstverständlich nur die *eine* Seite der Geschichte. Dass institutionelle Entscheidungen nicht allein auf Gerüchten, Stimmungen und Vorurteilen beruhen können, sondern sich zumindest teilweise an objektivierbaren Kriterien legitimieren müssen, ist der Frauen- und Geschlechterforschung zugute gekommen. In diese Bewertungen sind die von mir kurz dargestellten Fortschritte und Errungenschaften eingegangen und haben mit Sicherheit dazu beigetragen, dass das IFF (Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung) an der Universität Bielefeld, dessen Leiterin ich seit vielen Jahren bin (seit einigen Jahren, Mechtilde Oechsle sei Dank, nicht mehr allein) trotz heftigen Gegenwinds erhalten blieb und 2003 auf neuer gesetzlicher Grundlage mit externer Evaluation für zunächst weitere acht Jahre bestätigt wurde.

Die Frauen- und Geschlechterforschung ist erfolgreich genug gewesen, um heute differenziert und intern kontrovers zu sein. In den heute vorherrschenden Diskursen ist eine neue Tendenz hinzugekommen, durch die das Vorantreiben des gesellschaftlichen Diskurses über Ungleichheit und Diskriminierung nicht einfacher geworden ist. Konnte noch in den 1990er Jahren formuliert werden, „aus latenten Gegensätzen müssen artikulierte Kontroversen werden“ (Christel Eckart), so ist dies bei der heute sich zeigenden Verwischung von Positionen, Zuschreibungen und Geschlechterbestimmungen schwieriger geworden. Dies geht einher mit dem „institutionellen Vergessen“ (Mary Douglas), dem Pionierleistungen oft anheim

fallen, und wird begleitet von selbstautorisierten Umschreibern und -innen der Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung, die die immer noch abrufbare Bereitschaft zu vernichtender Entwertung von nonkonformer Eigenständigkeit der Intellektualität von Wissenschaftlerinnen erfolgreich bedienen. Hier entwickelt sich eine Konkurrenz um Deutungshoheiten, wer wann, wo und mit welcher Referenztheorie „Geschlecht“ thematisieren darf. Dabei lehrt die Geschichte der Geschlechterthematik, dass mit dem Aufbau wertschätzender Diskussionskulturen nie früh genug begonnen werden kann, wenn gewünscht wird, dass Innovation und wissenschaftliche Neugier ihre Potenziale entfalten können.

Anmerkungen

1. Ihre späteren Jahre brachten noch einmal Entwicklungen, von denen ich ihr – und mir – mehr gewünscht hätte. Sie machte mir ein spätes Geschenk, in dem sie ein paar Mal die Hemmung, mir sie tief Bewegendes zu erzählen, überwand. Sie nahm eine Art Saisonarbeit auf und präsentierte mit ungeheurem Stolz ihre neue, vom selbst verdienten Geld bezahlte Wohnungseinrichtung. Auch überwand sie ihre Flugangst und flog das erste Mal mit über 60 Jahren in den Süden – eine überwältigende Erfahrung, die sie dazu ermutigte, von nun an die Überschreitung weiterer Grenzen ins Auge zu fassen. Ihre weiteren Pläne konnte sie jedoch nicht mehr in die Tat umsetzen; sie starb plötzlich mit 66 Jahren, ich war genau halb so alt wie sie, und mein erstes Kind war anderthalb Jahre alt.
2. Die von mir erst in den letzten Jahren entdeckte Schriftstellerin Vicki Baum hat – wie einige andere Wiener Jüdinnen, die ins Ausland migrierten (z.B. Gerda Lerner, Marie Jahoda, Ruth Klüger) – eine lesenswerte Autobiographie geschrieben, in der sie ihre von guten Schulnoten begleitete höchst schwierige Kindheit beschreibt. Ein „sehr gut“ wurde stets erwartet, ein „gut“ war Anlass zum Stirnrunzeln, ein „befriedigend“ war Grund für eine Tracht Prügel. So drakonisch ging es bei mir nicht zu, aber ein „befriedigend“ wurde als bevorstehende Gefahr des Absinkens bewertet. Dies ist sicher kein untypisches Merkmal des kleinbürgerlichen Milieus, in dem Aufstiegserswartungen nur dann gerechtfertigt erscheinen, wenn grundsätzlich überdurchschnittliche Leistungen erbracht werden.
3. Verfügbar war allerdings bereits „We gotta get out of this place“ von Eric Burdon and the Animals.
4. Jahrzehnte später kam ich bei viel Ebbelwoi in Frankfurt-Sachsenhausen mit Regina Becker-Schmidt zu vorgerückter Stunde auf das Thema zu sprechen, was wir in unserer Jugend eigentlich hatten werden wollen. Regina hatte es auch mit dem Theater im Sinn gehabt. Groß war unsere Befriedigung, als wir übereinstimmend feststellten, dass wir es als Hochschullehrerinnen später doch immerhin auch zu einem „darstellenden Beruf“ gebracht hatten...
5. Ich bin heute in der Lage, Studierenden selbst Kontextwechsel zu ermöglichen, indem ich seit vielen Jahren deutsche Koordinatorin des ERASMUS/SOCRATES-Programms NOIQSE bin.
6. Als weitere Hochschullehrer, von denen ich etwas lernen konnte, das mich längerfristig beschäftigte, würde ich noch nennen: Gerhard Brandt mit seinem Anspruch, die industriesoziologische Forschung eng mit Gesellschaftstheorie zu verbinden; Wolfgang Zapf als Vertreter der modernen amerikanischen Soziologie, die mir schon aus Köln bekannt war, und auf forschendes Lernen der Studierenden orientiert; Manfred Küchler als didaktisch innovativer Hochschullehrer, der es fertig brachte, auch mit einem 120-Leute-Einführungskurs eine Art Gruppengespräch im großen Kreis zu führen; und schließlich Jürgen Habermas, in dessen engeren Umkreis ich nicht vorgedrungen bin, dessen Art kollektiven Nachdenkens mit großen Seminaren mir aber unvergesslich ist. Auch

habe ich die Habermas-Luhmann-Kontroverse „live“ miterlebt und kenne mich von daher mit den Anfängen der deutschen Systemtheorie gut aus. Bei Negt, Schnädelbach, Apel und Lorenzer war es interessant, aber weiter weg von mir, und mit Oevermann verbindet sich für mich eine interessante Prüfungserfahrung. In Ernst Theodor Mohls legendäre Marx-Kurse bin ich eine Zeitlang gegangen, und bei Alexander Mitscherlich habe ich meinen Sozialpsychologie-Schein erworben. Zum Arbeitskreis Politische Psychologie im Sigmund-Freud-Institut, initiiert vom leider früh verstorbenen Klaus Horn und mir eröffnet von Ellen Reinke, hielt ich auch in meiner Dortmunder Zeit noch Kontakt; u. a. traf ich dort erstmals auf Otthein Rammstedt, der mir viele Jahre später in Bielefeld ein geschätzter Kollege wurde. – Deutlich wird in dieser Aufzählung: es fehlten die Frauen, und in der Tat gab es nur ganz wenige. Regina Becker-Schmidt war schon tätig, aber so überlaufen, dass ich es aufgab – Jahre später hatte ich dann das Glück, ihr in weitaus großzügigeren zeitlichen Rahmenbedingungen wieder zu begegnen.

7. Später wurde es mir ein Praxisbereich von zentraler Wichtigkeit, in diesen großen Organisationen die damals noch ganz unterbelichtete „Frauenfrage“ voran zu bringen. Öfter war ich bei Pionierunternehmungen wie großen Frauenkongressen eingeladen, zentrale Vorträge zu halten, um den Kollegen von außen das klar zu machen, was die Kolleginnen von innen ihnen nicht sagen konnten. Zu erinnern ist daran, dass wichtige Themen der Frauenbewegung, wie z.B. sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, zuerst wirkungsvoll in Gewerkschaften artikuliert wurden. In späterer Zeit (und bis heute) wurden meine Vorträge dann auch auf der Unternehmersseite gefragt.
8. Ein Auseinandergehen ist oft schwierig und schmerhaft; gleichwohl halte ich es mit Margaret Mead, die auf die Journalistenfrage: „Woran sind Ihre drei Ehen gescheitert?“ antwortete: „Ich war dreimal verheiratet, und jede meiner Ehen war ein Erfolg.“ Diese Anekdote verdanke ich meiner Kollegin Christiane Schmerl.
9. Auch Ulrike Vogel lud mich zu einer mich sehr bewegenden Veranstaltung nach Braunschweig ein, zu der ich meine wenige Monate alte Tochter mitnahm, die ich damals noch stillte (allerdings nicht während des Vortrags).

Nachwort

Frauen- und Geschlechterforschung und die Soziologie

Ulrike Vogel

Was machte diese Professorinnen der Sozialwissenschaften und Begründerinnen der Frauen- und Geschlechterforschung letztlich zu einer Generation: was befähigte sie, von außen gegebene Chancen zu ergreifen und diese Spitzenpositionen zu erreichen?

Inwieweit konnten diese Frauen als Repräsentantinnen der Sozialwissenschaften sowie der Frauen- und Geschlechterforschung die gegenseitige Rezeption von Erkenntnissen aus beiden Wissenschaftsbereichen beeinflussen?

Wie stellen diese Frauen selbst die Aufgaben der Frauen- und Geschlechterforschung in der Beziehung zur Herkunftsdisziplin, insbesondere der Soziologie, dar? Diese drei Fragen gilt es, in diesem Nachwort zu behandeln.

1. Gemeinsamkeiten der ersten Professorinnen der Sozialwissenschaften bzw. der Soziologie sowie Geschlechterforscherinnen an der Universität

Die Frage nach den Gemeinsamkeiten dieser Frauen wird gestellt anhand der Beobachtung der Hochschulumwelt, die sie vorfanden, des familialen und Bildungshintergrunds, wichtiger Erfahrungen in der Laufbahn und ihres Wirkens als Professorinnen.

1.1 Zu Hochschule und Wissenschaft am Beginn der Karrieren

Neben der institutionellen Expansion der Soziologie an den Universitäten in den 1960er/70er Jahren, in deren Folge auch eine zunehmende Zahl von Frauen auf Professuren gelangen konnte, zeigte sich eine Öffnung der Soziologie, sowie auch der angrenzenden Sozialwissenschaften, gegenüber neuen theoretischen und methodischen Ansätzen sowie neuen empirischen Inhalten. So hatte der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie ein gesteigertes Bewusstsein für die Vielfalt paradigmatischer Ansätze, für methodologische und theoretische Präzision und eine entsprechend elaborierte Forschungspraxis hervorgebracht. Konzepte z.B. der

Ungleichheitsforschung waren differenzierter geworden. Die Sozialisationsforschung hatte sich quer zu den traditionellen sozialwissenschaftlichen Disziplinen, aber auch befriedigend für mikrosoziologische Ansätze, etabliert.

Hinzu kam der Einfluss neuer sozialer Bewegungen, vor allem die Neue Frauenbewegung, die sich als Kritik an der sozialen Realität der Geschlechterungleichheit mit ihren spezifischen Ausprägungen in der Bundesrepublik und als Kritik am patriarchal bestimmten Mainstream der Wissenschaft verstand. Diese wissenschaftskritische Position war für diejenigen unter der ersten Generation von Frauen auf Professuren der Soziologie bzw. der Sozialwissenschaften, die sich der Frauen- bzw. Geschlechterforschung zuwandten, ein wesentlicher Antrieb ihrer wissenschaftlichen Arbeit (vgl. Gerhard 2001: 21-39).

Eine gewisse Öffnung der Hochschulen sowie die zunehmende Differenzierung und Offenheit wissenschaftlicher Diskurse in der Soziologie und vor allem die Neue Frauenbewegung waren also günstige Rahmenbedingungen für die Karrieren dieser Frauen, die zunächst einmal sehr unterschiedliche Lebenswege hinter sich hatten.

1.2 Zu Elternhäusern und Bildungswegen

Unter den 23 Mitwirkenden an diesem Sammelband waren 8 Töchter von Vertriebenen, 12 Töchter von nicht Vertriebenen in der Bundesrepublik, 2 Töchter aus Arbeiterfamilien der ehemaligen DDR und eine Herkunft aus dem Ausland:

Die Töchter aus Flüchtlingsfamilien waren ohne Hab und Gut in der Bundesrepublik angekommen. Im übrigen aber waren sie, wie die Töchter aus nicht vertriebenen Familien, teils mit, teils ohne Vater. Von den Vätern wird meist eine berufliche Deklassierung durch Krieg und Flucht berichtet. Werden die Mütter neben diesen Vätern meist als maßgeblich auch in der Ermutigung zur Bildung ihrer Kinder beschrieben, so werden die alleinstehenden Mütter ausdrücklich als stark dargestellt. Insbesondere die vertriebenen Mütter haben als Akademiker- bzw. Lehrerwitwen nicht nur das Überleben gesichert und Geborgenheit vermittelt, sondern auch deutlich gemacht, dass Bildung und Qualifikation das wichtigste Gut sind, das in Umbruchszeiten erhalten bleibt und zum Aufbau einer gesicherten Existenz benutzt bzw. neu erworben werden kann. Diese Elternhäuser von Vertriebenen haben also ausdrücklich eine qualifizierte Schulbildung mit entsprechender Berufsperspektive, d.h. prinzipiell auch mit einem Studium, für ihre Söhne und Töchter befürwortet. Hinzu kommt bei allen Müttern, dass sie zwar häufiger über eine gute Schulbildung, z.B. das Abitur, und teils auch über weitere Qualifikationen verfügen, aber, soweit berichtet wird, keinen Beruf hatten, mit dem sie durch reguläre Berufstätigkeit einen Unterhalt für sich und die Familie hätten sichern können. Umso deutlicher konnte für die Töchter werden, wie wichtig eine qualifizierte Bil-

dung und Ausbildung mit der Perspektive auf einen existenzsichernden Beruf ist. Vorgelebt aber haben diese Mütter, dass sie sich – auch neben Männern – erfolgreich für das Überleben der Familien durch verschiedenste Tätigkeiten einsetzen konnten, dass also Frauen sich im Leben selbstständig durchsetzen können. Andererseits lebten diese Mütter mit dem teils deutlich als erzwungen erlebten Hausfrauenstatus den Töchtern auch eine Existenz vor, die sie, wie einige Äußerungen zeigen, auf jeden Fall vermeiden wollten. Zusätzlich wurde mit dem in einigen Fällen explizit gemachten Vertrauen der Eltern und vor allem der Mütter in die Fähigkeiten der Söhne und Töchter die Sicherheit dieser Töchter in der Bildungs- und späteren Berufskarriere unterstützt.

Für etliche Töchter aus Flüchtlings- und einheimischen Familien mit nicht-akademischen Elternhäusern verband sich mit dem Willen zum Aufstieg aus der Nachkriegs-Not auch ein Aufstieg durch das Studium. Das Studium mit diesem Ziel war ebenso notwendig und selbstverständlich für Söhne wie für Töchter. Allerdings gab es bei der Studienwahl für einige Töchter Einschränkungen durch konventionelle Vorstellungen der Elternhäuser von Frauenberufen. So wurde in diesen Fällen meist zunächst der Lehrerinnenberuf angestrebt, diese Perspektive dann jedoch zugunsten der Soziologie verlassen. Die übrigen Töchter waren in der Wahl ihres sozialwissenschaftlichen Studiums ungehindert. Die Studienwahl konnte offensichtlich auch insofern relativ unabhängig vom Elternhaus erfolgen, als, wie gelegentlich erwähnt wird, häufiger Stipendien oder Ähnliches bzw. Werktätigkeit zur Finanzierung dienten.

Die beiden Töchter aus Arbeiterfamilien in der ehemaligen DDR wurden beim Aufstieg durch das Studium in erster Linie durch die staatliche Bildungspolitik gefördert, obwohl teilweise auch eine Bildungsorientierung des Elternhauses gegeben war. Wie bei den Töchtern aus der Bundesrepublik gab es den Anstoß von außen zum eigenen Aufstieg durch ein Studium sowie teilweise auch das Erlebnis der Distanzierung von früheren Lebensbedingungen mit dem Aufstieg durch Bildung. Die Biographie der aus dem Ausland Stammenden weist insofern ähnliche Merkmale auf wie die übrigen, als auch hier das Studium gegenüber dem Berufsstatus des Vaters und dem nicht freiwilligen Hausfrauenstatus der Mutter einen von beiden bildungsorientierten Eltern gewollten Aufstieg bedeutete.

Frage man nach diesen Angaben aus den autobiographischen Texten zusammenfassend nach Merkmalen, die diese Frauen als eine Generation kennzeichnen könnten, so erstaunt trotz der Streuung der Geburtsjahrgänge zwischen 1935 und 1949 das Ausmaß an Gemeinsamkeiten:

Fast durchgängig ist das Erlebnis von Deklassierung, Armut und Enge des Elternhauses in den Nachkriegsjahren, aus dem heraus ein Aufstieg durch Bildung und Qualifikation angestrebt wurde. Fraglos war entsprechend für alle das Ziel ein entsprechend möglichst qualifizierter und Existenz sichernder Beruf. Hierzu gaben insbesondere auch die Mütter – mit ihrer Erfahrung eigener Defizite beruflicher

Qualifikation – die Ermutigung. Diese Töchter nahmen den Grundsatz der Chancengleichheit bzw. Belohnung nach Leistung für alle, auch für beide Geschlechter, den die Gesellschaft der Bundesrepublik, aber insbesondere auch die Politik der DDR, für sich in Anspruch nahm, als selbstverständlich an. Alle waren bereit, mit einem hohen Einsatz den Leistungsansprüchen in Schule und Universität sowie später im Beruf zu genügen. Letztlich zeigt sich bei diesen Frauen – mehr oder weniger explizit – die fraglose Priorität, die sie – ähnlich den Männern – dem vollen beruflichen Einsatz für die Wissenschaft in ihrem Leben einräumen. In diesem Sinne nehmen sie auch als Professorinnen in der Regel eine übergroße Belastung durch Forschung, Lehre, Gremienarbeit, überlokale Wissenschaftskontakte und weitere Verpflichtungen in der Öffentlichkeit auf sich. Die privaten Lebensformen sind unterschiedlich: Es gibt Partnerinnen, Mütter, Alleinlebende. Offensichtlich wurden weithin die Anforderungen an die wissenschaftliche Karriere und die Verpflichtungen der eigenen Spitzenposition durch die Belange des Privatbereichs nicht wesentlich tangiert.

1.3 Widersprüchliche Erfahrungen

Diese trotz aller individuellen Wechselseiten prinzipielle Geradlinigkeit, mit der diese Frauen den Erfordernissen einer Karriere bis in die Spitzenpositionen hinein gerecht wurden, ist nach häufigeren Hinweisen genährt durch die Begeisterung für die Wissenschaft. War das Interesse an den Sozialwissenschaften, insbesondere der Soziologie, zunächst durch die Neugier auf das Funktionieren der gesellschaftlichen Umwelt angeregt, so zeigten sich schon durch die häufigen Aufstiegs-Biographien früher oder später gesellschaftliche Widersprüche. Denn diese Frauen waren meist zunächst wie die Männer und ohne das Bewusstsein, als Frau etwas Anderes zu sein, ihren Bildungsweg gegangen. Die weibliche Abhängigkeit, die neben der Stärke in der alltäglichen Lebensbewältigung ein Aspekt des Lebens ihrer Mütter war, meinten alle durch ihre Qualifizierung hinter sich gelassen zu haben. Sie mussten jedoch im Laufe ihrer Wissenschaftskarriere erkennen, dass es Benachteiligungen nach Geschlecht gibt. Dies gilt auch für die DDR, in der sich die gesellschaftliche Realität komplizierter zeigte als dies offizielle politische Ziele nahe legten. Hier führte der Weg zum Umgang mit diesen Widersprüchen in eine – mehr oder weniger geduldete – Beschäftigung mit Frauen- und Geschlechterforschung im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Arbeit z.B. an Fragen sozialer Ungleichheit. Für die alte Bundesrepublik gilt, dass der Widerspruch zwischen Belohnung nach Leistung ohne Ansehen der Person und Diskriminierungen nach Geschlecht sich im Wesentlichen erst unter dem Einfluss der Neuen Frauenbewegung artikulieren und mit dem Beginn der Frauen- und Geschlechterforschung auch sozialwissenschaftlich bearbeiten ließ. Der starke Antrieb, den die Neue Frauenbewegung

für die eigene Bewusstseinsbildung und das weitere Arbeiten in der Wissenschaft bedeutete, wird vielfach betont.

Hier konnte sozialwissenschaftliche Analyse, die auch das Reflektieren der eigenen Lage umfasste, verbunden werden mit dem Einsatz gegen Diskriminierung und Benachteiligung. Die Streuung der Altersjahrgänge bringt zwar mit sich, dass die vor und im Zweiten Weltkrieg Geborenen neben ihren für sie wichtigen akademischen Lehrern nur auf die wenigen Frauen, die bis damals Professorinnen der Soziologie waren, z.B. Renate Mayntz, bzw. auch über Frauen geforscht hatten, z.B. Helge Pross, hinweisen können. Die nach dem Kriege Geborenen können dagegen z.B. schon von Kolleginnen als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen sprechen und sich auch bereits eher auf Ergebnisse der Frauen- und Geschlechterforschung beziehen. Auch erwähnen die nach dem Kriege Geborenen neben der Anerkennung für ihre männlichen akademischen Lehrer vereinzelt ausdrücklich die Förderung durch eine Frau unter den Lehrenden.

1.4 Pionierinnen in zwei Wissenschaftsbereichen

Alle diese Frauen stehen dennoch mit ihrer Professur und ihrem dort weiter entwickelten sozialwissenschaftlichen Profil, unter Einschluss der Frauen- und Geschlechterforschung, als Pionierinnen da. Sie bauten jeweils selbst den Bereich der Soziologie, bzw. der Sozialwissenschaften auf, in dem sie wirken: z.B. im Gebiet der Gesellschaftstheorie, des Gesellschaftsvergleichs, in der Rechtssoziologie, der Kultursoziologie, zur aktuellen Bedeutung der NS-Vergangenheit, zum Sozialen Wandel, zur Sozialpolitik, in der Familiensoziologie, der Bildungssoziologie, der Sozialisationsforschung, der Soziologie der industriellen Arbeitswelt, des Berufs bzw. der Arbeit, der Erforschung von Rationalisierung, in der Organisationssoziologie, Stadtsoziologie, Soziologie der Minderheiten sowie der Frauenbewegung. Kennzeichnend für die wissenschaftlichen Leistungen dieser Pionierinnen ist, dass sie in all den genannten sozialwissenschaftlichen Bereichen – mehr oder weniger schwerpunktmäßig – die Geschlechterperspektive einführen. Damit aber ergaben sich ganz neue Perspektiven auf die Verquickungen bzw. Wechselbeziehungen zwischen bis dahin in der Soziologie getrennt gesehenen Bereichen, z.B. zwischen Familie und Arbeitswelt oder auch zwischen Sozialisation, Bildung, Familie und Berufswelt sowie generell zwischen der Ebene der Interaktionen und gesamtgesellschaftlicher Analyse. Auch die Perspektive auf die Erforschung z.B. von Kultur, Recht, Stadt und Raum, Organisationen, Minderheiten, aber auch Sozialem Wandel sowie Sozialpolitik, ändert sich grundlegend, wenn jeweils mit beachtet wird, dass beide Geschlechter in ihren jeweiligen sozialen Lagen teils sehr unterschiedliche, teils auch gemeinsame Konstellationen aufweisen können. Wie diese Aufzählungen zeigen, hat keine dieser Frauen die Frauen- und Geschlechterforschung als eine

von übrigen Teilbereichen der Soziologie oder von deren grundlegenden theoretischen Auseinandersetzungen abgetrennten Bereich, also als eine „Bindestrich-Soziologie“ betrachtet. Vielmehr gilt für alle Frauen, dass sie – mehr oder weniger explizit – ihre Forschungen auch in der Wechselwirkung mit anderen soziologischen bzw. sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen sehen und prinzipiell dort ihren Beitrag auf den Ebenen von Theorie, Methodologie und Empirie leisten wollen.

Ältere und jüngere Sozialwissenschaftlerinnen lernten vor allem in den Debatten um Theorie und Methodologie insbesondere in der Frauen- und Geschlechterforschung voneinander. Es gab die nicht immer konfliktfreie Auseinandersetzung unterschiedlicher Ansätze, insgesamt aber eine schnell voranschreitende Anhäufung theoretischen, methodologischen und empirischen Wissens. Einige der Begründerinnen der Frauen- und Geschlechterforschung betreiben hauptsächlich die Frauen- und Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften, andere dagegen eine Sozialwissenschaft, in der Regel einen Bereich der Soziologie, auch unter Berücksichtigung von Ungleichheiten nach Geschlecht. Denn die Frauen- und Geschlechterforschung fand von Anfang an in der Soziologie, aber auch in Nachbardisziplinen, unter unterschiedlichen institutionellen Bedingungen statt (vgl. Mischau/Oechsle 2003: 3-19; vgl. Müller 2003: 52). Dabei können sich durch ein Engagement in der Herkunftsdisziplin sowie der Frauen- und Geschlechterforschung zusätzliche Belastungen ergeben (vgl. Hark 2003: 78). Obwohl insgesamt auf einige der Repräsentantinnen der Frauen- und Geschlechterforschung wesentliche theoretische und methodologische Ansätze zurückgehen und andere eher einen Schwerpunkt in empirischer Forschung haben, können die meisten dieser Frauen Leistungen in theoretischer und empirischer Forschung, die aufeinander bezogen sind, nachweisen.

1.5 Eine Generation?

Trotz der Unverwechselbarkeit der individuellen Karrieren und der spezifischen Beiträge für die wissenschaftlichen Diskurse zeigen sich bei diesen Begründerinnen der Frauen- und Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften einige Gemeinsamkeiten, die die Rede von einer Generation rechtfertigen:

Diese beziehen sich auf die häufig eher durch Mangel und Enge gekennzeichneten Ausgangslagen im Elternhaus, insbesondere den Einfluss der Mütter in ihrer Stärke für die Familie bei relativ defizitärer beruflicher Qualifikation sowie bei den Töchtern auf eine hohe Motivation für einen Aufstieg durch Bildung, Studium, beruflichen Einsatz und Karriere. Nach dem Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz strebten sie, wie die Männer, in die Wissenschaftskarriere in den Sozialwissenschaften. Die damalige Expansion und Differenzierung der Sozialwissenschaften einerseits sowie die Neue Frauenbewegung andererseits gaben günstige Rah-

menbedingungen ab für die Karrieren dieser ersten Generation von Professorinnen der Sozialwissenschaften und Begründerinnen der Frauen- und Geschlechterforschung. Dennoch trugen auch die Ressourcen, die diese Frauen aus ihren Elternhäusern mitbrachten, dazu bei, dass sie die von außen gegebenen Chancen so erfolgreich nutzen konnten. Weitere Gemeinsamkeiten liegen darin, dass trotz der Altersunterschiede diese Frauen jeweils auf ihren Professuren die ersten waren, die sich mit ihrem Wirken in der Soziologie bzw. den Sozialwissenschaften und der Frauen- und Geschlechterforschung selbst – weithin noch ohne Infrastruktur mit anderen Frauen – etablieren mussten. Von diesen Positionen her suchten sie den wissenschaftlichen Diskurs mit den anderen Frauen in der gleichen Lage und wirkten mit an der Grundlegung des theoretischen, methodologischen und empirischen Wissens in der Frauen- und Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften.

Wie weit ihr Wirken insbesondere in der Soziologie sowie in der Frauen- und Geschlechterforschung letztlich auch zu einer gegenseitigen Rezeption von Erkenntnissen in beiden Wissenschaftsbereichen beigetragen hat, soll anhand von Literatur mit Breitenwirkung, nämlich der Einführungs- und Grundlagenliteratur, aufgezeigt werden.

2. Soziologische Ansätze und Ansätze der Frauen- bzw. Geschlechterforschung

Bei einem Vergleich von Grundlagenliteratur in beiden Bereichen ist zu berücksichtigen, dass hier die akademische Disziplin der Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung, die sich einerseits als interdisziplinär versteht, andererseits ihre Bezüge zur Herkunftsdisziplin nie gelehnt hat, gegenüberstehen.

2.1 Zum Selbstverständnis der Frauen- und Geschlechterforschung

Die Frauen- und Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften sah sich immer angesiedelt zwischen ihren wissenschaftlichen Ansprüchen sowie Verpflichtungen gegenüber den Zielen der Neuen Frauenbewegung. Dabei lassen sich sowohl unter dem Terminus Frauen- als auch Geschlechterforschung Unterprivilegierungen von Frauen gegenüber Männern erfassen, deren strukturelle Grundlagen auch unter dekonstruktiver Perspektive nachweisbar bleiben können (vgl. Hagemann-White 2001: 63-73; vgl. Koppert/Selders 2003).

Obwohl es Bezüge zwischen theoretischen Ausrichtungen der Frauen- und Geschlechterforschung und mikro- sowie makrotheoretischen Ansätzen in der Soziologie gibt (vgl. Treibel 1993; vgl. Vogel 2005), werden die „Prämissen der Frauen- und Geschlechterforschung“ als „Transformation des hegemonialen

androzentrischen Wissenschaftsdiskurses und dessen Deutungsmonopol“ (Mischau/Oechsle 2003: 15) in interdisziplinärer Perspektive gesehen.

Diese Gesellschafts- und Wissenschaftskritik (vgl. Maltby 2003: 21) zeigt „das feministische Dilemma“ (Gerhard 2001: 32) der Notwendigkeit einer Argumentation gegen die traditionelle Unterprivilegierung von Frauen und für die Berücksichtigung der besonderen Lage von Frauen im Vergleich zu Männern. Dabei müssen sich wandelnde Differenzen und Ungleichheiten zwischen Frauen (vgl. Hark 2001: 61; vgl. Knapp in Heintz 2001: 56; vgl. Koppert/Selders 2003: 144-146) in ihrer zeitlichen Einbettung, z.B. in die Generativität (vgl. Hagemann-White 2001: 69) oder gesamtgesellschaftliche Veränderungen (vgl. Nickel 2001: 93f.; vgl. Nickel 1999: 15f.) beachtet werden. Letztlich ist auch aus feministischer Sicht „das Gegenüber als ähnlich und doch verschieden, zu mir im Gegensatz stehend und mir doch gleich zu verstehen“ (Hagemann-White 2001: 72).

Eine so differenzierte Vorgehensweise ist zusätzlich durch immer komplexere Geschlechterverhältnisse gefordert: „Nicht nur die Differenzen zwischen Frauen, sondern auch die Vervielfältigung sozialer Öffnungs- und Schließungsprozesse haben zu unterschiedlichen Geschlechterkonstellationen geführt, in denen soziale Über- und Unterlegenheit nicht mehr nur oder hauptsächlich durch Geschlecht markiert ist“ (Müller 2003: 58). Damit bleibt die Frauen- und Geschlechterforschung trotz disziplinärer Spezialisierung (vgl. Hark 2003: 85f.) und der „Notwendigkeit, problembezogen interdisziplinär zusammenzuarbeiten“ (Müller 2003: 49) auf die Sozialwissenschaften, insbesondere die Soziologie, (vgl. Gerhard 2001: 36; vgl. Müller 2003: 52; vgl. Nickel 2001: 93) bezogen.

Dennoch stellt sich die Frage, inwieweit die Frauen- und Geschlechterforschung mit ihrem interdisziplinären Anspruch gegenüber ihren sozialwissenschaftlichen Herkunftsdisziplinen, z.B. gegenüber der Soziologie, bereits für sich eine eigene Disziplin mit Einführungsliteratur, Nachschlagewerken sowie Darstellungen des Fachs darstellt.

2.2 Zur Grundlagenliteratur in der Frauen- und Geschlechterforschung

In Einführungen in die feministische Soziologie werden wesentliche theoretische, methodologische und empirische Erkenntnisse präsentiert und auch gesellschaftliche Rahmenbedingungen, u. a. die Frauenbewegung, berücksichtigt (vgl. Brück et. al. 1992; vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2000).

Das Nachschlagewerk „Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung“, bietet mit Beiträgen von 95 Wissenschaftlerinnen zu 90 Stichworten Erkenntnisse unter den Aspekten „Theorie, Methoden, Ergebnisse“ (Becker/Kortendiek 2004). Dazu führt ein Band „Schlüsselwerke der Geschlechterforschung“ (Löw/Mathes 2005) mit der Darstellung von 18 als wesentlich für die Entwicklung der Frauen-

und Geschlechterforschung erachteten Werken in die Tradition dieses Wissenschaftsbereichs ein. Bereits seit den 1980er Jahren stellen von der Sektion Frauenforschung in der DGS herausgegebene Bände theoretische, methodologische und empirische Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechterforschung dar (vgl. z.B. Beer 1987; vgl. z.B. Knapp/Wetterer 1992; vgl. z.B. Diezinger u.a. 1994). Daneben wird die Interdisziplinarität der Frauen- und Geschlechterforschung deutlich in einem Lehrbuch als CD: „Denkverhältnisse, Ansätze und Strategien feministischer Erkenntniskritik“ (Gehring/Klinger/Knapp/Singer 2003).

Diskussionen zur Lage der Frauen- und Geschlechterforschung zwischen „Forschung, Bewegung und Politik“ (Hornung/Gümen/Weilandt 2001: 12) finden sich z.B. in einem Band, der Debatten aus der Sektion Frauenforschung in der DGS auch in ihrer Beziehung zur Soziologie (vgl. Gerhard in Hornung/Gümen/Weilandt 2001: 36) darstellt. In der Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien werden ebenfalls Diskussionen um das Selbstverständnis der Frauen- und Geschlechterforschung, z.B. zur Beziehung zwischen Feministischer Politik und Gender Mainstreaming, geführt (vgl. Wetterer 2002; vgl. Wetterer/Saupe 2004: 5f.; vgl. Brückner 2004: 37; vgl. Metz-Göckel 2003: 42).

In der Frauen- und Geschlechterforschung finden sich also Einführungen, Nachschlagewerke, Materialbände und Diskussionen zur Lage des Wissenschaftsbereichs. Sie hat sich in dieser Hinsicht wie eine Disziplin entwickelt, deren Bezüge zur Herkunftsdisziplin Soziologie vor allem in der kritischen Auseinandersetzung mit deren herkömmlichen Befunden deutlich werden.

Zugleich ist zu fragen, welchen Stellenwert die Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechterforschung in der Soziologie in ihren Einführungen, Nachschlagewerken, Darstellungen sowie Reflexionen über die Lage des Fachs haben.

2.3 Zur Grundlagenliteratur in der Soziologie

Das derzeit relativ umfangreichste, vierbändige Einführungswerk in die Soziologie, das sich auf Theorien (vgl. Treibel 1993), Begriffe (vgl. Korte/Schäfers 1992a), spezielle Soziologien (vgl. Korte/Schäfers 1993), und die Geschichte des Fachs (vgl. Korte/Schäfers 1992b) bezieht, zeigt, dass Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechterforschung durchweg neben Ergebnissen aus anderen Bereichen der Soziologie erwähnt werden. Dies gilt ebenso für eine kürzere Einführung (vgl. Korte 2004).

Unter den Nachschlagewerken enthält ein „Informationsband über Entwicklung und Stand der Soziologie in Deutschland“ (Schäfers 1995: 7) u. a. einen Beitrag zur Frauen- und Geschlechterforschung (vgl. Gerhard 1995: 199-212). In einem Band „Schlüsselwerke der Soziologie“ (Papcke/Oesterdiekhoff 2001) sowie einem „Lexikon der soziologischen Werke“ (Oesterdiekhoff 2001) dagegen findet

Frauen- und Geschlechterforschung mit jeweils einem Buchtitel von 200 bzw. 750 Titeln nur eine marginale Erwähnung. In Übersichten über Publikationen wie dem Sonderheft 5 der Soziologischen Revue, „Kritische Bestandsaufnahmen zu einer Soziologie für das 21. Jahrhundert“ (Münch/Jauß/Stark 2000), oder in der „Bibliographie zur deutschen Soziologie Band 3: 1987-1991“ (Herfurth/Hradil/Schönfeld 1998) wird die Frauen- und Geschlechterforschung als Teilbereich der Soziologie mit ihren Publikationen berücksichtigt.

Die Frauen- und Geschlechterforschung hat also in Einführungen in die Soziologie und Nachschlagewerken eher den Stellenwert einer Teildisziplin, aus der mehr oder auch weniger Erkenntnisse neben die aus anderen soziologischen Bereichen gestellt werden.

In Diskussionen zur Lage der Disziplin Soziologie in der Zeitschrift „Soziologie“ wird die Verselbständigung von Teilbereichen der Soziologie beklagt (vgl. Mayer 1996: 14). Aus Teildisziplinen der Soziologie wie der Arbeitswissenschaft (vgl. Senghaas-Knobloch 1996: 34f.), der Arbeits- und Industriesoziologie (vgl. Kühl 2004: 8f.), der Politischen Soziologie (vgl. Bach 2004: 31; vgl. Borchert 2004: 35) werden in diesem Sinne mehr Bezüge zu anderen speziellen Soziologien, zu Methoden- und Theorie-Praxis-Diskussionen in der Soziologie allgemein sowie zur Gesellschaftstheorie gefordert. Als verbindendes Element aller Teilbereiche der Soziologie wird die Dauerreflexion über eine gute Gesellschaft gesehen (vgl. Kaesler 2003: 11). Diese Reflexivität der Soziologie sollte sich auf die Gesellschaft wie auf die Wissenschaft selbst mit ihren Bindestrich-Soziologien beziehen (vgl. Lepsius 2003: 20ff.).

In einem solchen Austausch zwischen den Teildisziplinen unter dem Aspekt wesentlicher gesellschafts- und wissenschaftskritischer Aufgaben der Soziologie wäre die Frauen- und Geschlechterforschung mit ihren kritischen Ansprüchen eher als Teildisziplin der Soziologie vorstellbar als in der oben angeführten schlicht additiven Rezeption ihrer Erkenntnisse.

2.4 Probleme gegenseitiger Rezeption und Entwicklungsperspektiven

Insgesamt lässt sich in der Soziologie eher ein Hinzufügen von Erkenntnissen aus der Frauen- und Geschlechterforschung, in der Frauen- und Geschlechterforschung eine eigenständige wissenschaftliche Auseinandersetzung auch mit Erkenntnissen aus der Herkunftsdisziplin Soziologie erkennen. Dabei wird an den Debatten in der Soziologie um die Beziehungen zu den Teildisziplinen, aber auch in der gesellschafts- und wissenschaftskritischen Auseinandersetzung der Frauen- und Geschlechterforschung mit herkömmlichen Erkenntnissen der Soziologie, die Notwendigkeit eines stärkeren und kontinuierlicheren wissenschaftlichen Austausches deutlich – unabhängig davon, ob die Frauen- und Geschlechterforschung als

Teildisziplin der Soziologie oder eigenständig ähnlich einer Disziplin gesehen wird. Dieser Austausch wäre auf gemeinsame paradigmatische Wurzeln, auf Theorieidebatten und die Diskussion von Methodenfragen sowie empirischen Befunden zu beziehen.

Vereinzelt wird diese Notwendigkeit der Diskussion bereits zwischen der Frauen- und Geschlechterforschung und den soziologischen Bereichen der Erforschung sozialer Ungleichheit (vgl. Cyba 1995: 164ff.; vgl. Gottschall 2000: 21, 13f., 51, 338) sowie der Sozialisationsforschung (vgl. Gildemeister 2005: 194, 204, 209, 211; vgl. Gildemeister/Wetterer 1992; vgl. Wetterer 2003) gesehen. Damit gibt es bereits in wichtigen Forschungsbereichen mit eher makrotheoretischem bzw. eher mikrotheoretischem Bezug Beispiele für eine gegenseitige Rezeption.

Insgesamt zeigt diese Literaturanalyse, dass trotz des Wirkens der ersten Generation von Professorinnen der Sozialwissenschaften, insbesondere der Soziologie, die gleichzeitig Begründerinnen der Frauen- und Geschlechterforschung sind, in der Herkunftsdisziplin Soziologie die Frauen- und Geschlechterforschung eher nur durch Addition einzelner Ergebnisse zur Kenntnis genommen wird.

3. Zur weiteren Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung in ihrer Beziehung zur Soziologie – aus der Sicht der Repräsentantinnen beider Bereiche

Auf Wunsch von Autorinnen dieses Sammelbands wurde nach Vorliegen der autobiographischen Texte und vor Fertigstellung des Manuskripts ein Workshop zur gegenwärtigen Lage und Zukunft der Frauen- und Geschlechterforschung in ihrer Beziehung zur Soziologie veranstaltet.

3.1 Der äußere Rahmen

Gekommen waren von den 23 Mitwirkenden an diesem Sammelband 16 – zuzüglich einer Teilnehmerin, die nicht am Sammelband, dafür aber an dem Workshop mitwirken konnte. Die Teilnehmerinnen waren: Regina Becker-Schmidt, Karin Flaake, Sabine Gensior, Ute Gerhard, Carol Hagemann-White, Doris Janshen, Beate Krais, Helgard Kramer, Helga Krüger, Ilse Lenz, Sigrid Metz-Göckel, Ursula Müller, Rosemarie Nave-Herz, Marianne Rodenstein, Tilla Siegel, Ingrid N. Sommerkorn und Ulrike Vogel.

Zusätzlich eingeladen waren 2 Vertreterinnen des wissenschaftlichen Nachwuchses, Heike Kahlert und Paula Villa, die von diesem Workshop der Gründerinengeneration der Frauen- und Geschlechterforschung mit Publikationen in der Scientific Community berichten sollten.

Der Workshop war so organisiert, dass jeweils zwei kurze Stellungnahmen eine nachfolgende Diskussion im Plenum einleiteten. Eine zusätzliche Abschlussdiskussion ergänzte die Ergebnisse der beiden vorausgegangenen Diskussionen.

3.2 Die Kurzvorträge

In den ersten beiden Stellungnahmen ging es um Beginn, Entwicklungen und Zukunft der Frauen- und Geschlechterforschung in ihrer Beziehung zur Soziologie:

So erinnerte Rosemarie Nave-Herz an Widerstände, die der neuen, erstmals feministischen Frauenforschung zu Beginn entgegengebracht wurden. Der Begriff, Frauenforschung, war ein Reizwort. Dennoch setzten sich Fragestellungen und Inhalte der Frauen- und Geschlechterforschung in der Folgezeit z.B. insofern durch, als die Senatskommission der DFG für Frauenforschung 1994 ihre Ergebnisse vorlegte und als der Soziologentag schließlich in Kongress für Soziologie umbenannt wurde. Auch ist die Gender-Perspektive inzwischen vielfältig in Studiengänge und Prüfungsordnungen integriert. Dennoch schließen herkömmliche „Zitier-Kartelle“ die Frauen- und Geschlechterforschung nach wie vor aus, und es besteht die Gefahr, dass es für diesen Wissenschaftsbereich angesichts aktueller Sparzwänge einen „Roll Back“ gibt.

Gab Rosemarie Nave-Herz in dieser Weise den Rahmen für die weiteren Diskussionen des Workshops vor, so brachte Regina Becker-Schmidt mit ihrem Beitrag weitere Überlegungen ein.

Regina Becker-Schmidt machte deutlich, dass die Schubkraft der Frauen- und Geschlechterforschung hinsichtlich des Hinterfragens herkömmlicher geschlechts-hierarchischer Verhältnisse durch die Neue Frauenbewegung begründet wurde. Dies wirkte auch eine Zerreißprobe zwischen der sozialen Bewegung, die theoretisch sein konnte, und der Scientific Community, in der wissenschaftliche Anerkennung mit der Abkopplung von dieser sozialen Bewegung verbunden sein konnte. Aus der Sicht der Frauen- und Geschlechterforschung wurde der gesellschaftskritische Vergleich zwischen Frauen und Männern mit dem Anspruch geleistet, nicht nur ein Nischendasein im Sinne einer bestimmten Klientele, nämlich der Frauen, zu führen. Der theoretische grundsätzlich kritische Anspruch der Frauen- und Geschlechterforschung wird deutlich in ihren drei wichtigen Ausrichtungen: der Diskurstheorie, dem Sozialkonstruktivismus und gesellschaftstheoretischen Ansätzen. Vor diesem Hintergrund sind Probleme von Macht und Herrschaft, das Gewicht von Lebenslagen, vor allem aber die Beziehungen von Produktion und Reproduktion in Verbindung mit Geschlechterverhältnissen zu erforschen. Hiermit ergeben sich Beiträge, die die Frauen- und Geschlechterforschung für die Allgemeine Soziologie liefern kann. Ebenso wichtig aber ist der Austausch zwischen den unterschiedlichen Richtungen in der Frauen- und Geschlechterfor-

schung. Immer geht es um die Suche nach Anschlussstellen, um gemeinsam an der Erforschung sozialer Probleme mitzuwirken.

Zwei weitere Stellungnahmen waren der Gegenwart und zukünftigen Lage der Frauen- und Geschlechterforschung in ihrer Beziehung zur Soziologie gewidmet.

So ging Carol Hagemann-White in ihrer Stellungnahme von drei wesentlichen Entdeckungen der interdisziplinären Frauen- und Geschlechterforschung aus. Sie lauten im Kern: Frauen sind unsichtbar, gegen Frauen wird Gewalt ausgeübt, Frauen leisten Arbeit, die wenig Beachtung findet. An der Disziplin Pädagogik demonstrierte sie, inwieweit diese Entdeckungen für den „Kern“ des Fachs wichtig sind. Sie stellte fest, dass die Aspekte von Macht und Machtmisbrauch, geschweige denn von Gewalt, in der Diskussion zur zentralen Kategorie der pädagogischen Beziehung keine Rolle spielen. In der Pädagogik besteht vielmehr die Neigung, solche problematischen Aspekte dieser Beziehung, anstatt sie theoretisch zu reflektieren und empirisch zu erforschen, in Praxisprogramme z.B. zur Gewaltprävention zu verlagern, deren Forschungsgrundlagen aus anderen Disziplinen, z.B. der Verhaltenspsychologie, kommen. Frauen- und Geschlechterforschung aber wird überflüssig, wenn sie nicht mit ihrem theoretischen, methodologischen und empirischen Wissen zur Aufklärung in den entsprechenden „Kernbereichen“ der Disziplin beitragen kann. Hierbei reicht es nicht aus, dass einzelne Vertreterinnen der Frauen- und Geschlechterforschung mit ihren Erkenntnissen Anerkennung in den Disziplinen erhalten. Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechterforschung müssen vielmehr in ihrer Relevanz systematisch im „Kern“ der Disziplin Berücksichtigung finden. Allerdings muss auch konstatiert werden, dass es Veränderungen von Machtverhältnissen gibt, die eine Außenorientierung der Disziplin erzwingen und auf diese Weise einen systematischen Austausch zwischen der Disziplin und der Frauen- bzw. Geschlechterforschung unmöglich machen.

Hob Carol Hagemann-White Erkenntnisse einer interdisziplinären Frauen- und Geschlechterforschung hervor, die in den „Kern“ der Disziplin eingreifen müssten, so betonte Beate Krais in ihrer darauf folgenden Stellungnahme die kritische Diskussion von Kategorien der Herkunftsdisziplin vor dem Hintergrund von Erkenntnissen der Frauen- und Geschlechterforschung.

Beate Krais wies nach, dass die soziologische Kategorie der Sozialen Rolle zur Bestimmung von Geschlecht nicht ausreicht. Denn sie kann weder die involvierten Machtverhältnisse noch die physisch-biologische Verankerung des Geschlechts in der Körperlichkeit noch den Wandel von Geschlechterverhältnissen erfassen. Die Kategorie Geschlechterrolle sowie die des Gender erfasst nicht die Herstellung und Veränderung bzw. Aufrechterhaltung der Geschlechterhierarchie. Vielmehr verweisen Kapitalverhältnis und Geschlechterverhältnis auf die Verschränkung von Produktion und Reproduktion in unserer Gesellschaft. Immer besteht die Gefahr der Renaturalisierung von gesellschaftlichen Verhältnissen, insbesondere auch des Geschlechterverhältnisses. So signalisiert nach Beate Krais die heftige Debatte um

Vaterschaftstests noch unerforschte Aspekte von Wechselbeziehungen zwischen biologisch gerechtfertigter Geschlechterhierarchie und gesellschaftlichem Status.

3.3 Die Diskussionen

Sowohl in der von Ilse Lenz moderierten Diskussion nach den Beiträgen von Rosemarie Nave-Herz und Regina Becker-Schmidt als auch in der von Ursula Müller geleiteten Diskussion der Beiträge von Carol Hagemann-White und Beate Krais, aber auch in der Abschlussdiskussion ging es um Strategien zur Platzierung der Frauen- und Geschlechterforschung in der Beziehung zur Herkunftsdisziplin sowie um den Stellenwert der Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechterforschung für die Soziologie. Der Zusammenhang dieser beiden Ebenen der Diskussion erklärt sich durch die langjährige Erfahrung an der Hochschule, dass Umsetzungen im Alltag des Wissenschaftsbetriebs für das Überleben eines Wissenschaftsbereichs ebenso wichtig sind wie grundsätzliche inhaltliche Überlegungen im Fach.

Strategische Hinweise bezogen sich auf die Notwendigkeit, mit Erkenntnissen der Frauen- und Geschlechterforschung in Studiengängen, z.B. in den neuen BA- und MA-Curricula, ebenso wie in wissenschaftlichen Diskursen des Mainstream der Wissenschaft, z.B. durch Publikationen in entsprechenden Zeitschriften, vor allem aber in Entscheidungsgremien innerhalb wie außerhalb der Hochschule, z.B. auch in den Akkreditierungskommissionen für Studiengänge, präsent zu sein. Eine wichtige Aufgabe wurde in der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses als Weitergabe von Expertise, in Offenheit auch für kontroverse Auseinandersetzungen, gesehen. Zur Dokumentation des Erkenntnisstandes der Frauen- und Geschlechterforschung wurde z. B. die Beantragung eines DFG-Schwerpunkts oder auch die Veröffentlichung eines Manifests vorgeschlagen.

Als Rahmenbedingungen solcher Durchsetzungs- und Selbstbehauptungsprozesse der Frauen- und Geschlechterforschung werden nicht nur die herkömmlichen Kriterien z.B. der eingeworbenen Drittmittel und der überlokalen wissenschaftlichen Vernetzung, sondern auch die Prozesse der Regionalisierung und Individualisierung der Entwicklung von Hochschulen mit ihren unterschiedlichen Profilierungsmöglichkeiten und Sparzwängen gesehen. Wichtig ist die Bildung von Strukturen mit Traditionen, in denen die Frauen- und Geschlechterforschung verankert ist. Als hilfreich zur Überwindung eines Nischendaseins der Frauen- und Geschlechterforschung sowie zur Integration ihrer Erkenntnisse in den jeweiligen „Kern“ des Fachs wird eine Doppelqualifikation von Lehrenden wie Forschenden, Frauen wie Männern, in herkömmlichem soziologischem Fachwissen sowie in der Frauen- und Geschlechterforschung angesehen. Männliche Bündnispartner können ebenso wichtig sein wie Quotierungen und Selbstverpflichtungen in den Gremien mit dem Ziel einer Geschlechterparität.

Es geht also um eine unorthodoxe Pluralität von Strategien, um der Frauen- und Geschlechterforschung einerseits selbst eine Tradition zu schaffen und sie andererseits in der akademischen Herkunftsdisziplin zu verankern.

Die Frage nach dem „Kern“ des Fachs, in dem Leistungen der Frauen- und Geschlechterforschung rezipiert werden sollten, führte zur Frage nach dessen Wandel und so z.B. zur Feststellung des Reputationsverlusts der Soziologie in der Öffentlichkeit wie im Kampf zwischen den Disziplinen um Ressourcen, aber auch zum Hinweis auf „Konjunkturen“ z.B. der Bildungssoziologie. Wichtiger als die Definition eines jeweiligen „Kerns“ des Fachs sollte die Bearbeitung gemeinsamer Probleme im Sinne des Erkenntnisgewinns für die Herkunftsdisziplin Soziologie wie für die Frauen- und Geschlechterforschung sein. Der Zusammenhang zwischen Produktion und Reproduktion, z.B. in Erwerbsarbeit und Familie unter Berücksichtigung von Lebenslauf und institutioneller Einbettung, wurde als mögliches gemeinsames Arbeitsfeld hervorgehoben. Aktuell wäre jedoch auch die gemeinsame Bearbeitung z.B. des Problems des Bevölkerungserhalts, aber auch das der Gewalt in sozialen Beziehungen. Die Frauen- und Geschlechterforschung reklamiert dabei die Kompetenz, in allen Daseinsbereichen den Stellenwert von Geschlecht in seinen Konsequenzen für die Analyse des Ganzen zu beleuchten, so z.B. in der Sozialen Ungleichheit, Modernisierung und Rationalisierung. Sie hat mit ihren theoretischen Ansätzen einen aufmerksamen Blick auf die Wechselbeziehungen zwischen Verhältnissen und Verhalten, zwischen Strukturen und Handeln, so z.B. zwischen Sozialer Ungleichheit und Sozialisation, entwickelt, die auch für die Soziologie generell von Interesse sind. Auch ein Austausch mit anderen Disziplinen, wie den „Lebenswissenschaften“ z.B. über die Konzeptionen von Geschlecht und sozialer Ungleichheit wäre für Soziologie sowie Frauen- und Geschlechterforschung gleichermaßen interessant.

An diesen Vorschlägen zeigt sich, dass die Frauen- und Geschlechterforschung nicht nur von Fall zu Fall als „Bindestrich-Soziologie“ einzelne Ergebnisse liefern sollte. Vielmehr sind vor allem ihre methodologischen und epistemologischen Erkenntnisse sowie ihre Infragestellung von Objektivitätskriterien ein möglicher Beitrag für soziologische Analysen. In dieser Perspektive wäre auch eine Weiterentwicklung von „Kernbereichen“ des Fachs denkbar.

Bedacht wurde jedoch auch, dass neue Erkenntnisse nur aufgenommen werden, wo sie den Interessen des Fachs entsprechen. Sie müssen sich also immer auch durchsetzen. Bietet eine herkömmliche Disziplin „blinde Flecken“, so kann in bestimmten historischen Kontexten der Einfluss der Frauen- und Geschlechterforschung begünstigt werden, wenn auch der äußere Rahmen, in dem aus beiden Wissenschaftsbereichen heraus agiert wird, dies zulässt.

Diese Diskussionen verdeutlichen, wo die Erfahrensten in diesen Bereichen wichtige Aufgaben der Sicherung nachhaltiger Strukturen für die Frauen- und Geschlechterforschung sowie Felder inhaltlicher Kooperation in der Herkunftsdisziplin

lin Soziologie sehen. Die Beteiligten zeigten dabei ihre Bereitschaft, selbst weiter an wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritten und somit auch an der Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung in ihrer Beziehung zur Soziologie mitzuwirken.

3.4 Ausblick

Greift man die Ausgangsfragen dieses Nachworts auf, so lässt sich nach den Diskussionen dieses Treffens festhalten, dass diese Gründerinnengeneration nach langjähriger Erfahrung in der Wissenschaft ihr großes Engagement deutlich machte für eine Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung in der Beziehung zur Herkunftsdisziplin, insbesondere der Soziologie. Diese Repräsentantinnen teils sehr unterschiedlicher Zugänge zur Frauen- und Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften zeigten durchgängig die Bereitschaft, im Gespräch aufeinander zuzugehen, Argumente aufzugreifen und weiter zu entwickeln. Da man sich einig darin war, dass bisher nur einzelne Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechterforschung in der Soziologie zur Kenntnis genommen werden und dass die Frauen- und Geschlechterforschung an Hochschulen teilweise nur schwach institutionalisiert ist, war das Bemühen darauf gerichtet, auf beiden Ebenen zukunftsträchtige Perspektiven aufzuzeigen. Dabei wurde deutlich gemacht, dass das Interesse der Frauen- und Geschlechterforschung darauf gerichtet ist, in dauerhaften Strukturen am Erkenntnisfortschritt mitzuwirken und dabei in den Grundsatzdebatten der Disziplin Soziologie beachtet zu werden. Aus der kritischen Tradition dieses Wissenschaftsbereichs heraus gewonnene Ergebnisse wurden insgesamt für die Herkunftsdisziplin als mögliche Bereicherung und Anknüpfungspunkt für weitere gemeinsame wissenschaftliche Anstrengungen angesehen.

Der hohe Stellenwert, den die erste Generation von Professorinnen der Sozialwissenschaften und Begründerinnen der Frauen- und Geschlechterforschung einer solchen Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung insbesondere in der Soziologie einräumt, wurde dadurch bestätigt, dass eine Fortsetzung dieser Diskussionen als wünschenswert bezeichnet wurde.

In dieser Perspektive sind folgende Aufgaben denkbar:

Aus diesem Kreise wären Anstöße möglich für die weitere Frauen- und Geschlechterforschung in der Soziologie. Unter Einbeziehung unterschiedlicher Ansätze in der Frauen- und Geschlechterforschung könnten konkrete Forschungsfragen formuliert werden z.B. zu den widersprüchlichen Beziehungen zwischen Familie und Erwerbstätigkeit, die Produktion und Reproduktion in der Gesellschaft sowie die Verschränkung von Klassenverhältnis und Geschlechterverhältnis beleuchten. Hierbei würden Aspekte von Sozialer Ungleichheit und Sozialisation jeweils in makro- wie mikrotheoretischer Perspektive erforscht.

Weiter sollte – in Anknüpfung an die Kritik des Gender Mainstreaming – eine Definition von „Gender-Forschung“ vertreten werden, die in ihrer Differenziertheit anschlussfähig ist an den Stand der theoretischen, methodologischen und empirischen Erkenntnisse der Frauen und Geschlechterforschung. Solche Forschung kann – u. U. in Abstimmung mit der Herkunftsdisziplin Soziologie – in sozialwissenschaftlichen Pilotprojekten unter Berücksichtigung von Ungleichheiten z.B. nach Klasse, Ethnie, Religion und Region die Gleichstellung in einzelnen Politikbereichen unterstützen.

Diese Vorschläge müssen auch vor dem Hintergrund aktueller Einsparungen im Hochschulbereich gesehen werden. Denn diese bringen u. a. die Frauen- und Geschlechterforschung sowie die Soziologie immer wieder in Rechtfertigungszwänge. Hier kann der durch die Literatur, vor allem aber durch die Begründerinnen der Frauen- und Geschlechterforschung selbst nahegelegte Dialog zwischen beiden Wissenschaftsbereichen dem Erkenntnisfortschritt, bzw. der Exzellenz, aber auch der institutionellen Positionierung unter den Wissenschaften dienen. Ebenso wichtig ist es, im Politikbereich die Leistungsfähigkeit der Frauen- und Geschlechterforschung in der Soziologie im Sinne einer differenzierten Umsetzung von Gender Mainstreaming deutlich zu machen. Die Professionalität sozialwissenschaftlicher Expertise aus der Frauen- und Geschlechterforschung – im Austausch mit entsprechenden Bereichen der Soziologie – kann dazu beitragen, dass politische Ziele der Gleichstellung der Geschlechter nah an den Bedürfnissen der Betroffenen angestrebt werden.

Literatur

- Armbruster, L. Christof/Müller, Ursula/Stein-Hilbers, Marlene (Hg.) (1995): Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse. Opladen
- Bach, Maurizio (2004): Denken Soziologen anders über Politikwissenschaft als Politikwissenschaftler? Zur Eigenständigkeit der Politischen Soziologie. In: Soziologie. Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 33. 2: 17-34
- Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.) (2004): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (2000): Feministische Theorien zur Einführung. Hamburg
- Beer, Ursula (Hg.) (1987): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. FFI. Bielefeld
- Borchert, Jens (2004): Identität kontra Interdisziplinarität? Politische Soziologie und der fatale Hang zur Abgrenzung. In: Soziologie. Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 33. 4: 28-35
- Brück, Brigitte/Kahlert, Heike/Krüll, Marianne/Milz, Helga/Osterland, Astrid/Wegehaupt-Schneider, Ingeborg (1992): Feministische Soziologie. Eine Einführung. Frankfurt a. M.
- Brückner, Margrit (2004): „Re-“ und „De-gendering“ von Sozialpolitik, sozialen Berufen und sozialen Problemen. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 22. 2+3: 25-39

- Cyba, Eva (1995): Beharrung und Dialog. Feministische Perspektive und soziologische Ungleichheitsanalyse. In: Armbrauster et. al. (1995): 157-169
- Diezinger, Angelika/Kitzer, Hedwig/Anker, Ingrid/Bingel, Irma/Haas, Erika/Odierna, Simone (Hg.) (1994): Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. FF8. Freiburg i. Br.
- Gehring, Petra/Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Singer, Mona (2003): Denkverhältnisse. Ansätze und Strategien feministischer Erkenntniskritik. In: VINGS: Virtual International Gender Studies (CD). Bielefeld/Bochum/Hagen/Hannover
- Gerhard, Ute (1995): Sozialwissenschaftliche Frauenforschung. Perspektivenwechsel und theoretische Diskurse. In: Schäfers (1995): 199-212
- Gerhard, Ute (2001): Frauenbewegung, Frauenforschung, Frauenpolitik. Innovation und Selbstreflexion. In: Hornung et. al. (2001): 21-39
- Gildemeister, Regine (2005): Carol Hagemann-White: Sozialisation: Weiblich – Männlich? In: Löw/Matthes (2005): 194-213
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp/Wetterer (1992): 201-254
- Gottschall, Karin (2000): Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs. Opladen
- Hagemann-White, Carol (2001): Was bedeutet „Geschlecht“ in der Frauenforschung? Ein Blick zurück und ein Entwurf für heute. In: Hornung et. al. (2001): 63-73
- Hark, Sabine (2001): Normalisierte Wissenschaft? Zum herrschaftskritischen Potential von Frauen- und Geschlechterforschung. In: Hornung et. al. (2001): 58-63
- Hark, Sabine (2003): Material Conditions. Begrenzte Möglichkeiten inter- und transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 21. 2+3: 76-89
- Heintz, Bettina (Hg.) (2001): Geschlechtersoziologie. Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Wiesbaden
- Herfurth, Matthias/Hradil, Stefan/Schönfeld, Gerhard (1998): Bibliographie zur deutschen Soziologie. Band 3: 1987-1991. Wiesbaden
- Hornung, Ursula/Gümen, Sedef/Weilandt, Sabine (2001): Einleitung. In: Hornung et. al. (2001): 10-20
- Hornung, Ursula/Gümen, Sedef/Weilandt, Sabine (Hg.) (2001): Zwischen Emanzipation und Gesellschaftskritik: (Re)Konstruktionen der Geschlechterordnung in Frauenforschung – Frauenbewegung – Frauenpolitik. Münster
- Kaesler, Dirk (2003): Die Soziologie trägt dazu bei, gesellschaftliche Verhältnisse menschenwürdiger zu gestalten. Perspektiven einer zukünftigen Soziologie. In: Soziologie. Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 32. 3: 6-14
- Knapp, Gudrun-Axeli (2001): Grundlagenkritik und stille Post. Zur Debatte um einen Bedeutungsverlust der Kategorie „Geschlecht“. In: Heintz (2001): 53-74
- Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.) (1992): Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie. FF6. Freiburg i. Br.
- Koppert, Claudia/Selders, Beate (Hg.) (2003): Hand aufs dekonstruierte Herz. Königstein/Taunus
- Korte, Hermann (2004): Soziologie. Konstanz
- Korte, Hermann/Schäfers, Bernhard (Hg.) (1992a): Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie. Opladen
- Korte, Hermann/Schäfers, Bernhard (Hg.) (1992b): Einführung in die Geschichte der Soziologie. Opladen
- Korte, Hermann/Schäfers, Bernhard (Hg.) (1993): Einführung in spezielle Soziologien. Opladen
- Kühl, Stephan (2004): Von der Krise, dem Elend und dem Ende der Arbeits- und Industriesoziologie. In: Soziologie. Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 33. 2: 7-16

- Lepsius, M. Rainer (2003): Die Soziologie ist eine Dauerkrise. Ein Gespräch mit Georg Vobruba. In: Soziologie. Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 32. 3: 20-30
- Löw, Martina/Matthes, Bettina (Hg.) (2005): Schlüsselwerke der Geschlechterforschung. Wiesbaden
- Maltry, Carola (2003): Frauen- und Geschlechterforschung als transformative Wissenschaft. Ein Diskussionsbeitrag. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 21. 2+3: 20-26
- Mayer, Karl Ulrich (1996): Gefahren drohen weniger von außen als von innen. Ein Kommentar zur Lage der soziologischen Forschung. In: Soziologie. Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 25. 4: 9-15
- Metz-Göckel, Sigrid (2003): Gender Mainstreaming und Geschlechterforschung – Gegenläufigkeiten und Übereinstimmungen. Ein Diskussionsbeitrag. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 21. 2+3: 40-47
- Mischau, Anina/Oechsle, Mechthild (2003): Einführung in den Themenschwerpunkt (Wechselwirkungen, Risiken und Nebenwirkungen. Frauen- und Geschlechterforschung im Kontext von Disziplinen und Interdisziplinarität). In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 21. 2+3: 3-19
- Müller, Ursula (2003): „Gender“ kommt – Geschlechter gehen? Selbst- und Fremdpositionierungen in den Sozialwissenschaften. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 21. 2+3: 48-66
- Münch, Richard/Jauß, Claudia/Stark, Carsten (Hg.) (2000): Soziologie 2000. Kritische Bestandsaufnahmen zu einer Soziologie für das 21. Jahrhundert. In: Soziologische Revue. Besprechungen neuerer Literatur. 23. Sonderheft 5
- Nickel, Hildegarde Maria (1999): Paradigmen der Frauen- und Geschlechterforschung. In: Nickel et. al. (1999): 9-33
- Nickel, Hildegarde Maria (2001): Vom Umgang mit Differenzen. In: Hornung et. al. (2001): 87-96
- Nickel, Hildegarde Maria/Völker, Susanne/Hüning, Hasko (Hg.) (1999): Transformation – Unternehmensorganisation – Geschlechterforschung. Opladen
- Oesterdiekhoff, Georg W. (Hg.) (2001): Lexikon der soziologischen Werke. Wiesbaden
- Papcke, Sven/Oesterdiekhoff, Georg W. (Hg.) (2001): Schlüsselwerke der Soziologie. Wiesbaden
- Schäfers, Bernhard (Hg.) (1995): Soziologie in Deutschland. Entwicklung, Institutionalisierung und Berufsfelder, Theoretische Kontroversen. Opladen
- Senghaas-Knobloch, Eva (1996): Soziologie in der Arbeitswissenschaft. Arbeitswissenschaft als konstruktive Sozialwissenschaft par excellence? In: Soziologie. Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 25. 4: 29-36
- Treibel, Annette (1993): Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart. Opladen
- Vogel, Ulrike (Hg.) (2005): Was ist weiblich – was ist männlich? Aktuelles zur Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften. Bielefeld
- Wetterer, Angelika (2002): Strategien rhetorischer Modernisierung. Gender Main-streaming, Managing Diversity und die Professionalisierung der Gender-Expertinnen. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 20. 3: 129-148
- Wetterer, Angelika (2003): Die Krise der Sozialisationsforschung als Spiegel gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 21. 1: 3-22
- Wetterer, Angelika/Saupe, Angelika (2004): Einführung in den Themenschwerpunkt „Feminist politics“ oder „Gender Mainstreaming“: Über getrennte Diskurse und separierende Begriffe. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 22. 2+3: 3-8

Zu den Autorinnen



Rosemarie Nave-Herz: geb. 1935, Promotion 1963 Universität Köln, 1971-1974 o. Professur Universität Köln, seit WS 1974/75 Professur Soziologie mit dem Schwerpunkt Familie, Jugend und Freizeit an der Universität Oldenburg; Frühjahr- und Sommersemester 1985 Gastprofessur University of Sussex/England, 1987-1992 wissenschaftliche Leiterin des Instituts Frau und Gesellschaft (IFG) Hannover (nebenamtlich), Mitglied verschiedener Kuratorien, wissenschaftlicher Beiräte, Fachausschüsse und Sachverständigenkommissionen sowie Mitherausgeberin verschiedener soziologischer Zeitschriften, 1995 Verleihung des Dr. phil. hc., 2000 Verleihung des Verdienstkreuzes 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland; Forschungsschwerpunkte: Familie im Wandel, Geschlechterforschung, Geschichte der Frauenbewegung; Publikationen: Nave-Herz, Rosemarie: Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland. Hg. von der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung. 5. Aufl. Hannover 1997; Nave-Herz, Rosemarie: Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. 2. Aufl. Darmstadt 2002; Nave-Herz, Rosemarie: Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde. Weinheim/München 2004.

Homepage: www.uni-oldenburg.de/soziologie/823.html



Ingrid N. Sommerkorn: geb. 1936, Promotion 1966, Ph. D. University of London, 1971-1976 Professur für Soziologie der Erziehung Universität Bremen (C3), 1976-2001 Professorin (C4) Universität Hamburg, dort bis 1995 Mitgliedschaft am IZHD und Institut für Soziologie, dann nur Institut für Soziologie; Gastprofessuren in USA, Kanada, Frankreich, Süd Afrika, Mitglied der Sachverständigenkommission zur Erstellung des Fünften Jugendberichts der Bundesregierung, Mitglied Vorstand und Konzil der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Leitung der Arbeitsgruppe „Sozialisation in und durch die Hochschule“ der Sektion Soziologie der Bildung und

Erziehung, Vorsitzende des Ausschusses für Lehre der DGS, Team-Leitung des ersten offiziellen Frauenforschungsprojektes an Hamburger Hochschulen, Frauenbeauftragte des Fachbereichs Sozialwissenschaften an der Universität Hamburg (Frauenförderpreis der Universität), Mitglied im Evaluationsteam für Sozialwissenschaften an den Hochschulen Niedersachsens (ZEVA), Vorsitzende der Evaluationskommission des Instituts für Soziologie Universität Hamburg im Verbund Norddeutscher Universitäten; Forschungsschwerpunkte: Bildungs- und Geschlechterforschung, Sozialisation an der Hochschule (Studium und Beruf), Schulforschung und Schule (Koedukationsdebatte), Interdependenzen von Familie, Beruf und Geschlecht, Migration; Publikationen: Sommerkorn, Ingrid N.: Lehren und Lernen in der Soziologie heute. Berlin 1990; Sommerkorn, Ingrid N. (Mit Bettina Hoeltje, Katharina Liebsch): Wider den heimlichen Lehrplan. Bielefeld 1995. Homepage: www.sozialwiss.uni-hamburg.de/Isoz/isoz/schwerpunkte/sozialisation/sommerkornvita.html



Regina Becker-Schmidt: geb. 1937, Promotion 1971 1968-1972 Wissenschaftliche Assistentin, dann Dozentin am gesellschaftswissenschaftlichen Fachbereich der Universität Frankfurt, 1973-2003 Professorin am Psychologischen Institut der Universität Hannover; 1995-1997 Mitglied der niedersächsischen Kommission des MWK zur Förderung der Frauenforschung in Naturwissenschaften, Technik und Medizin, ab Juli 1999 Dekanin des Projektbereichs „Arbeit“ für die Dauer der Internationalen Frauenuniversität Hannover 2000; Forschungsschwerpunkte: Frauenpraxen im Spannungsfeld von Haus- und Berufsarbeit, sozialpsychologische und gesellschaftstheoretische Ansätze zur Geschlechterforschung, politische Psychologie und Psychoanalyse; Publikationen: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli: Feministische Theorien zur Einführung, Hamburg 2000; Becker-Schmidt, Regina (Hg.): Gender and Work in Transition. Globalization in Western, Middle and Eastern Europe. Opladen 2002.

Homepage: www.gps.uni-hannover.de/gender/BECKER_SCHMIDTneu.htm



Ute Gerhard: geb. 1939, Promotion 1977 Universität Bremen, Habilitation 1986 Universität Hannover in Soziologie; seit 1987 Professur für Soziologie mit dem Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung am FB Gesellschaftswissenschaften der Universität Frankfurt a. M., seit April 2004 emeritiert; 1997-2004 geschäftsführende Direktorin des Cornelia Goethe-Zentrums für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse an der Universität Frankfurt a. M.; Forschungsschwerpunkte: Geschichte und Theorie des Feminismus, Sozialpolitik, Frauen und Recht, Rechtsgeschichte, Rechtssoziologie; Publikationen: Gerhard, Ute (Hg.): *Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. München 1997; Gerhard, Ute: *Atempause. Feminismus als demokratisches Projekt*. Frankfurt a. M. 1999; Gerhard, Ute: *Debating Women's Equality. Toward a Feminist Theory of Law from a European Perspective*. New Brunswick, NJ. 2001.

Homepage: www.uni-frankfurt.de/cgc/cgc-gerhard.shtml



Helga Krüger: geb. 1940, Promotion 1969 Universität Kiel, seit 1974 Professur für Soziologie mit Denomination Familiensoziologie, Familiale und Berufliche Sozialisation Universität Bremen; 1988-2001 Leitungsmitglied im SFB 186 der DFG „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf“ an der Bremer Universität, seit 1994 Gründungsmitglied des Studiengangs Lehramt Pflegewissenschaft, dessen Leitung als Modellversuch der BLK von 1992-1999, 2001-2005 Gründungsmitglied der Graduate School of Social Sciences Universität Bremen, 2003-2005 2. Vorsitzende der Kommission der Bundesregierung zur Erstellung des 7. Familienberichts (Zukunft der Familie); Forschungsschwerpunkte: Berufs- und Berufsbildungsforschung, Familien- und Berufssozialisation, Frauen- und Lebenslauforschung, Pflegeforschung; Publikationen: Krüger, Helga u. a. (Hg.): *Pflege lehren – Pflege managen. Eine Bilanzierung innovativer Ansätze*. Frankfurt a. M. 2000; Krüger, Helga/Born, Claudia (Hg.): *Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime*. Weinheim/München 2001.

Homepage: www.pflege.uni-bremen.de/wir/krueger.htm



Sigrid Metz-Göckel: geb.1940, Promotion 1972 Universität Gießen, seit 1976 Hochschullehrerin und Leiterin des Hochschuldidaktischen Zentrums und des Schwerpunkts Frauen- und Geschlechterforschung am Hochschuldidaktischen Zentrum sowie der Frauenstudien der Universität Dortmund; Leiterin der Evaluation der Internationalen Frauenuniversität 2000, Mehrere Forschungsaufenthalte in Paris im CNRS, in den USA am Women's College Wellesley, in Polen an der Universität Krakau; Forschungsschwerpunkte: Vergleichende Hochschulforschung, Koeduktionsforschung, Technikpotenziale von Frauen, Wissenschaftlerinnen-Karrieren; Publikationen (Auswahl): Metz-Göckel, Sigrid (Hg.). Lehren und Lernen an der Internationalen Frauenuniversität. Opladen 2002; Metz-Göckel, Sigrid: Exzellenz und Elite im amerikanischen Hochschulsystem. Wiesbaden 2004. Zimmermann, Karin/Metz-Göckel, Sigrid/Huter, Kai: Grenzgänge zwischen Wissenschaft und Politik. Geschlechterkonstellationen in wissenschaftlichen Eliten. Wiesbaden 2004.

Homepage: www.hdz.uni-dortmund.de



Ulrike Vogel: geb. 1940, Promotion 1969 Universität Göttingen, 1976 Habilitation TU Braunschweig in Soziologie, 1983-2005 Professur für Soziologie TU Braunschweig; 1996-1998 Vizepräsidentin der TU Braunschweig, 1997-1999 Wissenschaftliche Leiterin des Instituts Frau und Gesellschaft (IFG) in Hannover (im Nebenamt), seit 1999 Mitglied, seit 2004 Vorsitzende des Konvents der Evangelischen Akademie Loccum; Forschungsschwerpunkte: Studentinnen und Studenten v. a. in Technikwissenschaften, Qualitative und quantitative Forschung zu Wissenschaftskarrieren von Frauen und Männern – in interaktionistischer sowie auf soziale Felder bezogener Perspektive; Publikationen: Vogel, Ulrike/Hinz, Christiana: Zur Steigerung der Attraktivität des Ingenieurstudiums. Erfahrungen und Perspektiven aus einem Projekt. Bielefeld 2000; Vogel, Ulrike/Hinz, Christiana: Wissenschaftskarriere, Geschlecht und Fachkultur. Bewältigungsstrategien in Mathematik und Sozialwissenschaften. Bielefeld 2004; Vogel, Ulrike (Hg.): Was ist weiblich – was ist männlich? Aktuelles zur Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften. Bielefeld 2005.

Homepage: www-public.tu-bs.de:8080/~uvogel/



Ilse Dröge-Modelmog: geb. 1941, Promotion 1968 Universität Münster, Habilitation 1978 Universität Oldenburg; Soziologie mit dem Schwerpunkt Soziologische Theorie, seit 1978 Professorin für „Soziologische Theorie“ Universität Oldenburg; 1986-1988 1. Vizepräsidentin der Universität Oldenburg, 1991-1993 Sprecherin der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Mitglied der Erxleben-Kommission des MWK Hannover, Mitglied der Gründungskommission des „Zentrums für feministische Studien“ Universität Bremen, Gründungsmitglied des „Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung“ Universität Oldenburg, Mitglied der Gründungskommission „Forum Frauen in Kirche und Gesellschaft“; Forschungsschwerpunkte: Soziologische Theorien, feministische Wissenschafts- und Erkenntnistheorien, Gender-Kulturen und Gegenkulturen, Schmerz-Kulturen; Publikationen: Dröge-Modelmog, Ilse/Kirsch-Auwärter, Edit: Kultur in Bewegung. Beharrliche Ermächtigungen. Freiburg 1996; Modelmog, Ilse: Die Schein-Heilige. Essen 2004; Modelmog, Ilse: Schmerzkulturen (2005) Homepage: www.uni-oldenburg.de/soziologie/787.html



Irene Dölling: geb. 1942, Promotion 1970, Habilitation 1975 Humboldt-Universität Berlin. Seit 1994 Professorin für Frauenforschung an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Potsdam, bis 1994 Professorin für Kulturtheorie an der Humboldt-Universität Berlin; dort 1989 Mitbegründerin des Zentrums für Interdisziplinäre Frauenforschung und bis 1991 wissenschaftliche Leiterin des ZiF, seit 1998 Leiterin einer von der Uni Potsdam eingesetzten Kommission zur Erarbeitung einer Studien- und Prüfungsordnung für ein Magister-Nebenfach „Frauen- und Geschlechterstudien“ und zur Vorbereitung und Eröffnung dieses Studiengangs, Mitglied der Redaktion der „Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung“, in deren Heft 2/98 die Beiträge und Diskussionen eines Workshops veröffentlicht wurden, der an der Universität Potsdam im Juni 1998 zum Thema „Disziplinäre Quergänge.- (Un)Möglichkeiten transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung“ durchgeführt wurde; Publikationen: Andresen, Sünne/Dölling, Irene/Kimmerle, Christoph: Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis. Geschlechter-Wissen und Organisationsverständnis von Reformakteuren. Opladen 2003; Dölling, Irene: „Geschlechter-Wissen“ – ein nützlicher Begriff für die „ver-

stehende‘ Analyse von Vergeschlechtlichungsprozessen? In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien. 2005. 23. 1+2: 44-62
Homepage: www.uni-potsdam.de/u/frauenforschung/profil-Doelling.html



Carol Hagemann-White: geb. 1942 in New Jersey, USA, Promotion 1970 Freie Universität Berlin, 1976 Habilitation in Soziologie an der FU Berlin, 1977-1980 Wissenschaftliche Begleitung des Modellversuchs „Hilfen für misshandelte Frauen“, Forschung im Frauenhaus Berlin, seit 1988 Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik/Frauenforschung an der Universität Osnabrück; 1992-1997 Wissenschaftliche Leiterin des Instituts Frau und Gesellschaft (IFG) in Hannover (im Nebenamt); Forschungsschwerpunkte: Sozialisation und Konstruktion von Geschlecht, Gewalt im Geschlechterverhältnis, Frauengesundheit, Geschlechtergerechtigkeit; Publikationen: Hagemann-White, Carol: Sozialisation: weiblich – männlich. Leverkusen 1984, 2. Aufl. 1998; Hagemann-White, Carol, u. a.: Wissenschaftliche Begleitung Interventionsprojekte gegen häusliche Gewalt – Abschlussbericht. 4 Bde. Berlin 2004 (BMSFSFJ) (veröffentlicht auf der Internetseite des Ministeriums).

Homepage: www.fb3.uni-osnabrueck.de/lehrende/hagemann/



Marianne Rodenstein: geb. 1942, Promotion 1976 Universität München. Habilitation 1987 TU Berlin: Soziologie und Planungstheorie, seit 1988 Professur Soziologie und Sozialpolitik mit dem Schwerpunkt Stadt-, Regional- und Gemeindeforschung an der J.W. Goethe-Universität Frankfurt a. M.; bis 2000 Vorstandsmitglied des Frankfurter Instituts für Frauenforschung, im Beirat von Macenia; Forschungsschwerpunkte: Stadtplanungstheorie und -geschichte, Stadt und Gesundheit, feministische Stadtsoziologie, Kommunal-, Frauen- und Sozialpolitik; Publikationen: Rodenstein, Marianne: Wege zur Nichtsexistischen Stadt. Architektinnen und Planerinnen in den

USA. Freiburg 1994; Rodenstein, Marianne (Hg.): Hochhäuser in Deutschland. Stuttgart 2000; Rodenstein, Marianne: Von baulich-räumlicher Herrschaft zur Analyse von „gendered spaces“. In: Spellerberg, Annette (Hg.): Die Hälfte des Hörsaals. Frauen in Hochschule, Wissenschaft und Technik. Berlin 2005.

Homepage: www.gesellschaftswissenschaften.uni-frankfurt.de/index.pl/mrodenstein



Eva Senghaas-Knobloch: geb. 1942, Promotion 1978 Universität Frankfurt a. M., Habilitation 1988 Politikwissenschaft Universität Bremen, seit 1992 Professur für Arbeitswissenschaft mit dem Schwerpunkt sozialwissenschaftliche Humanisierungsforschung Universität Bremen; Mitglied des Beirats der Zeitschriften Feministische Studien und Concepts and Transformation sowie der Forschungsstelle Dortmund (SFS Dortmund), Mitglied des Kuratoriums der Hanns-Lilje-Stiftung und der Kammer für öffentliche Verantwortung der EKD (stellv. Vorsitzende); Forschungsschwerpunkte: Inter- und transnationale Regulierung von Arbeit in globalen Strukturen, Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Wandel, Arbeitskultur und Organisationslernen; Publikationen: Senghaas-Knobloch, Eva (Hg.): Macht, Kooperation, Subjektivität in betrieblichen Veränderungsprozessen. Mit Beispielen aus Aktionsforschung und Prozessberatung in Klein- und Mittelbetrieben. Münster/Hamburg/London/Berlin 2001; Senghaas-Knobloch, Eva/Dirks, Jan/Liese, Andrea: Internationale Arbeitsregulierung in Zeiten der Globalisierung. Politisch-Organisatorisches Lernen in der Internationalen Arbeitsorganisation (IAO). Münster 2003.

Homepage: www.artec.uni-bremen.de/team/person.php?id=4



Karin Flaake: geb. 1944, Promotion 1976 Universität Göttingen, Habilitation 1989 Universität Frankfurt a. M. in Soziologie mit dem Schwerpunkt Sozialpsychologie, seit 1994 Professur Soziologie mit dem Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung am Institut IV Universität Oldenburg; Koordination des im WS 1979/98 in Oldenburg eröffneten Magisterstudiengangs Frauen und Geschlechterstudien, Mitglied der Geschäftsführung des Zentrums für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Oldenburg (ZFG); Forschungsschwerpunkte: Psychoanalytisch-sozialpsychologische Analysen zum Geschlechterverhältnis und zu Entwicklungsprozessen bei Mädchen und Frauen sowie psychoanalytisch-herme-neutische Textinterpretation; Publikationen: Flaake, Karin: Körper, Sexualität und Geschlecht. Studien zur Adoleszenz junger Frauen. Gießen 2001; Flaake, Karin/King, Vera (Hg.): Weibliche Adoleszenz. Weinheim 2003.

Homepage: www.uni-oldenburg.de/soziologie/814.html



Gudrun-Axeli Knapp: geb. 1944, Berufstätigkeiten, ab 1972 Studium der Soziologie, Politischen Wissenschaft und Sozialpsychologie an der Universität Hannover, Promotion dort 1980, 1990 Habilitation in Sozialwissenschaften/Sozialpsychologie an der Universität Bremen, seit 1991 Professorin im Fach Sozialpsychologie an der Universität Hannover; Sprecherin des Studien- und Forschungsschwerpunkts „Gender Studies“; Forschungsschwerpunkte: Sozialpsychologie der Geschlechterdifferenz, Soziologie des Geschlechterverhältnisses, Feministische Theorie und Epistemologie, Theorievergleich/Gesellschaftstheorie, Intersectionality; Publikationen:

Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika: Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik I, Münster 2001; Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika: Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II, Münster 2003.

Homepage: www.sozpsy.uni-hannover.de/knapp2/



Tilla Siegel: geb. 1944, Promotion 1979 Freie Universität Berlin, Habilitation 1988 Freie Universität Berlin in Soziologie, seit 1994 Professur mit dem Schwerpunkt Soziologie industrieller Gesellschaften Universität Frankfurt a. M.; seit 2001 Sprecherin des Direktoriums des „Internationalen Promotionsprogramms Gesellschaftswissenschaften“, seit 2005 Sprecherin des Gründungsdirektoriums der „Frankfurt Graduate School of Humanities and Social Sciences“; Forschungsschwerpunkte: Soziologie industrieller Gesellschaften mit den Schwerpunkten Industrie- und Organisationssoziologie, Gesellschaftstheorie, soziale Ungleichheit, Geschlechterverhältnisse; industrielle und soziale Rationalisierung im diachronen und synchronen Vergleich, Sozialgeschichte Deutschlands unter dem Nationalsozialismus, Weltmarkt und Unterentwicklung; Publikationen: Siegel, Tilla: Leistung und Lohn in der nationalsozialistischen Ordnung der Arbeit. Opladen, WV 1989; Aulenbacher, Brigitte/Siegel, Tilla (Hg.): Diese Welt wird völlig anders sein. Denkmuster der Rationalisierung. Pfaffenweiler 1995.

Homepage: www.uni-frankfurt.de/fb03/tsiegel



Sabine Gensior: geb. 1945, Promotion 1977 Freie Universität Berlin, Habilitation 1990 Soziologie/Industriesoziologie Universität Kassel, seit 1988 Professur an der Fachhochschule für Wirtschaft Berlin, seit 1992 Professur für Wirtschafts- und Industriesoziologie an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus; Sachverständige der Enquête-Kommission des 11. Deutschen Bundestages „Zukünftige Bildungspolitik – Bildung 2000“, Vorstandsvorsitzende Deutsche Vereinigung für Sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung (SAMF) e. V.; Forschungsschwerpunkte: Wirtschafts-, Industrie-, Technik- und Bildungssoziologie, sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung, Frauenerwerbsarbeit, Vernetzungs- und Transformationsforschung; Publikationen: Gensior, Sabine (Hg.): Vergesellschaftung und Frauenerwerbsarbeit. Ost-West-Vergleiche. Berlin 1995; Fischer, Joachim/Gensior, Sabine (Hg.): Netz-Spannungen. Trends in der sozialen und technischen Vernetzung von Arbeit. Berlin 1995; Fischer, Joachim/Gensior, Sabine (Hg.): Sprungbrett Region? Strukturen und Voraussetzungen vernetzter Geschäftsbeziehungen. Berlin 2002. Homepage: www.tu-cottbus.de/BTU/ZTG/Indsoz/t_gensior.html



Elisabeth Beck-Gernsheim: geb. 1946, Promotion 1973 Universität München, Habilitation 1987 Universität München in Soziologie, seit 1994 Professur Soziologie Universität Erlangen-Nürnberg; 1996 Fellow Universität Cardiff, 1997/98 Fellow Wissenschaftskolleg Berlin, 2002/2003 Fellow Hamburger Institut für Sozialforschung; Forschungsschwerpunkte: Arbeit und Beruf, Familie und Geschlechterverhältnisse, Migration und multikulturelle Gesellschaft, Technik und Technikfolgen; Publikationen: Beck-Gernsheim, Elisabeth: Technik, Macht und Moral. Über die Reproduktionstechniken und Gentechnologie. Frankfurt a. M. 1991; Beck-Gernsheim, Elisabeth: Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen. München 1998. 2.Aufl. 2002; Beck-Gernsheim, Elisabeth: Wir sind die anderen. Vom Blick der Deutschen auf Migranten und Minderheiten. Frankfurt a. M. 2004. Homepage: www.soziologie.phil.uni-erlangen.de/user.php?uid=18



Doris Janshen: geb. 1946, Promotion 1979 FU Berlin, seit 1990 Professur für Soziologie an der Universität Gesamthochschule Essen, Schwerpunkte: Militär-Soziologie, Soziologie der Mensch-Tier-Kommunikation, Zivilisationskritik aus frauenpolitischer Perspektive; seit 1997 Direktorin des Essener Kollegs für Geschlechterforschung, zahlreiche hochschulpolitische Ämter; Forschungsschwerpunkte: Veröffentlichungen in Literatur- und Sozialwissenschaften z.B. sozialer Wandel durch neue Technologien, Frauen und Technik, sexuelle Gewalt, Landfrauen im Wandel der Industriegesellschaft, soziomedizinische Genderforschung, Begegnungen der Wissenschaften und Künste; Publikationen: Janshen, Doris/Rudolph, Hedwig u. a.: Ingenieurinnen. Frauen für die Zukunft. Berlin 1987; Janshen, Doris (Hg.): Sexuelle Gewalt. Die allgegenwärtige Menschenrechtsverletzung. Frankfurt a. M. 1991; Janshen, Doris (Hg.): Frauenforschung – Männerforschung. Sichtweisen auf das Geschlechterverhältnis. Frankfurt a. M. 1999.

Homepage: www.raumplanung.uni-dortmund.de/fwr/essen_janshen.htm



Helgard Kramer: geb. 1947, Promotion 1978 Universität Frankfurt a. M., Habilitation 1990 Universität Frankfurt a. M., seit 1993 Professur für Allgemeine Soziologie unter bes. Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse (Soziologie und Gender Studies) am Institut für Soziologie der FU Berlin; Nafög (Berliner Kommission für die Förderung des wiss. Nachwuchses), Studienordnung, Lehrkommission, Prüfungsausschuss, Direktorin; Forschungsschwerpunkte: Interkulturelle Gender Studies, Täterforschung zum Nationalsozialismus, Rassismustheorien und Autoritarismusforschung, Wissenschaftstheorie; Publikationen: Kramer, Helgard (Hg.): Globalization of Communication an Intercultural Experience. Berlin 1998; Kramer, Helgard (Hg.): Die Gegenwart der NS-Vergangenheit. Berlin/Wien 2000; Kramer, Helgard/Naegele, Roger (Hg.): Geschlechterarrangements in globaler und historischer Perspektive. Heidelberg 2003.



Ilona Ostner: geb. 1947, Promotion 1978 Universität München, Habilitation 1989 Universität Hannover in Soziologie; 1983-89 Professur Fachhochschule Fulda: Sozialarbeit, Schwerpunkt Soziologie der Frauenarbeit, 1989 Professur Universität Bochum: Soziologie, Sozialstrukturanalyse, Frauenforschung, 1990-94 Professur Universität Bremen: Allgemeine Soziologie unter besonderer Berücksichtigung der Soziologie der Geschlechterverhältnisse, seit 1994 Professur für Vergleichende Sozialpolitik Universität Göttingen; seit 1997 Sprecherin des Graduiertenkollegs „Die Zukunft des Europäischen Sozialmodells“, 1998-2003 Mitherausgeberin der Zeitschrift

Soziologie, der „European Societies“ und der Zeitschrift für Familienforschung, 2001-2004 Vorsitzende des GESIS-Kuratoriums; Forschungsschwerpunkte: Sozialpolitik im internationalen Vergleich, Familienpolitik und europäische Integration, Sozialpolitik als Geschlechterpolitik; Publikationen: Ostner, Ilona/Glatzer, Wolfgang (Hg.): Deutschland im Wandel. Sozialstrukturelle Analysen. Sonderband der Zeitschrift Gegenwartskunde. Opladen 1999; Ostner, Ilona/Leitner, Sigrid/Schratzenträssler, Margit (Hg.): Wohlfahrtsstaat und Geschlechterverhältnis im Umbruch. (Jahrbuch 7 des Zentrums für Europa- und Nordamerikastudien) Wiesbaden 2004. Homepage: <http://wwwuser.gwdg.de/~uxsp/ostner0.htm>



Ilse Lenz: geb. 1948, Promotion 1983 FU Berlin; Habilitation 1989 Universität Münster in Soziologie, seit 1992 Professur für Geschlechter- und Sozialstrukturforschung Universität Bochum Fakultät für Sozialwissenschaft, kooptiert an der Fakultät für Ostasienwissenschaften; 1995-99 Sprecherin der Sektion Frauenforschung in der DGS, Betreuung der Marie-Jahoda-Gastprofessur Universität Bochum, Mitherausgeberin der Reihe „Geschlecht und Gesellschaft“, 2003-2004 Dekanin der Fakultät für Sozialwissenschaft; Forschungsschwerpunkte: Frauenbewegungen und Frauenpolitik im internationalen Vergleich, Globalisierung und Geschlecht, VINGS

(Virtual International Gender Studies), Theorien zu Geschlecht und Ethnizität; Publikationen: Lenz, Ilse/Mae, Michiko/Klose, Karin (Hg.): Frauenbewegungen weltweit. Aufbrüche, Kontinuitäten, Veränderungen. Opladen 2000; Lenz, Ilse u. a. (Hg.): Crossing borders and shifting boundaries. Vol. II Gender, Identities and Networks. Opladen 2002; Lenz, Ilse/Mense, Lisa/Ullrich, Charlotte: Reflexive Körper? Zur Modernisierung von Sexualität und Reproduktion. Opladen 2003. Homepage: <http://www.ruhr-uni-bochum.de/oaw/poa/team/lenz/>



Hildegard Maria Nickel: geb. 1948, Promotion 1977 Humboldt-Universität Berlin, Habilitation 1986 Humboldt-Universität Berlin in Geschlechtersoziologie, seit 1992 Professur für Soziologie Humboldt-Universität Berlin; 1994 Helge-Pross-Preisträgerin, seit 1993 wissenschaftliche Leiterin des Zentrums für interdisziplinäre Frauenforschung an der Humboldt-Universität Berlin, 1999-2001 Sprecherin der Sektion Frauenforschung in der DGS, April –September 2002 Staatssekretärin in der Senatsverwaltung Wirtschaft, Arbeit, Frauen in Berlin; Forschungsschwerpunkte: Soziologie der Arbeit und Geschlechterverhältnisse, sozialer Wandel in den neuen

Bundesländern, Umstrukturierung des großbetrieblichen Dienstleistungssektors; Publikationen: Nickel, Hildegard Maria/Völker, Susanne/Hüning, Hasko (Hg.): Transformation – Unternehmensorganisation – Geschlechterforschung. Leverkusen 1999. Kolinsky, Eva/Nickel, Hildegard Maria (Hg.): Reinventing Gender. London 2002; Lohr, Karin/Nickel, Hildegard Maria (Hg.): Subjektivierung von Arbeit. Münster 2005.

Homepage: <http://www2.hu-berlin.de/sag/mitarbeiter/profnickel.html>



Ursula Müller: geb. 1949, Promotion 1972 Universität Frankfurt a. M., Habilitation 1988 Universität Bremen in Sozialwissenschaften, seit 1989 Professur für Sozialwissenschaftliche Frauenforschung Universität Bielefeld; Direktorin des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung Univ. Bielefeld (IFF); Forschungsschwerpunkte: Theorie und Methodologie der Frauen- und Geschlechterforschung, Arbeitsmarkt und Bildung, Geschlecht und Organisation (Polizei, Hochschule, Diversity), Curriculumentwicklung (auch international) und online-Lehre, international vergleichende Forschung zu Männlichkeiten, Geschlecht und Gewalt; Publikationen: Müller, Ursula/Belinzki, Eszter/Hansen, Katrin (Hg.): Diversity Management/Best Practice Beispiele im internationalen Feld. Münster 2003; Müller, Ursula/Müller-Franke, Waltraud/Pfeil, Patricia/Wilz, Sylvia: Integration mit Vorbehalt. Geschlechterkonstruktionen im Organisationswandel am Beispiel Polizei (2006).

Homepage: <http://www.uni-bielefeld.de/soz/we/frauenforschung/ma/mueller.htm>